This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

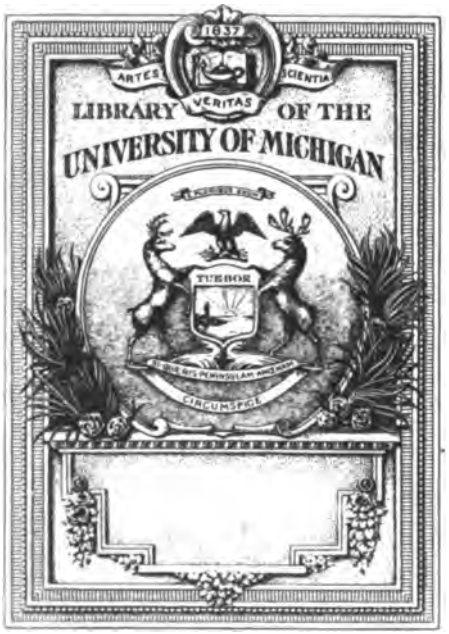
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

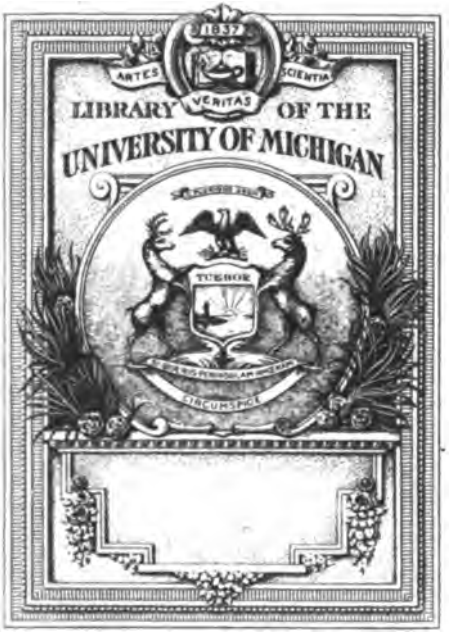


THE GIFT OF
Mr. C. J. G. Burch

G
463
.S296

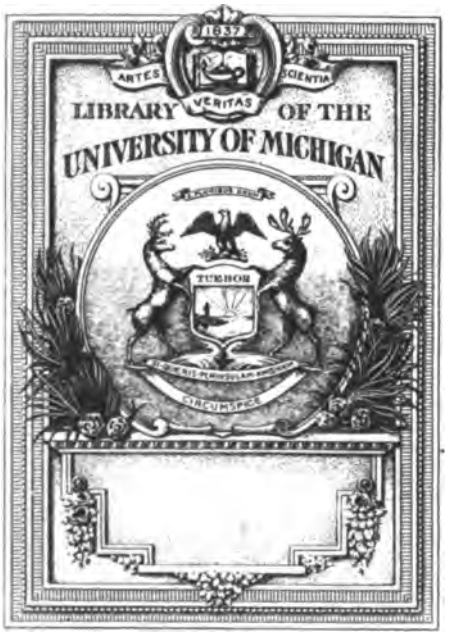
THE GIFT OF
Mr. C. J. G. Burch

G
463
.S296



THE GIFT OF
Mr. C. J. G. Burch

G
463
.S296



THE GIFT OF
Mr. C. J. G. Burch

G
463
.S296

UNIV OF MICH.

B

Taf. VIII.

G. A. Lehmann Sc.

Der

Weltumsegler.

Oder

Reise

durch

alle fünf Theile der Erde

mit

vorzüglicher Hinsicht auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst ꝛc.

Zum

Selbstunterricht der Jugend

zweckmäßig abgefaßt

von

D. F. Schäffer,

Gouverneur bei dem Königl. Hof-Pagen-Institut zu Potsdam.

Zweiter Band.

Afrika.

UNIV OF MICH.

Mit acht illuminirten Kupfertafeln und einer Karte.

Berlin, 1803.

Bei Oehmigke dem Jüngern.

Mr. C. J. G. Buch
F-9-1924

Etwas zur Vorrede.

Der Plan, dem ich bei der Ausarbeitung des ersten Theils dieses Werks gefolgt bin, liegt auch bei dem gegenwärtigen zweiten Theile zum Grunde, und ich habe daher wenig hinzuzusetzen. Um einer ermüdenden Gleichförmigkeit auszuweichen, ist in der Länder- und Völkerbeschreibung nicht immer einerlei Ordnung beobachtet worden. Es wäre vielleicht kein Fehler gewesen, wenn ich das Wissenswerthe von den Völkern der Berberei und von den Negern an einen Ort so zusammengestellt hätte, wie das bei den Kaffern und Hottentotten größtentheils geschehen ist; allein aus dem angeführten Grunde schien es mir rathsamer, bei verschiedenen Gelegenheiten

von diesen Nationen zu reden, von den Negern z. B. bei Senegambien, Ober- und Nieder-Guinea, doch so, daß die Ähnlichkeiten mehrerer Völkerschaften auf einmal zusammengefaßt, die Verschiedenheiten aber gehörigen Orts berührt worden sind. Die Ruinen in der Berberei würden mir eben sowohl als die ägyptischen Alterthümer Veranlassung gegeben haben, einige Blicke in die Vergangenheit zu thun, wenn nicht dadurch der neuen Geographie und Statistik der Raum entzogen worden wäre, weshalb auch die Geschichten der nördlichen Afrikanischen Staaten und der Reiche Habesh und Congo, die vielleicht Liebhaber gefunden hätten, weggeblieben sind, so wie Beschreibungen von Naturgegenständen, die schon im ersten Theile ihre Stellen erhalten haben, und solche, die in der Folge bei den Ländern vorkommen werden, wo sie einheimisch sind, z. B. die Muskatnuß-, Gewürznelken und Kaffeebäume. Um den Raum für wichtigere Gegenstände zu ersparen, hielt ich es für unerlaubt, hie und da einzelne Gegenden lebhafter auszumalen, als es

geschehen ist. Die Nachrichten, die wir neuern Reisenden, vornehmlich auf englischen Betrieb, zu danken haben, sind zu interessant, als daß sie dichterischen Ausschmückungen einzelner schönen Ansichten hätten weichen sollen. — Des Herrn Professor Bruns systematische Erdbeschreibung von Afrika, der 2te, 5te, 7te, 8te und 12te Theil des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, verbunden mit eigenen Sammlungen aus andern Schriften, sind die Quellen, woraus ich geschöpft habe. Unter den in diesem Theile angeführten Meilen sind deutsche oder geographische zu verstehen, deren 15 einen Äquatorgrad ausmachen.

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Afrika	Seite 1
Die Azoriſchen Inſeln	ibid.
Madeira	3
Porto Santo	5
Die Canariſchen Inſeln	6
Das Kaiſerthum Fez und Marocco	12
Der Staat Algier	47
Der Staat von Tunis	65
Der Staat von Tripolis	71
Das Königreich Fezzan	75
Sahara	80
Ägypten	91
Nubien	130
Habeſh	138
Das Königreich Adel	161
Die Küſte Ajan	162
Die Küſte Zanguebar	ibid.
Die Küſte von Mozambique	166
Die Inſel Madagascar	167
Die Mascarenen	180

Die Sechelles oder Mahé-Inſeln . . . . . Seite 183
Die Admiranten-Inſeln 184
Die Comoriſche Inſeln . . . . . ibid.
Die Länder der Kaffern 186
Das Hottentottenland 193
Nieder-Guinea 222
Sudan oder Nigritien 263
Senegambien 275
Die Capoverdiſchen, oder die Inſeln des grünen Vorgebirges 300
Ober-Guinea 303
Die Pfeffer- oder Malagueten-Küſte . . . . . ibid.
Die Zahn- oder Elfenbeinküſte 305
Die Goldküſte 307
Die Sclavenküſte 321
Überſicht 340

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Afrika	Seite 1
Die Azoriſchen Inſeln	ibid.
Madeira	3
Porto Santo	5
Die Canariſchen Inſeln	6
Das Kaiſerthum Fez und Marocco	12
Der Staat Algier	47
Der Staat von Tunis	65
Der Staat von Tripolis	71
Das Königreich Fezzan	75
Sahara	80
Ägypten	91
Nubien	130
Habeſh	138
Das Königreich Adel	161
Die Küſte Ajan	162
Die Küſte Zanguebar	ibid.
Die Küſte von Mozambique	166
Die Inſel Madagascar	167
Die Mascarenen	180

Die Sechelles oder Mahé-Inseln . . . . . Seite 183
Die Admiranten-Inseln 184
Die Comorische Inseln . . . . . ibid.
Die Länder der Kaffern 186
Das Hottentottenland 195
Nieder-Guinea 222
Sudan oder Nigritien 263
Senegambien 275
Die Capoverdischen, oder die Inseln des grünen Vorgebirges 300
Ober-Guinea 303
Die Pfeffer- oder Malagueten-Küste . . . . . ibid.
Die Zahn- oder Elfenbeinküste 305
Die Goldküste 307
Die Sclavenküste 321
Übersicht 340

Erklärung der Kupfer

und

Nachricht für den Buchbinder.

Taf. I. Die Hottentotten und ihre Wohnungen . . Seite 202
Taf. II. Wohnung und Verheirathung der Araber . . — 37
Taf. III. Audienz beim Könige der Gallas . . . . — 160
Taf. IV. Der König von Senaar pflügt ein Stück Feld um — 132
Taf. V. Karavanen in der Sahara . . . . . — 82
Taf. VI. Begräbniß auf der Insel Madagascar . . — 178
Taf. VII. Leichenzug der Mauren . . . . . — 20
Taf. VIII. Jagd der Kabilen oder Breber, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die Karte wird hintenan gebunden.

Unſere vorjährige Reiſe hat uns mit Amerikaniſchen Merkwürdigkeiten bekannt gemacht; auf der diesjährigen werden wir ganz andere Gegenſtände, andere Menſchen mit verſchiedenen Bildungen, Charakteren, Geſchicklichkeiten, Sitten, Regierungen u. ſ. w., andere Thiere und Gewächſe, einen andern Himmel und ſolche Gegenden kennen lernen, die, wo nicht eine glücklichere, doch eine verfeinertere, kunſtreichere und betriebſamere Vorzeit beweiſen. Von den Bermuden, der letzten Station auf unſerer Amerikaniſchen Reiſe, ſegeln wir öſtlich nach

Afrika

und landen nach einer kleinen nordöſtlichen Richtung zuerſt auf den

Azoriſchen Inſeln

dicht unter dem 40° N. B. und um den 35° d. L. Es ſind ihrer 9, St. Miguel und St. Maria am weiteſten gen Oſten; Flores und Corvo gen Weſten, Terceira, Pico, Fayal, St. Georg und Graciosa in der Mitte. Sie gehören dem Könige von Portugal und zählen 142000 Einwohner, könnten aber, wenn nicht verſchiedene Gegenden unangebaut und andere zu felſig wären, wohl noch mehrere

Erklärung der Kupfer

und

Nachricht für den Buchbinder.

Taf. I. Die Hottentotten und ihre Wohnungen . . Seite 202
Taf. II. Wohnung und Verheirathung der Araber . . — 37
Taf. III. Audienz beim Könige der Gallas . . . . — 160
Taf. IV. Der König von Senaar pflügt ein Stück Feld um — 132
Taf. V. Karavanen in der Sahara . . . . . — 82
Taf. VI. Begräbniß auf der Insel Madagascar . . — 178
Taf. VII. Leichenzug der Mauren . . . . . — 20
Taf. VIII. Jagd der Kabilen oder Breber, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die Karte wird hintenan gebunden.

Unſere vorjährige Reiſe hat uns mit Amerikaniſchen Merkwürdigkeiten bekannt gemacht; auf der diesjährigen werden wir ganz andere Gegenſtände, andere Menſchen mit verſchiedenen Bildungen, Charakteren, Geſchicklichkeiten, Sitten, Regierungen u. ſ. w., andere Thiere und Gewächſe, einen andern Himmel und ſolche Gegenden kennen lernen, die, wo nicht eine glücklichere, doch eine verfeinertere, kunſtreichere und betriebſamere Vorzeit beweiſen. Von den Bermuden, der letzten Station auf unſerer Amerikaniſchen Reiſe, ſegeln wir öſtlich nach

Afrika

und landen nach einer kleinen nordöſtlichen Richtung zuerſt auf den

Azoriſchen Inſeln

dicht unter dem 40° N. B. und um den 35° d. L. Es ſind ihrer 9, St. Miguel und St. Maria am weiteſten gen Oſten; Flores und Corvo gen Weſten, Terceira, Pico, Fayal, St. Georg und Graciosa in der Mitte. Sie gehören dem Könige von Portugal und zählen 142000 Einwohner, könnten aber, wenn nicht verſchiedene Gegenden unangebaut und andere zu felſig wären, wohl noch mehrere

ernähren. Wir laufen in den geräumigen und fast vor allen Winden gesicherten Hafen von Angra, der Hauptstadt von Terceira und Residenz des Gouverneurs, ein, welche die vornehmste unter diesen Inseln und von Lissabon etwa 204 deutsche Meilen entfernt ist. Die Stadt hat viel Leben, gerade, breite, gut gepflasterte, reinliche Straßen, mit einem Armenhause, einem Hospitale, 6 Kirchen und 8 Klöstern. Überhaupt haben alle diese Inseln ein sehr katholisches Ansehen, das der hiesige Bischof, ein Untergebener des Erzbischofs in Lissabon, aufrecht erhält. Auf Terceira giebt es noch einige mit Klöstern besetzte und mit Festungswerken versehene Flecken und kleinere Örter, denn sie ist 13 Meilen lang, 6 breit, hat 20000 Einwohner, und, so wie die andern Inseln, eine warme gesunde Luft; aber auch Erdbeben und Feuerausbrüche mit Lavaströmen, so wie

Pico, südwestlich von Terceira, der sie an Größe nichts nachgiebt, und durch einen 1½ Meilen breiten Meeresarm von ihr getrennt, und von fern an ihrem spitz zugehenden sehr hohen Berge erkannt wird, von dessen Gipfel die Aussicht auf die übrigen Inseln und auf das umliegende Meer reizend ist. Die Insel ist sehr fruchtbar, besonders an vortrefflichem Wein und Holz, worunter die Cedern, und die wegen ihres sehr harten röthlichen Holzes noch mehr geschätzten Teixosbäume sich vorzüglich auszeichnen. Allein die fruchtbarste, größte und bevölkertste aller Azoren ist St. Miguel. Außer 1400 Geistlichen zählt sie über 51000 Einwohner, liefert jährlich ohngefähr 12000 Scheffel Weitzen, fast doppelt so viel Hirse und an 5000 Pipen Wein. Von diesen und einigen andern Erzeugnissen, als von Holz, Waid, Citronen, Pomeranzen, Zucker, Gummi, Fleisch, Honig, Wachs und Alaun, werden beträchtliche Quantitäten nach Portugal und Brasilien geschickt, auch von

Engländern und Holländern abgeholt, und jede dieſer Inſeln nimmt an dem Handel mehr oder weniger Antheil. Die Ausfuhr an Wein, Getreide, Vieh und Leinwand beläuft ſich jährlich auf 610000 Rthlr., wovon Braſilien allein für 150000 Rthlr. Wein erhält. Außerdem verſehen ſich die Oſt- und Weſtindienfahrer auf dieſen Eilanden mit Erfriſchungen. Die Hauptſtadt auf St. Miguel, Ponta Delgada, iſt ein anſehnlicher Ort, mit 1879 Häuſern, 12000 Einwohnern und einem befeſtigten Hafen. Die Örter der übrigen kleinen Inſeln, die mehrentheils mit Häfen, Befeſtigungen, Klöſtern und Kirchen reichlich, aber mit Fabriken deſto weniger verſehen ſind, übergehen wir, und ſteuern 126 deutſche Meilen ſüdöſtlich, um die ſehr wichtige portugieſiſche Inſel

Madeira

zu erreichen, die zwiſchen den Azoren und Afrika faſt in der Mitte liegt. Der Hafen der Hauptſtadt Funchal hat 4 Forts, die aber für einen ernſthaften Angriff wohl zu ſchwach ſeyn möchten. Weit mehr iſt Madeira durch ihre Felſen und durch die heftigen Brandungen gedeckt, denen ſich kein Schiff ohne Gefahr nähern darf. Die Stadt liegt in einem immer grünen Thale und genießt eines Clima's, das ſelten ſchöner gefunden wird. Hier erſtirbt die Natur nie; denn Frühling und Sommer ſtehn in ewigem Wechſel. Nehmen wir dazu die beſondere Fruchtbarkeit des Landes, und die Befreiung von allen ſchädlichen Thieren: ſo könnten die Bewohner dieſer ſchönen Inſel ſehr glücklich ſeyn, wenn nicht andere Urſachen ſie davon abhielten. Funchal hat 500 mehrentheils weiß übertünchte Häuſer, aber darunter nur wenige von Anſehn. Die Straßen ſind kothig, ob ſie gleich durch die Canäle rein gehalten werden könnten. Den trockenſten und angenehmſten

Spaziergang gewährt die mit Bäumen beſetzte Eſplanade. Der Hafen enthält viele Schiffe, nur gehören ſie nicht alle portugieſiſchen Kaufleuten, ſondern mehrentheils Engländern, und die übrigen ſind Oſt- und Weſtindienfahrer, die ſich hier erfriſchen. Die Engländer, die in der Stadt eine Factorei von 30 Häuſern beſitzen, und ihren Gewinn nach England ſchicken, haben den Handel an ſich geriſſen; denn dem Portugieſen fehlt es an Kopf, oder an Geld, oder an Verbindungen im Auslande, und der ſchwärzliche Eingeborne, deſſen Geſichtszüge ſo wenig, als ſein mattes Auge gefallen, iſt zu träge. Er pflegt ſich lieber in der Sonne, als daß er irgendwo Hand anlegen ſollte. Aber ſeine Koſt iſt auch ſchlecht, denn ſie beſteht größtentheils in Kürbis und Kabeljau, und wenn er gleich den ſchönſten Wein pflanzt, ſo wird ihm doch der Saft entzogen. Er hat kaum Brod, wenn der Eigenthümer des Weinbergs ſchwelgt. Ganz Madeira bringt jährlich 50000 Oxhoft Wein, (zu 240 Quart) wovon die Hälfte nach England, Nordamerika und den beiden Indien geht. Von dem ſchmackhaften Malvaſier-Wein werden nur 500 Piepen gepreßt. Da die Britten Meiſter des Handels ſind, und ſie aus andern Gegenden Getreide genug bekommen können, wenn es ihnen daran fehlen ſollte: ſo befördern ſie hier auf Koſten des Ackerbaues den Weinbau. Der Boden giebt das dreißigſte Korn, und könnte bei gehöriger Bearbeitung noch einmal ſo viel geben. Wenn gleich nicht alle Gegenden der 80 Q. M. großen Inſel des Anbaues fähig ſind, indem es vielen Bergen an fruchtbarer Erde und an milder Luft fehlt: ſo gehören doch Getreide und Mehl, und denn auch Orangenfrüchte, Orſeille, Gummi, Wachs und Honig zu den vornehmſten Artikeln der Ausfuhr, deren jährlicher Werth, den Wein mitgerechnet, auf mehr als eine Million Thaler geſchätzt wird. Die Einwohner, die

man in 10500 Feuerstellen zu 80000 Menschen angiebt, wovon 15000 in der Stadt wohnen, haben sich ehedem viel Mühe gegeben, nackte Felsen mit Erde zu belegen und Bergströme darüber zu leiten; allein im Ganzen ist dies nicht von Belang, und die Regierung unterstützt wohl englische Spekulationen, aber nicht den Nationalfleiß der Unterthanen. Man sagt, daß die Krone von den Einkünften dieser Insel etwa nur 8000 Pf. Sterl. behalte, und daß das übrige (112000 Pf.) auf die Unterhaltung des Gouverneurs, der Festungswerke und der Garnison, die etwas über 2000 Köpfe stark ist, verwendet würde. Madeira ist in 2 Hauptmannschaften, und diese in 37 Pfarreien getheilt, wozu 1 Stadt, 4 Flecken, 43 Kirchspiele und 8 Klöster gehören. Die katholische Religion ist die herrschende, und hat einen Bischof, der von dem Lissabonner Erzbischof abhängt; allein die Geistlichen haben eben so sehr von ihrem Ansehn verloren, als die Inquisition von ihrer Gewalt. Sonst haßte und verfolgte man jeden Nichtkatholiken, selbst nach seinem Tode, denn man warf die Leiche ins Meer. Dies hat sich aber sehr geändert, und die Bigotterie so vermindert, daß die Klöster sich nicht einmal gehörig rekrutiren können; man dehnt aber das Ansehn der Kirchen zum Nachtheile der Gerechtigkeit und Moralität so weit aus, daß sogar Mörder, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, höchstens Verbannung oder Gefängniß zu befürchten haben, wenn sie sich nicht mit Gelde lösen können. Etwa 10 Meilen nördlich liegt

Porto Santo,

eine ebenfalls portugiesische Insel, wenig über 4 deutsche Meilen lang, nicht besonders fruchtbar, und schlecht bevölkert, etwa mit 1200 Menschen, wovon die Hälfte in der Stadt Porto Santo wohnen, die an einem dem Südwinden sehr ausgesetzten Meerbusen liegt. Die Insel

wird von Madeira aus regiert, und ernährt ihre Bewohner größtentheils vom Weinbaue. — Wir wenden uns südlich zu einer Gruppe von 20 Inseln, welche man

die Canarischen

nennt. Sie gehören seit 1496 den Spaniern, liegen zwischen dem 27 und 29° N. Br., 1 und 5° d. L. nahe an dem Wendekreise des Krebses, und haben ein angenehmes, gesundes Clima; denn die Hitze, die im Sommer nur bei Windstillen an den Küsten einen unerträglichen Grad erreicht, wird glücklicherweise durch die Winde merklich gemäßigt; die Bergluft ist besonders angenehm und erfrischend, und der Winter so gelinde, daß man nirgend als in den Berggegenden die Erwärmung der Zimmer nöthig hat. So wohlthätig die Winde für die Einwohner sind, so beschwerlich fallen sie ihnen, wenn sie aus Norden und Südosten wehen. Jene reinigen und temperiren zwar die Luft, halten aber auch den Wachsthum der Pflanzen und Bäume zurück; diese führen aus den brennenden Afrikanischen Sandwüsten eine erstickende Hitze herbei, die auf alle lebendige Wesen und Pflanzen schädlich wirken muß. Nicht alle Canarien sind bewohnt, sondern nur die 7 größten, nehmlich Ferro, Teneriffa, Canaria, Palma, Gomera, Fuertaventura und Lancerota. Sie sind insgesammt mehr oder weniger bergigt, mit untermischten fruchtbaren Thälern und Ebnen, aber auch mit felsigen öden Gegenden. Unter allen Bergen zeichnet sich der Vulkan auf Teneriffa, der Pico de Teyde aus. Er geht spitz zu, ist 12420 Fuß hoch, gehört also zu den höchsten Bergen der alten Welt, und kann wegen der Menge kleiner Bimssteine, welche die Spitze bilden, nicht leicht erstiegen werden. Der größtentheils mit Schwefel bedeckte Kessel ist 80 Fuß tief. Seit 1704 sind keine vulkanische Ausbrüche erfolgt,

aber Rauch steigt unaufhörlich aus dem Krater in die Höhe, und obgleich die Hitze dicht unter der Oberfläche so stark ist, daß man die Hand nicht lange in der Erde halten kann, so liegt doch um den Gipfel beständig Eis und Schnee, welches die Bauern zum Verkaufe nach den Städten bringen. Auf einigen andern Inseln finden sich mehrere Spuren ausgebrannter Vulkane. Unter einem im Ganzen so vortheilhaften Himmel sollte man eine außerordentliche Fruchtbarkeit vermuthen, und wirklich zeichnen sich auch die Länder in der heißen Zone und unter den Wendekreisen durch Reichthum und Vollkommenheit der Producte aus; aber es kommt dabei nicht allein auf das Clima, sondern auch auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Bewässerung und Cultur an; daher sind die Canarischen Inseln in diesem Puncte nicht von gleichem Werthe. Denn einigen fehlt es an Wasser, als Ferro, auf welcher nur drei Brunnen sind, und dem südlichen Theile von Palma und Lancerota, wo man sich mit Regenwasser, in Cisternen (eigends dazu eingerichteten Gruben) gesammlet, behelfen muß; aber überhaupt findet doch eine mannigfaltige und reiche Production statt, und was der einen Insel abgeht, wird ihr von einer andern leicht zugeführt. Die Einwohner erndten Weitzen, (Groß-Canaria und einige andere Inseln geben zwei Erndten, im Februar und Mai) Gerste, Mais, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Wein, wovon Teneriffa, welches den besten liefert, allein 25000 Pipen preßt, Zuckerrohr, das vorzüglich guten Zucker giebt, Zwiebeln und andere Europäische Gartengewächse, Obst und Südfrüchte. Wir finden hier Bananas, Yams, Datteln, Granaten, Palmen, Öl-, Lorbeer- und Drachenblutbäume, Aloe, Pisang, Orseille von der besten Art, Baumwolle, Fichten, Pappeln und andere wilde Bäume, und eine Menge wohlriechender Blumen, die den ange-

nehmsten Duft verbreiten, und den Bienen die reichste Nahrung darbieten. Die Dattel ist eine Palme, wird bis 150 Fuß hoch und trägt die Blätter an der Spitze des Stammes, wo auch die rothgelben, fast Fingerlangen eirunden Früchte in großen Traubenbüscheln hervorkommen. Sie ist ein ungemein nützlicher Baum. Man ißt die süßen Früchte roh und getrocknet, preßt aus ihnen und entlockt dem Stamme einen Saft, der den Palmwein giebt, verspeiset das wohlschmeckende Mark und die jungen Blätter, füttert mit den zermalmten Kernen das große Vieh, verfertigt aus den ausgewachsenen Blättern Matten, Körbe, Fächer, Sonnenhüte, Schirme und andre Dinge, und benutzt das Holz zu Balken und Pfählen. — Von den Granatbäumen, die vorzüglich den Ländern am Mittelländischen Meere eigen sind, giebt es zwei Arten, mit einfacher und mit gefüllter Blüthe, wovon nur jene Früchte trägt; diese aber wegen ihrer prächtigen hochrothen Blüthe auch in unsern nördlichen Gärten sehr sorgfältig erzogen wird. Der Baum erreicht die Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, und die Früchte sind braungelbe Äpfel mit einer zähen Schaale, und einem gelblichen sehr saftigen Fleische, das in 8 und 9 Abtheilungen viel rothe, wohlschmeckende Kerne einschließt. Der Ölbaum gedeiht auch nur in warmen Ländern, hat die Höhe eines Pflaumenbaums, einen knotigen Stamm, weidenähnliche immer grüne Blätter, und kleine weiße Blüthen, die sich allmählig in rothbraune Zwetschen verwandeln, aus welchen man das bekannte Baumöl preßt. — Der Drachenblutbaum ist eine Palme, von geradem und hohem Wuchse, die aus ihrem Gipfel viel kleine Äste ausläßt, an deren Spitzen die Blätter stehen. Ihre Blüthe ist weißgelb und die Früchte gleichen rothen Beeren, die sowohl, als Einschnitte in den Stamm, ein dunkelrothes Harz, Drachenblut genannt, geben,

geben, deſſen ſich vornehmlich die Mahler und Lakirer bedienen. — Mehr Schilf als Baum iſt der Piſang, denn er beſteht aus lauter grünen papierartigen, oft 10 Fuß langen und 4 Fuß breiten Blättern, ohne holzigen, ſondern mit weichen ſaftigen Stamm, aus deſſen Gipfel ein langer Stengel hervorſchießt, der mit einer gelben und rothen Blüthe gekrönt iſt. Hinter derſelben erſcheinen die gelbgrünen gurkenförmigen Früchte traubenweiſe, die ganz vortrefflich ſchmecken. Sobald ſie reif ſind, ſtirbt der Stamm ab, um einem neuen, aus derſelben Wurzel hervorſproſſenden, Plaz zu machen. Auch dieſes Geſchenk iſt den heißen Erdſtrichen ſehr willkommen. Außerdem, daß die Früchte den Pflücker laben, bereitet man aus ihrem Safte durch Gährung ein geiſtiges Getränk, und bearbeitet den faſerigen Stamm wie Flachs. — Andere hier angeführte Gewächſe haben wir ſchon in Amerika kennen lernen. Die Inſel ernährt beſonders viel Maulthiere, zahmes und wildes Geflügel, vorzüglich Canarienvögel, die hier zu Hauſe ſind; aber außer der ſchwarzen Spinne keine ſchädlichen Geſchöpfe. Das anſtoßende Meer liefert den Inſulanern viel und mancherlei Fiſche, beſonders auch einen Kabeljau, der feiner ſchmeckt als der Neufundländiſche, und zu deſſen Fang etwa 30 Küſtenſchiffe beſtimmt ſind. An Nahrung fehlt es alſo den Einwohnern gar nicht. Dieſe, deren Zahl, 2100 Welt- und Ordensgeiſtliche mitgerechnet, 420000 Köpfe betragen mag, und von Canariſchem, Europäiſchem und Mauriſchem Geblüte abſtammen, haben eine anſehnliche Größe, Stärke, gute Bildung, ſchwärzliche Farbe, langes weiches Haar, und große lebhafte Augen. Kleidung und Sprache ſind Nachahmung der ſpaniſchen, und die öffentliche Verſchleierung der Frauenzimmer iſt Nachahmung mauriſcher Sitten. Ihre Wohnungen ſind ſchlecht, von Steinen und Lehm erbaut,

und einstöckig, nur die Vornehmen wohnen etwas besser. An Handwerkern fehlt es sehr, denn sie werden verachtet. Was man allenfalls Manufakturen nennen könnte, finden wir in den Städten, wo Taffent, seidene Strümpfe, Matratzen, Leinwand und wollene Zeuge verfertigt werden, doch nicht zum Absatz; denn der Handel, dessen Mittelpunct Teneriffa ist, beruht bloß auf Naturproducten. Die Nachkommen katholischer Irländer, die sich vor Zeiten hier angesiedelt, haben ihn an sich gezogen, und führen ihn großentheils auf fremden Schiffen, außer wenn die Ladung nach Amerika geht; dann müssen spanische Schiffe, mit Ausschluß ausländischer Theilnahme, gebraucht werden, denen gewisse Amerikanische Häfen zum Einlaufen bestimmt sind. Das gegenseitige Verkehr dieser Inseln beschäftigt 25 Schiffe, wovon jedes mit 10 Mann besetzt ist. Alle aus- und eingehende Waaren geben der Regierung 7 pr. C. und sie zieht überhaupt von diesen Besitzungen jährlich 360000 Rthlr. reine Einkünfte, wozu die Zölle und der Alleinhandel mit Taback, Orseille, und einigen andern Artikeln, das meiste beitragen. Der Statthalter, der in S. Crure, auf Teneriffa, wohnt, führt mit der Audienz auf Canaria die Regierung, wozu noch ein Corregidor kömmt, den der König jedesmal auf 5 Jahr bestimmt. Man duldet hier nur was Katholik ist, weder Juden noch Muhamedaner, selbst nicht Protestanten, sie müßten denn angesehene Kaufleute seyn. Der Bischof zu Palma, auf Canaria, ist das geistliche Oberhaupt, das jährlich 36000 Rthlr. zu verzehren hat. Die Erziehung muß sehr vernachläßigt werden, denn das gemeine Volk ist der Dieberei und andern Lastern ergeben, und Ermordungen fallen öfter vor. Die nördlichste der Canarien ist die 5 Meilen lange und breite Palma Insel, die stark bewaldete Berge, und an Obst- und Südfrüchten einen Überfluß hat, im westlichen

Theile Zucker, im östlichen Wein baut, 30000 Einwohner zählt, und S. Crux, mit einem Hafen, zur Hauptstadt hat. Ferro liegt am meisten gen Westen, hat 15 Meilen im Umfange, nur 1500 Einwohner, und würde kaum einer Erwähnung verdienen, wenn man nicht den ersten Meridian über sie wegzuziehen pflegte. Ganz anders ist Gomera beschaffen. Sie hat gute Bewässerung, fruchtbaren Boden, und 7000 Einwohner, ob sie gleich nicht größer ist. Teneriffa, etwa 330 Q. M. groß und mit 100100 Einwohnern besetzt, wird sehr benutzt. Hier finden wir noch einige Ureinwohner, die von der spanischen Krone ein kleines, bei der Unterwerfung ihrer Vorfahren festgesetztes Jahrgehalt bekommen, das sie mit einem gewissen Stolze einzufordern pflegen. Die eigentliche Hauptstadt ist Laguna, regelmäßig und mit breiten Straßen angelegt, aber schlecht bewohnt, denn was reich und vornehm ist, und also zu verdienen giebt, hat sich nach S. Crux begeben, obgleich das Äußere dieser von 6000 Menschen bewohnten Stadt nicht gefällt. Sie ist aber der Mittelpunct des Canarischen Handels, und fremde Schiffe kommen fast allein hieher; sie können die Erfrischungen auch wohlfeiler haben als auf Madeira; daher wird der von einigen Forts und Batterieen vertheidigte Hafen fleißig besucht, wenn ihm gleich ein guter Ankergrund fehlt. Der englische Seeheld Nelson mußte den Angriff auf diesen Hafen, im Jahr 1797, mit Verlust seines rechten Armes aufgeben. Am Fuße des Picos liegt die gut gebaute Stadt Orotava, aus deren Hafen vornehmlich Wein ausgeführt wird, und in der nahen Plantage werden Amerikanische Gewächse gezogen, und in der Folge nach Spanien verpflanzt. Das Dorf Ico verfertigt für das spanische Westindien seidene Strümpfe. Die Insel Canaria hat 22½ Meilen im Umfange, ist sehr fruchtbar, gut bewässert, und in

der Mitte bergigt. Vorzüglich reizend und reich ist die Gegend, die man den Berg Daremas nennt, wo die angenehm-duftenden Waldungen, die klaren Bäche, das sanfte Säuseln des Windes, der niedliche Gesang der Canarienvögel, (die hier weit besser singen als in Europa) die reine milde Luft, und der Anblick so vieler köstlicher Früchte, uns an das goldne Zeitalter der Vorwelt erinnern. Zwei Meilen von dieser schönen Gegend liegt, ohnweit einer Bai, die ziemlich große Stadt Palmas, die sich durch die Menge der Kirchen und Klöster zur Residenz des Bischofs eignet. Sie hat 6000, und die ganze Insel 40000 Einwohner. — Fuertaventura ist 80 Meilen lang, 15 breit, hat 10000 Einwohner, 3 kleine Städte, nebst mehreren Dörfern, nur im nördlichen Theile bedeutende Fruchtbarkeit und Bevölkerung, überall salziges Wasser, und leidet sehr von der Heftigkeit der Winde. Lancerota, kleiner als die vorige, liegt sehr hoch, und hat beinahe 8000 Einwohner. Der vornehmste Hafen auf der Insel, Naos, ist zugleich der einzige auf allen Canarien, wo man Schiffe ausbessern kann.

Der nächste Staat, den wir nunmehr besuchen wollen, ist

das Kaiserthum Fez und Marocco,

welcher aus den Reichen Fez, Marocco und Süs, und aus den östlichen Landschaften Tremezen, Tafilet, Segelmessa und Dra besteht. Die erstern beiden Reiche sind in Provinzen getheilt, die von Paschas regiert werden; das ganze Kaiserthum gehört aber einem Monarchen, der gewöhnlich in Mekines residirt. Indem wir unsern Lauf nordöstlich richten, und dem Vorgebirge Non vorbeisegeln, laufen wir in den nächsten und südlichsten maroccanischen Hafen, bei der jetzt wüsten Stadt St. Croix oder Agader ein, deren ehemaliges Verkehr, durch kaiserliche Verlegung der Europäischen Factoreien nach Mogadore, im Jahr 1773

ein Ende genommen hat. Sie liegt in dem Reiche Sus, und deſſen Hauptſtadt Taradant 9 Meilen öſtlich in einer ſchönen Ebene. Das Anſehn dieſes Ortes iſt nichts weniger als Europäiſch, denn die Stadtmauern gehn ſchon längſt in Ruinen über, und die einſtöckigen, von Erde und Lehm aufgeführten, mit kleinen Stuben verſehenen, und unbequem eingerichteten Häuſer liegen, durch Mauern, Gärten und Palmen getrennt, zerſtreut durch einander; indeß iſt die Stadt nicht ganz unbedeutend, wenn ſie gleich ihren alten Glanz verloren hat. Die Einwohner, Mauren, verfertigen feine Haicks und gute Kupferarbeit.

Die Mauren ſind die herrſchende Nation in dieſem, ſo wie in allen Reichen des nördlichen Afrika's. Sie ſind groß, gelbbraun, von ſtarken Knochen und Muskeln, haben regelmäßige Züge, und ſchön geformte, aber nichts ſagende Augen. Ihre Figur iſt im Ganzen nicht häßlich, aber auch nicht ſchön. Hitze und Ausſchweifungen machen ſie hager und für anhaltende Arbeiten zu ſchwach. Trägheit, Stolz, Mißtrauen, Geiz, Rachgierde, Grauſamkeit, Heuchelei, Betrug, Treuloſigkeit, Neigung zum Diebſtahl, Mangel an Ehr- und Freundſchaftsgefühl, ſind die Hauptzüge ihres Charakters. Alles, was Anſtrengung erfordert, als Landwirthſchaft, mechaniſche und andere Arbeiten, vermeiden ſie, daher wird jene ſehr mittelmäßig betrieben, und die meiſten Städter verpachten ihre Ländereien den Landmauren. oder Arabern. Da es nicht viel Handwerker giebt, ſo hält man ſie in Ehren, (die jüdiſchen ausgenommen) beſonders die Sattler, Riemer, Schuſter und Schneider. Die mauriſchen Häuſer ſind ein Stock hoch, und ſchließen einen viereckigten, ebenen, auch wohl mit glaſirten Steinen belegten, immer aber ſehr rein gehaltenen Hof ein, weil er wie ein Zimmer gebraucht wird, und nach welchem die Fenſter des Hauſes herausgehn.

wird von Madeira aus regiert, und ernährt ihre Bewohner größtentheils vom Weinbaue. — Wir wenden uns südlich zu einer Gruppe von 20 Inseln, welche man

die Canarischen

nennt. Sie gehören seit 1496 den Spaniern, liegen zwischen dem 27 und 29° N. Br., 1 und 5° d. L. nahe an dem Wendekreise des Krebses, und haben ein angenehmes, gesundes Clima; denn die Hitze, die im Sommer nur bei Windstillen an den Küsten einen unerträglichen Grad erreicht, wird glücklicherweise durch die Winde merklich gemäßigt; die Bergluft ist besonders angenehm und erfrischend, und der Winter so gelinde, daß man nirgend als in den Berggegenden die Erwärmung der Zimmer nöthig hat. So wohlthätig die Winde für die Einwohner sind, so beschwerlich fallen sie ihnen, wenn sie aus Norden und Südosten wehen. Jene reinigen und temperiren zwar die Luft, halten aber auch den Wachsthum der Pflanzen und Bäume zurück; diese führen aus den brennenden Afrikanischen Sandwüsten eine erstickende Hitze herbei, die auf alle lebendige Wesen und Pflanzen schädlich wirken muß. Nicht alle Canarien sind bewohnt, sondern nur die 7 größten, nehmlich Ferro, Teneriffa, Canaria, Palma, Gomera, Fuertaventura und Lancerota. Sie sind insgesammt mehr oder weniger bergigt, mit untermischten fruchtbaren Thälern und Ebnen, aber auch mit felsigen öden Gegenden. Unter allen Bergen zeichnet sich der Vulkan auf Teneriffa, der Pico de Teyde aus. Er geht spitz zu, ist 12420 Fuß hoch, gehört also zu den höchsten Bergen der alten Welt, und kann wegen der Menge kleiner Bimssteine, welche die Spitze bilden, nicht leicht erstiegen werden. Der größtentheils mit Schwefel bedeckte Kessel ist 80 Fuß tief. Seit 1704 sind keine vulkanische Ausbrüche erfolgt,

aber Rauch steigt unaufhörlich aus dem Krater in die Höhe, und obgleich die Hitze dicht unter der Oberfläche so stark ist, daß man die Hand nicht lange in der Erde halten kann, so liegt doch um den Gipfel beständig Eis und Schnee, welches die Bauern zum Verkaufe nach den Städten bringen. Auf einigen andern Inseln finden sich mehrere Spuren ausgebrannter Vulkane. Unter einem im Ganzen so vortheilhaften Himmel sollte man eine außerordentliche Fruchtbarkeit vermuthen, und wirklich zeichnen sich auch die Länder in der heißen Zone und unter den Wendekreisen durch Reichthum und Vollkommenheit der Producte aus; aber es kommt dabei nicht allein auf das Clima, sondern auch auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Bewässerung und Cultur an; daher sind die Canarischen Inseln in diesem Puncte nicht von gleichem Werthe. Denn einigen fehlt es an Wasser, als Ferro, auf welcher nur drei Brunnen sind, und dem südlichen Theile von Palma und Lancerota, wo man sich mit Regenwasser, in Cisternen (eigends dazu eingerichteten Gruben) gesammlet, behelfen muß; aber überhaupt findet doch eine mannigfaltige und reiche Production statt, und was der einen Insel abgeht, wird ihr von einer andern leicht zugeführt. Die Einwohner erndten Weitzen, (Groß-Canaria und einige andere Inseln geben zwei Erndten, im Februar und Mai) Gerste, Mais, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Wein, wovon Teneriffa, welches den besten liefert, allein 25000 Pipen preßt, Zuckerrohr, das vorzüglich guten Zucker giebt, Zwiebeln und andere Europäische Gartengewächse, Obst und Südfrüchte. Wir finden hier Bananas, Yams, Datteln, Granaten, Palmen, Öl-, Lorbeer- und Drachenblutbäume, Aloe, Pisang, Orseille von der besten Art, Baumwolle, Fichten, Pappeln und andere wilde Bäume, und eine Menge wohlriechender Blumen, die den ange-

nehmsten Duft verbreiten, und den Bienen die reichste Nahrung darbieten. Die Dattel ist eine Palme, wird bis 150 Fuß hoch und trägt die Blätter an der Spitze des Stammes, wo auch die rothgelben, fast Fingerlangen eirunden Früchte in großen Traubenbüscheln hervorkommen. Sie ist ein ungemein nützlicher Baum. Man ißt die süßen Früchte roh und getrocknet, preßt aus ihnen und entlockt dem Stamme einen Saft, der den Palmwein giebt, verspeiset das wohlschmeckende Mark und die jungen Blätter, füttert mit den zermalmten Kernen das große Vieh, verfertigt aus den ausgewachsenen Blättern Matten, Körbe, Fächer, Sonnenhüte, Schirme und andre Dinge, und benutzt das Holz zu Balken und Pfählen. — Von den Granatbäumen, die vorzüglich den Ländern am Mittelländischen Meere eigen sind, giebt es zwei Arten, mit einfacher und mit gefüllter Blüthe, wovon nur jene Früchte trägt; diese aber wegen ihrer prächtigen hochrothen Blüthe auch in unsern nördlichen Gärten sehr sorgfältig erzogen wird. Der Baum erreicht die Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, und die Früchte sind braungelbe Äpfel mit einer zähen Schaale, und einem gelblichen sehr saftigen Fleische, das in 8 und 9 Abtheilungen viel rothe, wohlschmeckende Kerne einschließt. Der Ölbaum gedeiht auch nur in warmen Ländern, hat die Höhe eines Pflaumenbaums, einen knotigen Stamm, weidenähnliche immer grüne Blätter, und kleine weiße Blüthen, die sich allmählig in rothbraune Zwetschen verwandeln, aus welchen man das bekannte Baumöl preßt. — Der Drachenblutbaum ist eine Palme, von geradem und hohem Wuchse, die aus ihrem Gipfel viel kleine Äste ausläßt, an deren Spitzen die Blätter stehen. Ihre Blüthe ist weißgelb und die Früchte gleichen rothen Beeren, die sowohl, als Einschnitte in den Stamm, ein dunkelrothes Harz, Drachenblut genannt, geben,

geben, deſſen ſich vornehmlich die Mahler und Lakirer bedienen. — Mehr Schilf als Baum iſt der Piſang, denn er beſteht aus lauter grünen papierartigen, oft 10 Fuß langen und 4 Fuß breiten Blättern, ohne holzigen, ſondern mit weichen ſaftigen Stamm, aus deſſen Gipfel ein langer Stengel hervorſchießt, der mit einer gelben und rothen Blüthe gekrönt iſt. Hinter derſelben erſcheinen die gelbgrünen gurkenförmigen Früchte traubenweiſe, die ganz vortrefflich ſchmecken. Sobald ſie reif ſind, ſtirbt der Stamm ab, um einem neuen, aus derſelben Wurzel hervorſproſſenden, Platz zu machen. Auch dieſes Geſchenk iſt den heißen Erdſtrichen ſehr willkommen. Außerdem, daß die Früchte den Pflücker laben, bereitet man aus ihrem Safte durch Gährung ein geiſtiges Getränk, und bearbeitet den faſerigen Stamm wie Flachs. — Andere hier angeführte Gewächſe haben wir ſchon in Amerika kennen lernen. Die Inſel ernährt beſonders viel Maulthiere, zahmes und wildes Geflügel, vorzüglich Canarienvögel, die hier zu Hauſe ſind; aber außer der ſchwarzen Spinne keine ſchädlichen Geſchöpfe. Das anſtoßende Meer liefert den Inſulanern viel und mancherlei Fiſche, beſonders auch einen Kabeljau, der feiner ſchmeckt als der Neufundländiſche, und zu deſſen Fang etwa 30 Küſtenſchiffe beſtimmt ſind. An Nahrung fehlt es alſo den Einwohnern gar nicht. Dieſe, deren Zahl, 2100 Welt- und Ordensgeiſtliche mitgerechnet, 420000 Köpfe betragen mag, und von Canariſchem, Europäiſchem und Mauriſchem Geblüte abſtammen, haben eine anſehnliche Größe, Stärke, gute Bildung, ſchwärzliche Farbe, langes weiches Haar, und große lebhafte Augen. Kleidung und Sprache ſind Nachahmung der ſpaniſchen, und die öffentliche Verſchleierung der Frauenzimmer iſt Nachahmung mauriſcher Sitten. Ihre Wohnungen ſind ſchlecht, von Steinen und Lehm erbaut,

und einstöckig, nur die Vornehmen wohnen etwas besser. An Handwerkern fehlt es sehr, denn sie werden verachtet. Was man allenfalls Manufakturen nennen könnte, finden wir in den Städten, wo Taffent, seidene Strümpfe, Matratzen, Leinwand und wollene Zeuge verfertigt werden, doch nicht zum Absatz; denn der Handel, dessen Mittelpunct Teneriffa ist, beruht bloß auf Naturproducten. Die Nachkommen katholischer Irländer, die sich vor Zeiten hier angesiedelt, haben ihn an sich gezogen, und führen ihn großentheils auf fremden Schiffen, außer wenn die Ladung nach Amerika geht; dann müssen spanische Schiffe, mit Ausschluß ausländischer Theilnahme, gebraucht werden, denen gewisse Amerikanische Häfen zum Einlaufen bestimmt sind. Das gegenseitige Verkehr dieser Inseln beschäftigt 25 Schiffe, wovon jedes mit 10 Mann besetzt ist. Alle aus- und eingehende Waaren geben der Regierung 7 pr. C. und sie zieht überhaupt von diesen Besitzungen jährlich 360000 Rthlr. reine Einkünfte, wozu die Zölle und der Alleinhandel mit Taback, Orseille, und einigen andern Artikeln, das meiste beitragen. Der Statthalter, der in S. Crure, auf Teneriffa, wohnt, führt mit der Audienz auf Canaria die Regierung, wozu noch ein Corregidor kömmt, den der König jedesmal auf 5 Jahr bestimmt. Man duldet hier nur was Katholik ist, weder Juden noch Muhamedaner, selbst nicht Protestanten, sie müßten denn angesehene Kaufleute seyn. Der Bischof zu Palma, auf Canaria, ist das geistliche Oberhaupt, das jährlich 36000 Rthlr. zu verzehren hat. Die Erziehung muß sehr vernachläßigt werden, denn das gemeine Volk ist der Dieberei und andern Lastern ergeben, und Ermordungen fallen öfter vor. Die nördlichste der Canarien ist die 5 Meilen lange und breite Palma Insel, die stark bewaldete Berge, und an Obst- und Südfrüchten einen Überfluß hat, im westlichen

Theile Zucker, im östlichen Wein baut, 30000 Einwohner zählt, und S. Crux, mit einem Hafen, zur Hauptstadt hat. Ferro liegt am meisten gen Westen, hat 15 Meilen im Umfange, nur 1500 Einwohner, und würde kaum einer Erwähnung verdienen, wenn man nicht den ersten Meridian über sie wegzuziehen pflegte. Ganz anders ist Gomera beschaffen. Sie hat gute Bewässerung, fruchtbaren Boden, und 7000 Einwohner, ob sie gleich nicht größer ist. Teneriffa, etwa 330 Q. M. groß und mit 100100 Einwohnern besetzt, wird sehr benutzt. Hier finden wir noch einige Ureinwohner, die von der spanischen Krone ein kleines, bei der Unterwerfung ihrer Vorfahren festgesetztes Jahrgehalt bekommen, das sie mit einem gewissen Stolze einzufordern pflegen. Die eigentliche Hauptstadt ist Laguna, regelmäßig und mit breiten Straßen angelegt, aber schlecht bewohnt, denn was reich und vornehm ist, und also zu verdienen giebt, hat sich nach S. Crux begeben, obgleich das Äußere dieser von 6000 Menschen bewohnten Stadt nicht gefällt. Sie ist aber der Mittelpunct des Canarischen Handels, und fremde Schiffe kommen fast allein hieher; sie können die Erfrischungen auch wohlfeiler haben als auf Madeira; daher wird der von einigen Forts und Batterieen vertheidigte Hafen fleißig besucht, wenn ihm gleich ein guter Ankergrund fehlt. Der englische Seeheld Nelson mußte den Angriff auf diesen Hafen, im Jahr 1797, mit Verlust seines rechten Armes aufgeben. Am Fuße des Picos liegt die gut gebaute Stadt Orotava, aus deren Hafen vornehmlich Wein ausgeführt wird, und in der nahen Plantage werden Amerikanische Gewächse gezogen, und in der Folge nach Spanien verpflanzt. Das Dorf Ico verfertigt für das spanische Westindien seidene Strümpfe. Die Insel Canaria hat 20½ Meilen im Umfange, ist sehr fruchtbar, gut bewässert, und in

der Mitte bergigt. Vorzüglich reizend und reich ist die Gegend, die man den Berg Daremas nennt, wo die angenehm-duftenden Waldungen, die klaren Bäche, das sanfte Säuseln des Windes, der niedliche Gesang der Canarienvögel, (die hier weit besser singen als in Europa) die reine milde Luft, und der Anblick so vieler köstlicher Früchte, uns an das goldne Zeitalter der Vorwelt erinnern. Zwei Meilen von dieser schönen Gegend liegt, ohnweit einer Bai, die ziemlich große Stadt Palmas, die sich durch die Menge der Kirchen und Klöster zur Residenz des Bischofs eignet. Sie hat 6000, und die ganze Insel 40000 Einwohner. — Fuertaventura ist 80 Meilen lang, 15 breit, hat 10000 Einwohner, 3 kleine Städte, nebst mehreren Dörfern, nur im nördlichen Theile bedeutende Fruchtbarkeit und Bevölkerung, überall salziges Wasser, und leidet sehr von der Heftigkeit der Winde. Lancerota, kleiner als die vorige, liegt sehr hoch, und hat beinahe 8000 Einwohner. Der vornehmste Hafen auf der Insel, Naos, ist zugleich der einzige auf allen Canarien, wo man Schiffe ausbessern kann.

Der nächste Staat, den wir nunmehr besuchen wollen, ist

das Kaiserthum Fez und Marocco,

welcher aus den Reichen Fez, Marocco und Sus, und aus den östlichen Landschaften Tremezen, Tafilet, Segelmessa und Dra besteht. Die erstern beiden Reiche sind in Provinzen getheilt, die von Paschas regiert werden; das ganze Kaiserthum gehört aber einem Monarchen, der gewöhnlich in Mekines residirt. Indem wir unsern Lauf nordöstlich richten, und dem Vorgebirge Non vorbeisegeln, laufen wir in den nächsten und südlichsten maroccanischen Hafen, bei der jetzt wüsten Stadt St. Croix oder Agader ein, deren ehemaliges Verkehr, durch kaiserliche Verlegung der Europäischen Factoreien nach Mogadore, im Jahr 1773

ein Ende genommen hat. Sie liegt in dem Reiche Sus, und deſſen Hauptſtadt Taradant 9 Meilen öſtlich in einer ſchönen Ebene. Das Anſehn dieſes Ortes iſt nichts weniger als Europäiſch, denn die Stadtmauern gehn ſchon längſt in Ruinen über, und die einſtöckigen, von Erde und Lehm aufgeführten, mit kleinen Stuben verſehenen, und unbequem eingerichteten Häuſer liegen, durch Mauern, Gärten und Palmen getrennt, zerſtreut durch einander; indeß iſt die Stadt nicht ganz unbedeutend, wenn ſie gleich ihren alten Glanz verloren hat. Die Einwohner, Mauren, verfertigen feine Haicks und gute Kupferarbeit.

Die Mauren ſind die herrſchende Nation in dieſem, ſo wie in allen Reichen des nördlichen Afrika's. Sie ſind groß, gelbbraun, von ſtarken Knochen und Muskeln, haben regelmäßige Züge, und ſchön geformte, aber nichts ſagende Augen. Ihre Figur iſt im Ganzen nicht häßlich, aber auch nicht ſchön. Hitze und Ausſchweifungen machen ſie hager und für anhaltende Arbeiten zu ſchwach. Trägheit, Stolz, Mißtrauen, Geiz, Rachgierde, Grauſamkeit, Heuchelei, Betrug, Treuloſigkeit, Neigung zum Diebſtahl, Mangel an Ehr- und Freundſchaftsgefühl, ſind die Hauptzüge ihres Charakters. Alles, was Anſtrengung erfordert, als Landwirthſchaft, mechaniſche und andere Arbeiten, vermeiden ſie, daher wird jene ſehr mittelmäßig betrieben, und die meiſten Städter verpachten ihre Ländereien den Landmauren oder Arabern. Da es nicht viel Handwerker giebt, ſo hält man ſie in Ehren, (die jüdiſchen ausgenommen) beſonders die Sattler, Riemer, Schuſter und Schneider. Die mauriſchen Häuſer ſind ein Stock hoch, und ſchließen einen viereckigten, ebenen, auch wohl mit glaſirten Steinen belegten, immer aber ſehr rein gehaltenen Hof ein, weil er wie ein Zimmer gebraucht wird, und nach welchem die Fenſter des Hauſes herausgehn.

Die Dächer sind nach morgenländischer Sitte flach, und eigentlich die Grundlagen von dicken, aus Erde und Mörtel gemachten und mit einer niedrigen Mauer eingefaßten Terrassen, die mit Orangerie und Blumen besetzt sind, unter welchen man die erfrischende Abendluft zu genießen pflegt. In den Zimmern findet man nichts als Teppiche, einen Tisch, ein Bett und einen Kasten. Eben so, wie durch seine Bauart, unterscheidet sich der Maure auch durch seine Kleidung von dem Europäer. Zunächst auf dem Leibe trägt er ein Hemde und darüber einen Kaftan, mit und ohne Ärmeln, von rothem, blauem oder grünem Tuche, der bis an das Knie reicht, und vermittelst eines seidnen oder ledernen Gurts zusammengehalten wird. Viele bedienen sich, aber nur eines wollenen Hemdes ohne Ärmeln, und lassen den Kaftan weg. Beim Ausgehn wirft man den Haick über, oder ein 7 Ellen langes und 3 Ellen breites, aus weißer Wolle und Baumwolle gewebtes Zeug, und ist das Wetter schlimm, so nehmen viele noch den Zolhan, einen Überwurf von demselben Zeuge, dessen Kappe über den Kopf gezogen wird. Die mehresten tragen weiße leinene, weit gemachte Beinkleider, aber keine Strümpfe, weil jene bis an die Knöchel reichen, und eben so wenig Stiefeln und Schuhe, sondern Pantoffeln von Saffian, gelbe für die Mannspersonen, und rothe für die Frauenzimmer. Unverheirathete bedecken den Kopf nicht; verheirathete aber setzen rothe wollene Mützen auf, um welche ein Stück Zeug gewunden wird, oder nicht, denn diese Kopfzierde und andere Kleinigkeiten unterscheiden die Stände. Eine Gerichts- und Standesperson umwindet die Mütze mit einem feinen weißen Zeuge. Frauenzimmer kleiden sich fast eben so wie die Mannspersonen. Im Hause tragen sie nur das Hemde, außerhalb aber den Haick, am Halse mit Haken befestigt. Verheirathete bedecken das Haar

mit einem seidnen Schleier; unverheirathete lassen es, in Flechten gelegt, mit einigen seidnen Schnüren, die sich in silbernen Quasten endigen, hinten herunterhängen. Außerdem zieren sie die Ohren, Arme, Finger und Beine mit Ringen von ächten Steinen oder Glase; den Hals, welchen sie mit einem punctirten Kreise einfassen, schmücken sie mit Perlenschnüren, woran Gold- und Silberplatten, auch wohl Ducaten hängen. Das Gesicht wird geschminkt, vornehmlich roth, (denn sie haben es nöthig) der äußerste Rand der Augenlieder schwarz, Hände und Finger aber gelb mit dem Safte des Hennakrautes. Das Frauenzimmer lebt hier blos zu seinem Vergnügen. Die Hausfrau überläßt die ganze Wirthschaft den weiblichen Domestiken, oder, wie man auch sagt, den Sclavinnen, welche Negerinnen sind, und den Einkauf auf dem Markte ihrem Manne. Überhaupt lassen sie sich selten öffentlich sehen, höchstens in der Woche einmal, und dann sind sie in ihren Schleiern selbst ihren Männern unkenntlich. Fast beständig haben sie den Rosenkranz in den Händen, nicht etwa um bei jedem Kügelchen ein Gebet herzusagen, sondern, trotz ihrer Religiosität, wie mit einem Joujou zu spielen.

Die Ceremonien der Landesreligion, welche die Muhamedanische ist, werden nie unterlassen. Jeder Maure betet, wäscht sich, fastet, kurz beobachtet alle Gebräuche pünktlich, die der Koran, (ihr Glaubens- und Gesetzbuch) vorgeschrieben hat. Ihre Tempel und Moscheen, in die kein anderer, als ein Muselmann gehen darf, sind gewöhnlich viereckigt, und bestehen aus weiten, hohen und von einem kleinen Wasser umflossenen Bogengängen, die sich in den Hof öfnen, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen steht. Hof und Bogengänge sind mit Fließen belegt, und die in den Gängen mit Matten bedeckt, worauf

äußerſt gering. Selten braucht man innere Arzeneien, weil man ihre Kräfte nicht kennt, und ihnen auch keine zuſchreibt. Dagegen behilft ſich jeder mit abergläubiſchen Gaukeleien, obgleich die Übel öfters ſehr gefährlich ſind, als Gallenfieber, Augenentzündungen, Ausſatz, Krätze u. ſ. w. Fez iſt der einzige Ort, wo man noch etwas Wiſſenſchaften treibt. Die arabiſche Sprache wird in verſchiedenen Dialekten geredet. So wenig die Mauren geiſtige Nahrung zu ſich nehmen, ſo mäßig ſind ſie im Genuß der leiblichen. Zum Frühſtück nimmt der Mann gewöhnlich etwas Mehlſuppe, mit Öl fett gemacht. Mittags begnügt man ſich mit etwas Obſt und Brod; der Reiche hat es von Weizen, der Arme von Gerſte. Des Abends wird die Hauptmahlzeit gehalten, die jedes Geſchlecht abgeſondert von dem andern, und die Kinder mit den Domeſtiken verzehren. Unſere Tiſchbequemlichkeiten fehlen ganz; jeder ſetzt ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf die bloße oder bedeckte Erde, und langt mit den Fingern zu. Hier ſind die Gerichte auch nicht ſo mannigfaltig als bei uns. Das vornehmſte iſt Kuskus. Man rührt nehmlich Weizenmehl in Waſſer zu einem Breie, und ſetzt ihn in einem irrdenen am Boden durchlöcherten Topfe, über einen andern mit Fleiſch angefüllten, übers Feuer, ſo daß der heiße Dampf aus dem untern Fleiſchtopfe durch die Öfnungen in den obern eindringt, und den Brei, der zuweilen mit Fleiſchbrühe angefeuchtet wird, gar macht. Beim Anrichten belegt man den Topfkloß mit dem zerſchnittenen Fleiſche, mit hartgekochten, ebenfalls zerlegten Eiern und mit einigen gekochten Garavanzos, thut etwas Butter hinzu, gleichviel, ob friſche oder alte, und in Ermangelung derſelben Talg, und färbt das Ganze mit Safran. Nur der Reiche ißt geſottnes Hammel- und Rindfleiſch und Geflügel, ſelten einen Braten; der Arme hat deſto magere Koſt.

Schweinefleisch ist von ihren Tischen ganz verbannt. Wasser und Milch sind die gewöhnlichen Getränke; denn alle geistigen sind durch den Koran verboten, also auch Wein, wonach sie indessen doch lüstern sind und ihn heimlich trinken. Aber gekochter Traubensaft mit Zimmt und andern solchen Zuthaten ist so wenig untersagt, als das Kauen des Saamens und der Blätter des Krautes Haschischa, das auch zuweilen gekocht wird, ob es gleich den Kopf einnimmt und sogar halb verrückt macht. Viele bedienen sich auch des Opiums. Läßt sich aber ein Betrunkener sehen, so wird er nach Hause geprügelt. Thee und Kaffee finden überall Liebhaber, aber Taback nicht; daher man keinen Mauren hier zu Lande schnupfen oder rauchen sieht. — Der Maure pflegt jung zu heirathen, das Mädchen oft schon im dreizehnten Jahre. Die Väter verkaufen ihre Töchter an die Freier; daher bekommen jene Männer, ohne zu wissen, wen und woher?. Jeder kann sich gesetzmäßig 4 Weiber, und so viel Maitressen nehmen als er ernähren kann; aber des Hausfriedens und der Sparsamkeit wegen begnügt sich der Mann gewöhnlich mit einer Frau. Männliche Eifersucht hält die Frauen, weß Standes sie auch seyn mögen, so eingezogen, daß sie durchaus von allen Gesellschaften der Männer ausgeschlossen sind. Indeß finden sie Mittel genug sie zu berücken, und findet das Gesetz die Frau schuldig: so hat der Mann nicht nöthig, sie nach der Scheidung zu ernähren, welches er thun muß, wenn er keine triftige Gründe zur Trennung angeben kann. Die Kinder erhalten am siebenten Tage einen Namen, und dies ist ein festlicher Tag, und im siebenten Jahre, auch wohl noch früher, werden sie von dem Kadi des Orts in der Moschee beschnitten. — Wenn die Mauren gleich für Musik, Tanz und Schauspiel wenig Sinn haben, und aus Unbekanntschaft mit den Schönheiten dieser

Künste nicht haben können, und wenn auch eine Frau, ein Pferd und eine Büchse ihre ganze Glückseligkeit ausmachen: so sind ihnen doch gewisse Spiele und Lustbarkeiten nicht fremd. Außer Hazardspielen, die zwar der Koran verbietet, aber doch im Stillen Liebhaber finden, spielt man Schach, und oft meisterhaft. Am Reiten finden sie viel Vergnügen, und zuweilen sitzen ganze Corps auf, theilen sich in zwei Partheien, die gegen einander manövriren. Ihre musikalischen Instrumente und Tonkünstler stehen den unsrigen weit nach. Jene bestehen in Flöten, Schalmeien, Violinen, Trommeln, Pauken und Castagnetten, welche eine rauschende, nicht angenehme Musik machen. Zuweilen lassen sich, wie bei uns, Seiltänzer, Taschenspieler und andere Künstler sehen, die ihre Stücke wohlfeil geben müssen, oder eine Art von herumziehenden Komödianten, die vor einem Haufen Volks allerlei Wundergeschichten erzählen. Oft tritt ein Schlangenfresser auf, der bei einer rauschenden Musik verschiedene Sprünge im Kreise macht, sich wie toll gebehrdet, und um seine Arme und Beine Schlangen sich winden läßt, die er endlich verzehrt. Solche Leute werden als große Wagehälse gut bezahlt. — Wenn ein Maure stirbt, so wird er angekleidet, in Leinwand genäht, nach der Moschee gebracht, damit hier für ihn gebetet werde, und noch am Sterbetage unter einem großen Gefolge, welches das muhamedanische Glaubensbekenntniß absingt, zur Stadt hinaus, zu Grabe getragen. Unterdeß versammlen sich im Trauerhause viele, oft gemiethete Weiber, die ein klägliches Geschrei erheben, und sich das Gesicht zerkratzen. Dies Heulen dauert noch 8 Tage am Grabe fort; die Wittwe aber trauert 4 Monat und 10 Tage. Jedes muhamedanische Grab ist ein Heiligthum, dem sich ein Ketzer nicht ohne Gefahr nähern darf. Die gewöhnlichen Domestiken der Mauren sind

Tab. VII.

UNIV. OF MICH.

Negersclaven, die theils aus Guinea eingeführt, theils im Lande geboren werden. Sie müssen die muhamedanische Religion annehmen, und werden ziemlich gut behandelt; doch kann der Herr seine Sclaven verkaufen und bei gültiger Ursache tödten. Man erlaubt gern die Verheirathungen der Neger, und giebt ihnen alsdann die Freiheit. Solche Neger ernähren sich von Handarbeiten. Auch diejenigen sind frei, welche Ländereien, Staatsämter und Statthalterschaften besitzen, und im Militair dienen. Christen dürfen sich keine muhamedanischen Sclaven halten. — Von den Mauren in den Städten sind die auf dem Lande, welche auch Araber und Beduinen genannt werden, nur in einigen Stücken verschieden. Wir werden sie anderswo kennen lernen.

Eine Viertelmeile von Taradant liegt die von Juden bewohnte Vorstadt. Dieses Volk, das hier sehr zahlreich ist, wird mit der äußersten Verachtung und Barbarei behandelt. Sie müssen entweder in einer Vorstadt, oder in einem besondern ummauerten Quartiere der Stadt wohnen, und werden des Nachts nur für gute Bezahlung ein- und ausgelassen. Sie dürfen keinen Ackerbau treiben, nicht einmal einen Garten besitzen, müssen außer dem Schutzgelde jährlich Kopf für Kopf (von 13 Jahren an) 1 Ducaten erlegen; alles Gewürz, was bei Hofe verbraucht wird, unentgeldlich liefern; alle Naturalien, die der Sultan tributmäßig bekömmt, für einen von ihm gesetzten Preis annehmen; für den Regenten und dessen Familie umsonst arbeiten, wenn sie Handwerker sind, und sich glücklich schätzen, wenn sie ohne Schläge wegkommen, die gewiß erfolgen, wenn die Arbeit nicht gefällt; sie müssen die kaiserlichen Löwen futtern, bei der geringsten Veranlassung Strafgelder geben, barfuß nach der Stadt kommen, schon in der Entfernung die Pantoffeln ausziehn, wenn ihr Weg sie vor einer Moschee

vorbeiführt, und in Gegenwart eines vornehmen Mauren knieen oder hocken. Bewaffnet dürfen sie nie erscheinen, und eben so wenig auf Pferden, sondern auf Mauleseln reiten. Oft wird ihnen diese und jene Kleidung und Farbe zu tragen untersagt. Der Maure geht ohne Bedenken in eine Synagoge, um Lehrer und Zuhörer auf die ungezogenste Art zu stören; selbst der Vornehme reißt dem Juden, dem er begegnet, die brennende Pfeife weg, ohne sie wieder zu geben, ob man gleich das Rauchen für unanständig hält. Um sich von den Maurinnen zu unterscheiden, muß eine Jüdin das halbe Gesicht entblößen. Begegnet eine jüdische Prozession einer mauriſchen, so muß jene barfuß weit aus dem Wege gehen. Obgleich die arabische die Muttersprache der hiesigen Juden ist: so dürfen sie durchaus keine arabischen Buchstaben gebrauchen, weil sie nicht werth sind den Koran zu lesen; daher bedienen sie sich der hebräischen. Kurz, der Jude ist hier das verächtlichste Geschöpf, das bei jeder Gelegenheit gemißhandelt und halbtodt geprügelt wird. Gassenbuben zerzausen ihnen den Bart, spucken ihnen ins Gesicht, werfen sie mit Steinen und Koth, und der Jude fleht um Gnade, und wird, wenn er sich ja beschweren sollte, mit den Worten entlassen: Geh, du bist ja nur ein Jude. Will er, bei der Partheilichkeit der Gesetze und ihrer Handhaber, sein eigner Richter seyn, so würde ihm das sehr übel bekommen; denn der Jude hat das Leben verwirkt, der nur eine Hand gegen einen Mauren aufhebt. Nichts kann ihn dann retten, als die Flucht, und auch die ist ihm oft abgeschnitten, weil ohne Kaiserliche ausdrückliche Erlaubniß kein Jude das Land verlassen darf; er soll sich mißhandeln lassen. Einst brächte ein jüdischer Schneider einem Prinzen ein Kleid, das ihm nicht paßte. Darüber erzürnt wollte dieser den Schneider auf der Stelle erwürgen lassen, und nur auf Fürbitte

des Gouverneurs wurde ihm das Leben, aber nicht die Strafe geschenkt, denn der arme Jude mußte mit Jammer zusehen, wie ihm der Bart, Haar für Haar, ausgerissen wurde. Die einzige Rache die der Jude nimmt ist die, daß er die unwissenden, arbeitscheuen Mauren bei jeder Gelegenheit betrügt, die sich ihm täglich darbietet. Denn man braucht sie bei verschiednen Handarbeiten, besonders beim Ein- und Ausladen der Schiffe; sie sind Handwerker, Goldschmiede, Mäkler, Handelsleute, Münzer, Zolleinnehmer, Dollmetscher, Geschäftsträger, führen alle Geld- und Handelsgeschäfte für die mauriſchen Kaufleute, und unterhalten durch ihre Sprachkenntnisse die Handelsverbindungen mit Europa. Man könnte behaupten, daß sie die einzigen fleißigen und geschickten Leute im Staate wären.

Von Taradant reisen wir nach Mogadore über das Atlasgebirge, durch wilde gefährliche Gegenden. Der Atlas läuft von Osten nach Westen als eine zuweilen unterbrochene Bergkette, von den Meixsbergen ohnweit Ägypten bis an das Atlantische Meer, in die Gegend der Mündung des Sus. Nördlich und südlich breiten sich mehrere Arme aus; jene endigen sich in Vorgebirgen, hier z. B. in Cap Spartel, und ein Arm begrenzt Marocco in Osten; diese hängen vermuthlich mit den innerafrikaniſchen Bergen zusammen. Der Atlas ist niedriger als die Alpen, hin und wieder rauh und unbewohnbar, und die höchsten Spitzen deckt ewiger Schnee. Alles Wasser in diesem Gebirge ist auffallend kalt; die Luft sehr gemäßigt und gesund, und der Graswuchs so stark, daß im Sommer große Viehheerden hieher getrieben werden, die im Winter, um nicht einzuschneien, zurückkehren. Aber er enthält auch sehr reizende Anhöhen und Thäler, mit fischreichen Teichen, dem fruchtbarsten Boden, den fettesten Wiesen und anmuthigsten Waldun-

gen, wo Menſchen und Vieh überflüßige Nahrung finden. In dieſen vortrefflichen, von Bergen eingeſchloßnen und ſo von der Natur befeſtigten Thälern wohnt eine Nation, die vor dem Umſturze des römiſchen Reichs in Afrika blühende Staaten beſaß. Es ſind die Kabilen oder Breber, wohlgewachſene, große, aber magere Perſonen, die, an die Beſchwerlichkeiten des Lebens gewöhnt, viel Kraft, Muth und Ausdauer beſitzen. Sie nähren ſich von dem Feld- und Gartenbau, von der Viehzucht und Jagd, wohnen theils in einzeln ſtehenden viereckigten, mit Thürmen verſehenen Häuſern, theils in ummauerten zahlreichen Dörfern und Flecken, theils in Berghöhlen; tragen bloß ein wollenes um den Leib zuſammengebundenes Kleid ohne Ärmeln, ſcheeren das Vorderhaar ab, und laſſen es nur vom Scheitel bis an den Nacken wachſen; reden ihre eigne Sprache, ſind äußerlich Muhamedaner, ſehr unwiſſend, und haſſen Chriſten, Mauren und Araber; die erſtern, weil es ihre Geiſtlichen haben wollen; die leztern, weil ſie von ihnen in die Gebirge getrieben und ihrer Länder beraubt worden ſind. Sie theilen ſich in mehrere Stämme, von denen einige dem Kaiſer zwar unterworfen, aber durch Zahl und Tapferkeit doch gefährlich ſind. Jener ſucht ſich ihre Ergebenheit durch Aufbewahrung der Kinder ihrer Angeſehenſten zu verſichern; indeß verweigern ſie doch öfters den Tribut, und müſſen mit Heeresmacht zur Entrichtung gezwungen werden. Andere Stämme haben ſich in Freiheit geſetzt, und werden von eignen erblichen Fürſten regiert, aber jedes Dorf ſteht unter einem ſelbſt gewählten Schach. Die Stadt Mogadore, die ſchönſte im Staate, liegt am Atlantiſchen Meere, auf einer ſandigen, öden Fläche, iſt groß, regelmäßig, mit vielen hohen und ſchönen Häuſern, aber engen Straßen, und wird auf der Land- und Seeſeite durch Schanzen und Batterieen

gedeckt.

gedeckt. Dem Hafen fehlt es an hinlänglicher Tiefe, und doch ist der Handel, der bis Amerika geht, und den etwa zwölf angesehene meist Europäische Häuser unterhalten, von Wichtigkeit. Die Europäer bringen nach den maroccanischen Häfen beinahe für ½ Million Piaster Fabrikwaaren, nebst Thee, Zucker, Gewürze, Korallen, Cochenille, Schwefel, Brasilienholz u. s. w., und holen dagegen 5000 Centner Wolle, Wachs, Ochsenhäute, arabischen Gummi, Kupfer, Mandeln, Öl, Maulthiere, welche die Engländer nach Westindien bringen, Getreide und Hornvieh, welche beide Artikel den Portugiesen nothwendig sind. Doch ist die Getreideausfuhr oft gesperrt. Man schlägt den Werth des Federviehes und der Eier, die aus Tanger und Larache nach Spanien gehen, auf 2 Millionen Francs (1 Franc 8 Groschen) an. Gibraltar holt alle seine Lebensmittel aus Marocco. Alle eingeführte Waaren müssen der Regierung 8 bis 15 Procent in Natura geben; abgehende Schiffe aber 6 Procent von der Ladung und ein Gewisses an Pulver und Blei für die Erlaubniß zu ankern. — Der auswärtige Landhandel wird durch Karavanen betrieben. Die eine geht nach Mecca und handelt unterweges mit Algier, Tunis, Tripolis, Kahira. Zwischen diesen Örtern und Marocco ist der Handel immer offen; wer aber nach Mecca reisen will, muß kaiserliche Erlaubniß haben. Die ganze Reise dauert 7 Monat. Unterwegs setzen die Kaufleute an die Araber Haicks, Pantoffeln und Mützen ab, suchen ihre andern Waaren in Mecca zu Gelde zu machen, und bringen aus dem Oriente Taffent, Musseline, Baumwolle, Seide, Ambra, Rosenessenz u. s. w. mit, kaufen auch auf dem Rückwege in der Nähe von Tripolis und Tunis Maulesel, das Stück zu 25 Rthlr., woran sie beim Verkauf in Marocco 55 bis 75 Rthlr. verdienen. Eine solche Karavane ist oft 3000 Mann und 12 bis 14000 Kameelen

ſtark, die theils mit Waaren, theils mit Lebensmitteln bepackt ſind. Die Karavanen aber, welche ſüdlich nach Sudan gehen, machen höchſtens 150 bis 300 Perſonen aus, und bringen nach Tombut Salz, Taback, Wolle, Leinwand, wollene und ſeidene Zeuge, und holen Sclaven, Goldſtaub, Elfenbein und Straußenfedern. Der innere Handel iſt nicht lebhaft, denn das Volk hat wenig Bedürfniſſe, wenig Luxus, und die Despotie der Regierung hemmt alle Betriebſamkeit. Kameele und Maulthiere bringen die Waaren von einem Orte zum andern, denn Poſten fehlen ganz, und will man Briefe abſchicken, ſo bedient man ſich dazu der Fuß- und reitenden Boten.

In Mogadore hält ſich der portugiſiſche General-Conſul auf. Die Europäiſchen Seemächte, welche mit Marocco in Handelsverbindungen ſtehen, ſchicken ihres Vortheils wegen Conſuln, oder Geſandten hieher, die hauptſächlich dafür ſorgen müſſen, daß die marocconiſchen Kaper den Handel nicht ſtören, und mehrentheils in Larache und Tanger reſidiren. So lange das gute Vernehmen zwiſchen ihren Souverains und dem Sultan beſteht, werden ſie in Ehren gehalten, und damit ſie vor dem Pöbel ſicher ſind, ſo weiſet der Kaiſer jedem einen Officier oder Unterofficier an, dem aber der Conſul außer der Koſt täglich etwa 8 Groſchen geben muß. Die Freundſchaft des Sultans iſt jedoch ſehr veränderlich, und muß daher alle Jahre durch traktatenmäßig beſtimmte Geſchenke erkauft werden. Unter andern giebt Schweden 25,000 Piaſter, und im J. 1773 ein außerordentliches Geſchenk (welches der Kaiſer zuweilen verlangt) von 6 Mörſern, 3000 Bomben, ein porcellainenes Kaffe- und Theeſervice mit goldnen Kannen, 6 brillantirte goldne Uhren, außer vielen ſilbernen, eine Seeuhr, und 30,000 Piaſter baares Geld, die kleinern Sachen ungerechnet. Im

Jahre 1790 schenkten die Engländer dem Sultan unter andern Dingen von Werth ein paar Pistolen, die 235 Guineen gekostet hatten, deren Werth aber dem Kaiser unbekannt war. Am liebsten nimmt er Munition und Schiffbauholz, woran es dem Lande fehlt, und die Europäer sind so eifersüchtig auf ihre Vortheile, daß sie ihm die Waffen gegen sich willig einhändigen. Denn es ist nichts seltnes, daß ohngeachtet der Friedenstraktaten doch Kapereien vorfallen. Jeder neue Gesandte muß sich mit Geschenken einführen, die, wenn sie nicht gefallen sollten, für andere zurückgegeben werden; auch darf kein Hofbedienter leer ausgehen. Man läßt sich aber immer noch diesen Zwang und manche Erniedrigung gefallen, um nicht die Vortheile zu verlieren, die der Handel mit sich bringt.

Achtzehn Meilen nordöstlich, nicht weit vom Gebirge liegt Marocco, die Hauptstadt des Landes und ordentliche Residenz des Kaisers, in einer angenehmen mit Palmen besetzten und von kleinen Bergströmen bewässerten Gegend. Sie hat eine gute Stunde im Umfang, und ist mit einer festen, von viereckigten Thürmen und einem tiefen Graben gedeckten Mauer umgeben. Die Nähe des Atlas verursacht in den Winternächten Frost; aber im Sommer ist es nirgends im Lande wärmer als hier. Die Zahl der Einwohner wird nicht 20,000 übersteigen. Die Straßen sind ungepflastert, mit Unrath und todtem Viehe angefüllt. In den kleinen, schlecht gebauten Häusern, wovon viele wüste und leer stehen, kann man sich vor Ungeziefer nicht retten. Die Kaufläden befinden sich in einem besondern Theile der Stadt, und auf den drei Märkten kann man Lebensmitteln in Menge und sehr wohlfeil kaufen. Nur wenige Häuser zeichnen sich durch eine gute Bauart und durch schickliches Ameublement aus. Zu den guten Ge-

bäuden gehören das Haus des Effendi, die Kornmagazine und die Moscheen, die sogar prachtvoll genannt werden können. Das größte Gebäude aber, und beinahe eine Stadt an sich, ist der kaiserliche Pallast, den eine sehr hohe Mauer einschließt. Die äußern von gehauenen Steinen aufgeführten und von 350 Mann bewachten Thore, führen in geräumige Höfe, hinter denen die bewohnten Theile des Pallastes liegen. Dies sind in und außer Verbindung stehende, nach den Städten des Reichs benannte Pavillons. Der Regent wohnt im Duhar, wo auch sein Harem ist, und die übrigen dienen zu Wohnungen der Hofbedienten und zum Vergnügen. Der prächtigste unter allen ist der Mogadore Pavillon. Vorzüglich schöne Meublen findet man im ganzen Schloße nicht; man sieht nur Tapeten, Matratzen, Ruhebetten, Armstühle, Tische mit Porzellain, Waschkannen, und an den Wänden Waffen, Uhren und Spiegel. Reizender als die Zimmer sind die Gärten innerhalb der Mauer, die mit Alléen, Springbrunnen, Teichen und mit fließendem Wasser versehen sind. Die außerhalb liegenden Gärten sind mit hohen Mauern umgeben, und die Spaziergänge ausgenommen, ohne regelmäßige Anlagen. Das Harem ist ein besonderer Theil des Pallastes, mit dem er nur durch eine Thüre zusammenhängt, die allein dem Kaiser offen steht. Die Zimmer desselben sind mit der Erde gleich, sehr hoch, und ihrer vier schließen immer einen ansehnlichen mit einem Springbrunnen versehenen Hof ein, nach welchem sich die Fensterthüren öffnen. Das ganze Harem hat zwölf solche durch schmale Gänge verbundene Höfe. Die Zimmer sind äußerlich mit künstlichem, geschmackvollen Schnitzwerke, und inwendig mit reichen Damasttapeten, herrlichen Teppichen, Matratzen, mit Täfelei, Schnitzwerk, Mahlerei, großen Spiegeln, Uhren und Glasgehäusen geziert.

In jedem ſteht eine Mahagoni-Bettſtelle mit Matratzen und ſeidnen Vorhängen zur Zierde. Der Kaiſer hat oft 60 bis 100 Frauen, die hier wohnen; aber die Gebieterin des ganzen Harems iſt die erſte Sultanin. Jede Dame, die hier ihre Wohnung nimmt, und nicht viel beſſer als des Kaiſers Sklavin iſt, empfängt eine gewiſſe Summe, deren Größe ſich nach der Gunſt des Monarchen richtet, gewöhnlich aber nicht viel bedeutet, wovon ſie ihre Bedürfniſſe beſtreiten, ihr Zimmer meubliren, und ſich Bedienten halten muß. Sie kann in ihrer Behauſung machen was ſie will, nur darf ſie nicht ohne kaiſerliche Erlaubniß ausgehen, die ſelten und mehrentheils nur dann gegeben wird, wenn ſie ſich nach einem andern Schloße verfügen ſoll. In ſolchen Fällen geht ein Corps Soldaten voraus, um alles was männlich iſt zu vertreiben, damit die Dame keinen ſehen und nicht geſehen werden kann, ob ſie gleich ſo dicht in ihre Haicks gehüllt iſt, daß ſie kaum das Tageslicht erblickt. So vermummt wird ſie in einer Sänfte oder Kutſche von Verſchnittenen transportirt. Eine ſolche Reiſe und höchſtens ein Spaziergang im Innern des Pallaſtes, ſind alle ihre Bewegungen. Kaum ſollte man glauben, daß ſich zu dieſer eingezogenen, ſclaviſchen und oft gefährlichen Lebensart Frauenzimmer fänden; allein die Mauren machen ſich eine Ehre daraus, dem Allgewaltigen ihre Töchter zu ſchenken; oft werden auch Europäerinnen gekapert und Negerinnen gekauft. Die Söhne dieſer Frauen haben alle gleiches Recht zur Krone, und bekommen Statthalterſchaften, wenn ſie nicht in Ungnade fallen.

Der Kaiſer (Sultan, König), ein vollkommener Despot, iſt oberſter Richter in welt- und geiſtlichen Sachen. Sein Hofſtaat iſt ſehr zahlreich, denn ſeine Bequemlichkeit bedarf vieler Hände und

Köpfe. Zu den Hauptpersonen desselben gehören der Mufti oder Chef des Religions- und Justizwesens, welcher von den Talben gewählt und vom Regenten bestätigt wird; der Effendi, oder erste Staatsminister, Großkanzler und Präsident der Schatzkammer; der Oberstall- und Oberjägermeister, der Oberkammerherr, deren jeder viele Untergebene hat, besonders der erste; der Großsiegelbewahrer; die 7 Gesellschafter des Sultans, 8 Hofmarschälle mit 40 Hofjunkern, und eine Menge Oberaufseher, Schwerdt- Lanzen- Standarten- Uhr- und Schirmträger, Fliegenjäger, (die dem Kaiser in freier Luft das Ungeziefer vertreiben) Baumeister, Ärzte, Astrologen, Backmeister, Haushofmeister und Hofwagenzieher, die den König in den Gärten und Höfen herumfahren müssen ꝛc. Alle Hofbediente, vom höchsten bis zum niedrigsten, sind Sclaven, buhlen mit gegenseitiger Eifersucht um die Gunst des Despoten, und suchen einander zu stürzen. Kein einziger bekommt Gehalt, aber dafür steht es jedem frei, von denen, die Gesuche bei Hofe haben, Geschenke zu erpressen, die ihnen jedoch ihr Herr wieder abnimmt, wenn seine Kassen Mangel leiden. Die Zeichen der kaiserlichen Würde sind Schwerdt und Lanze, die ihm bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen werden. Die Staatssachen und Landesangelegenheiten sind hier nicht, wie bei uns, in Departements vertheilt, denen Minister vorstehn, sondern der Kaiser ist alles in allem. Jede Sache gelangt geraden Weges an ihn; er thut ohne sonderliches Nachdenken den Ausspruch, und läßt seinen Willen durch einige Secretaire ausfertigen. Wöchentlich giebt er unter einem Sonnenschirm zu Pferde sitzend, von Staatsbedienten und Soldaten umgeben, unter freiem Himmel einmal Audienz, wo jeder sein mit Geschenken begleitetes Gesuch anbringen kann. Auf Entscheidung läßt er nicht lange

warten, und erkennt er Strafe, so wird sie auf der Stelle, bisweilen von eigener hoher Hand vollzogen. So despotisch er das ganze Reich beherrscht, eben so willkührlich regieren die Statthalter der Provinzen. Diese müssen täglich auf einem öffentlichen Platze Gericht halten und entscheiden, oder die Sachen an den Kadi weisen, wovon es in jeder Stadt einen giebt, so wie in jedem Dorfe einen Schech. Allein in einem despotischen Staate wird die Justiz nie nach Gerechtigkeit verwaltet. Des Kaisers und der Paschen Willkühr ist Gesetz, wenn der Koran keinen andern Ausspruch thut. Wem die Entscheidung seines Richters nicht gefällt, kann sich an den Sultan wenden, welches aber aus Furcht noch übler wegzukommen, selten geschieht. Verbrecher werden gewöhnlich mit Stockprügeln auf den Hintern, auf den Bauch und auf die Fußsohlen bestraft, oder mit dicken ledernen Riemen geschlagen, oder eingesperrt, und sind es Kapitalisten, am Gelde gestraft. Bisweilen erfolgen auch größere Exekutionen. Man giebt z. B. den Unglücklichen, mit Honig bestrichen, dem Ungeziefer preiß, oder läßt ihn von einem Maulthiere zu Tode schleifen; gräbt ihn bis an den Hals in die Erde und wirft nach seinem Kopfe; bricht ihm die Zähne aus, oder schneidet ihm die Glieder ab, sägt den Leib langsam durch, näht ihn in einen todten Ochsen, gießt ihm siedendes Öl in den Hals, oder füllt Nase, Mund und Ohren mit Pulver und zündet es an, oder steckt ihn auf einen spitzen Pfahl und läßt ihn verhungern, welches man spießen nennt. Der Regent ist noch sehr gnädig, wenn er blos erschießen, todtstechen, aufhängen, verbrennen und ersäufen läßt. Doch genug davon. Glücklicherweise sitzen nicht immer Prinzen am Ruder, die den Werth des Menschen so wenig kennen, als Gerechtigkeit und Menschenliebe, die nicht im Wohlthun, sondern in Quaalen ihr Ver-

Köpfe. Zu den Hauptpersonen desselben gehören der Mufti oder Chef des Religions- und Justizwesens, welcher von den Talben gewählt und vom Regenten bestätigt wird; der Effendi, oder erste Staatsminister, Großkanzler und Präsident der Schatzkammer; der Oberstall- und Oberjägermeister, der Oberkammerherr, deren jeder viele Untergebene hat, besonders der erste; der Großsiegelbewahrer; die 7 Gesellschafter des Sultans, 8 Hofmarschälle mit 40 Hofjunkern, und eine Menge Oberaufseher, Schwerdt- Lanzen- Standarten- Uhr- und Schirmträger, Fliegenjäger, (die dem Kaiser in freier Luft das Ungeziefer vertreiben) Baumeister, Ärzte, Astrologen, Backmeister, Haushofmeister und Hofwagenzieher, die den König in den Gärten und Höfen herumfahren müssen ꝛc. Alle Hofbediente, vom höchsten bis zum niedrigsten, sind Sclaven, buhlen mit gegenseitiger Eifersucht um die Gunst des Despoten, und suchen einander zu stürzen. Kein einziger bekommt Gehalt, aber dafür steht es jedem frei, von denen, die Gesuche bei Hofe haben, Geschenke zu erpressen, die ihnen jedoch ihr Herr wieder abnimmt, wenn seine Kassen Mangel leiden. Die Zeichen der kaiserlichen Würde sind Schwerdt und Lanze, die ihm bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen werden. Die Staatssachen und Landesangelegenheiten sind hier nicht, wie bei uns, in Departements vertheilt, denen Minister vorstehn, sondern der Kaiser ist alles in allem. Jede Sache gelangt geraden Weges an ihn; er thut ohne sonderliches Nachdenken den Ausspruch, und läßt seinen Willen durch einige Secretaire ausfertigen. Wöchentlich giebt er unter einem Sonnenschirm zu Pferde sitzend, von Staatsbedienten und Soldaten umgeben, unter freiem Himmel einmal Audienz, wo jeder sein mit Geschenken begleitetes Gesuch anbringen kann. Auf Entscheidung läßt er nicht lange

warten, und erkennt er Strafe, so wird sie auf der Stelle, bisweilen von eigener hoher Hand vollzogen. So despotisch er das ganze Reich beherrscht, eben so willkührlich regieren die Statthalter der Provinzen. Diese müssen täglich auf einem öffentlichen Platze Gericht halten und entscheiden, oder die Sachen an den Kadi weisen, wovon es in jeder Stadt einen giebt, so wie in jedem Dorfe einen Schech. Allein in einem despotischen Staate wird die Justiz nie nach Gerechtigkeit verwaltet. Des Kaisers und der Paschen Willkühr ist Gesetz, wenn der Koran keinen andern Ausspruch thut. Wem die Entscheidung seines Richters nicht gefällt, kann sich an den Sultan wenden, welches aber aus Furcht noch übler wegzukommen, selten geschieht. Verbrecher werden gewöhnlich mit Stockprügeln auf den Hintern, auf den Bauch und auf die Fußsohlen bestraft, oder mit dicken ledernen Riemen geschlagen, oder eingesperrt, und sind es Kapitalisten, am Gelde gestraft. Bisweilen erfolgen auch größere Exekutionen. Man giebt z. B. den Unglücklichen, mit Honig bestrichen, dem Ungeziefer preiß, oder läßt ihn von einem Maulthiere zu Tode schleifen; gräbt ihn bis an den Hals in die Erde und wirft nach seinem Kopfe; bricht ihm die Zähne aus, oder schneidet ihm die Glieder ab, sägt den Leib langsam durch, näht ihn in einen todten Ochsen, gießt ihm siedendes Öl in den Hals, oder füllt Nase, Mund und Ohren mit Pulver und zündet es an, oder steckt ihn auf einen spitzen Pfahl und läßt ihn verhungern, welches man spießen nennt. Der Regent ist noch sehr gnädig, wenn er blos erschießen, todtstechen, aufhängen, verbrennen und ersäufen läßt. Doch genug davon. Glücklicherweise sitzen nicht immer Prinzen am Ruder, die den Werth des Menschen so wenig kennen, als Gerechtigkeit und Menschenliebe, die nicht im Wohlthun, sondern in Quaalen ihr Ver-

gnügen finden. Bei Bestimmung der Strafe kommt es auf die jedesmalige Stimmung des Oberrichters an. Geht ein Pascha in seinen Bedrückungen und Gelderpressungen zu weit, so pflegt der Sultan ihm seinen Raub abzunehmen. So mag er manchmal große Summen ziehen; doch sind seine Einkünfte im Ganzen nicht bedeutend, denn man berechnet sie jährlich nur auf eine Million Piaster. Sie fließen aus den Seezöllen, den Abgaben der Araber, den Geschenken, der Accise, aus den Strafgeldern, den Monopolien, den jüdischen Schutzgeldern, und aus der Verpachtung der Hausthiere, Häuser und Gärten, denn niemand hat hier Eigenthum, alles gehört dem Kaiser. Wenn er nun gleich auf seinen und seiner Familie Unterhalt, auf den Bau und die Reparatur der Festungen, Häuser und Schiffe, auf Anschaffung der Munition und Waffen, auf die Geschenke an das Heiligthum in Mecca (die Caaba), an die arabischen und tafiletischen Sherifs, an den türkischen Großherrn und auf die Armee, zusammen 300000 Piaster rechnen muß, so behält er noch immer viel für den Schatz.

Seine Armee, die Leibwache der Verschnittenen ungerechnet, besteht aus 24000 Mann freien Negern, die unter 6 Generälen in 15 Gegenden vertheilt sind, und aus 12000 Mann Eingebornen, die in 8 Städten garnisoniren. Zwei Drittel der Armee ist Cavallerie, und ein Corps von 6000 Mann ist immer bereit, den Sultan auf seinen Reisen zu begleiten. Der hiesige Soldat, der nicht geübt wird, bekommt Kleidung, aber nicht uniformmäßig, und einen geringen Sold. Bei innern Kriegen, die nicht selten über die Thronfolge entstehn, schlägt sich jeder, der seinen Vortheil dabei zu finden glaube, bewaffnet zu dieser oder jener Parthei, und so kommen beträchtliche, aber undisciplinirte Heere zusammen.

Auf dem nordwestlichen Wege nach der kleinen Seestadt Asafi, wo sich bisweilen die kaiserlichen Prinzen aufhalten, befindet sich ein von Hügeln eingeengter ebener Platz, der in der Regenzeit überschwemmt ist, in der trocknen Jahreszeit aber das beste Salz in Menge liefert, dessen Gebrauch jedem frei stehet. Wir kommen nördlich längs der Küste über die verfallnen Örter Baledia und Mazagan, durch die große Stadt Azamore an der Mündung des Morbeiaflusses; durch die Stadt Darbeida, die einen guten Hafen hat, und nach Spanien Getreide verkauft; durch das elende Mensuria, nach der ansehnlichen, gut gebauten, volkreichen und auf der Seeseite durch 3 Forts gedeckten Seestadt Rabat. Hier stehn noch die Mauern von einem alten Kastell, die zu Pulver- und Seemagazinen dienen, und ein viereckigter Thurm von 100 Fuß Höhe, dessen jede Seite 46 Fuß mißt. Das neue Kastell ist geräumig und stark, aber das schönste Gebäude in der Stadt bewohnt der französische Generalkonsul. — Nördlich liegt die durch ihre ehemaligen Seeräubereien berüchtigte Stadt Sale; deren Hafen durch eine vorliegende Sandbank, die heftige Brandungen verursacht, einen sehr gefährlichen Eingang hat, und deshalb haben ihre Bewohner die Kapereien eingestellt. Überhaupt hat der Staat wenig gute Häfen, weil man nicht dafür sorgt, den Sand wegzuräumen, der die Mündungen der Flüsse je länger je mehr verstopft. Eine Wasserleitung, vielleicht ein Überbleibsel aus dem römischen Zeitalter, versorgt die 600 Einwohner mit gutem Wasser. Wir finden hier einige marocanische Kriegsschiffe, und können uns also gleich mit der Seemacht dieses Staates bekannt machen. Sie bestand im Jahre 1789 aus 10 Fregatten von 16 bis 30 Kanonen, aus 14 Galliotten, die 2 bis 10 Kanonen führten, und verschiedenen kleinern Schiffen, die bloß

zum entern der Handelsschiffe dienen. Kaum 6000 Matrosen werden zur Bemannung aller Fahrzeuge erfordert. Die Zahl der Capitains, welche der Sultan ernennt, ist unter 50. Die größten Schiffe läßt der Regent aus den eingeführten Materialien zu Sale und Tetuan bauen, und ihre Stationen sind hier, und zu Tanger und Larache. Diese Marine hat keinen Admiral, bildet auch keine Flotte nach Europäischer Art; sondern jedes Schiff geht für sich auf Seeraub aus. Die Mauren sind übrigens schlechte Seeleute, und verstehn auch weder den Gebrauch des Compasses noch den der Seekarten. An sich sind also diese Kaperschiffe dem Handel nicht gefährlich, sie werden es aber durch die Lage von Tanger und Tetuan an den Mündungen einer stark beschifften Straße; daher suchen die Europäer mit dem Kaiser in gutem Vernehmen zu stehen.

Ein etwas südöstlicher Weg führt uns nach der ansehnlichen Stadt Mekines, die in einer reizenden, schön gewässerten, an vortrefflichen Gartenfrüchten und Olivenpflanzungen reichen Ebene erbaut ist, und eines gemäßigten Clima's genießt. Sie hat 10000, und wenn sich der Hof hier aufhält, 15000 Einwohner, aber ungepflasterte, im Winter kothige Straßen, ein befestigtes Schloß, und prächtige Moscheen und Bäder. Hier und in Marocco sind 2 Franciscaner Mannsklöster, deren Bewohner die Freilassung der Christensclaven besorgen. Diese Sclaverei ist nicht zu hart. Wenn die Mannschaft eines Europäischen Schiffs einem Kaper in die Hände fällt, so wird sie aus dem nächsten Hafen nach Marocco in die Judenstadt gebracht und mit allem nöthigen versorgt. Die Gefangenen gehören dem Kaiser, der ihnen solche Arbeiten auferlegt, wozu sich jeder am besten schickt; aber nie werden sie über ihre Kräfte angestrengt, denn der Kaiser hat Arbeiter im Überflusse.

Gewiſſe Perſonen, als Schiffscapitains, Steuermänner, Ärzte, Paſſagiere und Frauenzimmer ſind von Arbeiten ganz befreit, und bekommen bisweilen Erlaubniß frei umherzugehen. Doch kann kein Gefangener ſich anders als durch Geld, oder durch die Großmuth des Monarchen erlöſen. Lebt der Kaiſer mit den Europäiſchen Mächten in Frieden, ſo iſt die Sclavenzahl ſehr geringe. Zwiſchen Mekines und Fez iſt ein ſtarkes Verkehr, daher ſtehn hier beſtändig Maulthiere in Bereitſchaft, die in einem guten Schritte den bergigen und durch Löwen unſichern Weg in 6 Stunden zurücklegen. Fez liegt nordöſtlich in einem Thale, iſt die beſte Stadt in der ganzen Berberei, (Nordafrika) und mit hohen ſtarken Mauern, Thürmen und Kaſtellen umgeben, die aber einen Angriff ſo wenig aushalten können, daß ſie von den innern Kriegen gerade am mehrſten leidet. Der kleine fiſch- und perlenreiche Fluß Fes theilt ſie in die Alt- und Neuſtadt. Man hat aus ihm Canäle durch die Straßen gezogen, wodurch dieſe rein gehalten werden, welches ſonſt bei ihrer geringen Breite, dem ſchlechten Pflaſter und dem ſtarken Verkehr nicht möglich wäre. Die Häuſer ſind maſſiv, ohne gefälliges Anſehn, aber das Innere iſt deſto ſchöner. Den Wirthshäuſern, und es ſind deren an 700, fehlt es nicht an Bequemlichkeiten. Die Zahl der Moſcheen beläuft ſich auf 50, und die der Einwohner auf 30000. Die Handwerker wohnen in einem beſondern Stadtviertel; außerdem finden wir hier verſchiedene Manufacturen für wollene Mützen, Flor, ſeidene Zeuge, reiche Gürtel und rothen Saffian. Überhaupt iſt der Kunſtfleiß nirgends im Staate größer, als hier. Man findet zwar auch in andern Städten Manufacturen, z. B. in Marocco, wo der beſte gelbe Saffian, in Rabat, wo das beſte Sohlenleder, und ſo wie in Sale viel Seife und Töpferwaare verfertigt wird; im Ganzen aber ſind ſie doch

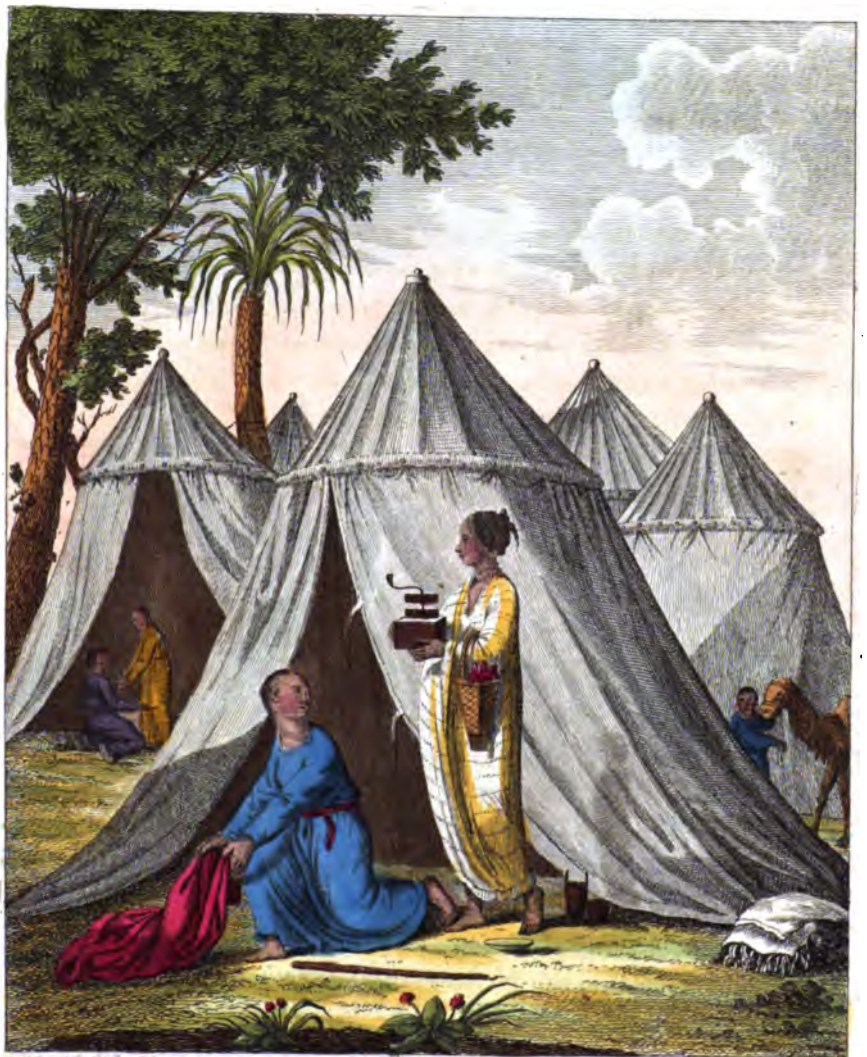
selten, so daß sie die Einfuhr Europäischer Fabricate nothwendig machen. Die innländischen seidnen Zeuge sind dünn und zu stark gegummit, und die Leinwand ist schlecht. Mehr Werth haben die wollenen Teppiche, vorzüglich in der Provinz Duncala, die Stroh- und Reisteppiche, und die Palmenmatten und Körbe. Haicks webt sich fast jeder selbst. Das maroccanische Pulver taugt nicht viel. Zu den Flinten, denen man lange Läufe giebt, und zu den Säbeln nimmt man biscajisches Eisen. Die Stückgießereien bedeuten wenig; das meiste Geschütz bekommt der Kaiser durch auswärtige Geschenke. — Doch wir kommen auf Fez zurück. Sie treibt den meisten Handel im ganzen Reiche, daher sind die hiesigen Kaufleute sehr wohlhabend. Zu ihrem Gebrauche dient eine große schöne Börse. Die Kramladen, oder Buden, wovon jede ihren eignen Artikel zu verkaufen hat, stehen auf einem Platze beisammen. Wer Arabisch lernen, Religion und Gesetze studiren will, besucht die hiesigen Schulen, selbst ausländische Muhamedaner kommen hieher, und so könnte man Fez als die Universität in der Berberei ansehen. Diese Thätigkeit in vielen Fächern hat einen sichtbaren Einfluß auf die Einwohner, denn sie sind höflicher und umgänglicher als in andern Städten. Neu-Fez ist mehrentheils von Juden bewohnt. Unter der mauriſchen Kleidung steckt mancher Renegat, so nennt man alle die in Nordafrika, welche von der christlichen und jüdischen Religion zur muhamedanischen übergehn, und vielen sieht man ihren jüdischen Ursprung sehr deutlich an. Sie treiben verschiedene Gewerbe, dürfen sich aber nur mit Negerinnen, oder Renegaten Töchtern verheirathen, und werden sehr verachtet.

Die Gegend um Fez ist schön, fruchtbar und reich. In einer Entfernung von 6 Meilen sind verschiedene Salzgruben, und in der Nähe drei warme Bäder, worunter das Chavlanbad vorzüglich heiß ist.

F. Nadlish del. Taf. II. P. Haas Sculp.

ſelten, ſo daß ſie die Einfuhr Europäiſcher Fabricate nothwendig machen. Die innländiſchen ſeidnen Zeuge ſind dünn und zu ſtark gegummit, und die Leinwand iſt ſchlecht. Mehr Werth haben die wollenen Teppiche, vorzüglich in der Provinz Duncala, die Stroh- und Reisteppiche, und die Palmenmatten und Körbe. Haicks webt ſich faſt jeder ſelbſt. Das maroccaniſche Pulver taugt nicht viel. Zu den Flinten, denen man lange Läufe giebt, und zu den Säbeln nimmt man biscajiſches Eiſen. Die Stückgießereien bedeuten wenig; das meiſte Geſchütz bekommt der Kaiſer durch auswärtige Geſchenke. — Doch wir kommen auf Fez zurück. Sie treibt den meiſten Handel im ganzen Reiche, daher ſind die hieſigen Kaufleute ſehr wohlhabend. Zu ihrem Gebrauche dient eine große ſchöne Börſe. Die Kramladen, oder Buden, wovon jede ihren eignen Artikel zu verkaufen hat, ſtehen auf einem Platze beiſammen. Wer Arabiſch lernen, Religion und Geſetze ſtudiren will, beſucht die hieſigen Schulen, ſelbſt ausländiſche Muhamedaner kommen hieher, und ſo könnte man Fez als die Univerſität in der Berberei anſehen. Dieſe Thätigkeit in vielen Fächern hat einen ſichtbaren Einfluß auf die Einwohner, denn ſie ſind höflicher und umgänglicher als in andern Städten. Neu-Fez iſt mehrentheils von Juden bewohnt. Unter der mauriſchen Kleidung ſteckt mancher Renegat, ſo nennt man alle die in Nordafrika, welche von der chriſtlichen und jüdiſchen Religion zur muhamedaniſchen übergehn, und vielen ſieht man ihren jüdiſchen Urſprung ſehr deutlich an. Sie treiben verſchiedene Gewerbe, dürfen ſich aber nur mit Negerinnen, oder Renegaten Töchtern verheirathen, und werden ſehr verachtet.

Die Gegend um Fez iſt ſchön, fruchtbar und reich. In einer Entfernung von 6 Meilen ſind verſchiedene Salzgruben, und in der Nähe drei warme Bäder, worunter das Chavlanbad vorzüglich heiß iſt.



F. Nötlich del. Taf. II. P. Haas Sculp.

UNIV OF MICH.

Larache liegt nordwestlich an der Mündung des Luccos. Sie ist nicht groß, aber reinlich und gepflastert, und der Sitz der meisten Europäischen Consuln. Der Markt ist mit steinernen Säulengängen umgeben. Einige kaiserliche Kriegsschiffe pflegen hier zu überwintern. Südlich herunter der Küste entlang bis nach Mamora sind schöne Ebenen und viele fischreiche Seen. In den Ebenen sind arabische Läger.

Diese Araber, schwarzbraun von Farbe und mit ausdrucksvollem Gesichte, machen mit den Mauren eine Nation aus, nur daß sie auf dem Lande unter Zelten wohnen, welche aus grober Wolle oder aus Thierhaaren und Palmblättern gemacht, 20 bis 25 Fuß lang, in der Mitte bis 10 Fuß hoch, schwarz gefärbt, ohne Thüre, und dicht genug sind den Regen abzuhalten. Eine ganze Familie, mit ihrem Reichthume an jungem Vieh und Hühnern wohnt unter einem Zelte. Mann, Weib und Kinder liegen auf der mit Matten oder Fellen bedeckten Erde. Ein junger verheiratheter Mann bleibt bei seinen Eltern so lange, bis seine Frau niederkommen will; dann erst schlägt er seine eigene Wohnung auf, und nimmt seine Geräthe, einen Korb, eine Handmühle, eine hölzerne Schaale und einige Töpfe mit. Stehen viele, zuweilen 200 Zelte in der Länge oder im Halbkreise beisammen, so heißt ein solches Lager ein Duar, in dessen Mitte sich das gottesdienstliche Zelt befindet, und damit das Vieh, das immer unter freiem Himmel bleibt, in der Nacht nicht reißenden Thieren zur Beute werde, so hält man es, sobald es von der Weide zurückkömmt, in der Mitte des Lagers von Hunden bewacht beisammen. So wie es dem Vieh an Nahrung fehlt, bringt man den Duar an einen andern Ort, den man bei dem geringen Anbau des Landes bald findet. Die Regierung muß aber von jeder solchen Veränderung, die alle Jahr erfolgt, benachrich-

tigt werden. Der Araber trägt einen langen wollenen um den Leib gegürteten Kittel und den Haick, scheert das Haar ganz ab, und bedient sich weder Mütze, noch Strümpfe, noch Pantoffeln. Nur die Weiber lassen die Hemden nicht weg, bemahlen sich die Backen, Nasenspitzen, Kinn und Brust mit schwarzen Streifen und Figuren; einige tragen auf der Stirn ein mit Perlen besetztes Kreutz, alle aber lieben Gold, Silber und Korallenschmuck. Sie flechten das Haar und binden ein Tuch um den Kopf, ohne das Gesicht zu verschleiern, sind übrigens häßlich und schmutzig. Ihre Nahrung ist sehr einfach; Kuskus mit Milch ist die größte Delicatesse, wozu der Vornehme und Reiche noch Fleischbrühe genießt. Kameel-, Fuchs- und Katzenfleisch nebst dünnem Gerstenbrode sind die übrigen Gerichte. Sie verheirathen sich unter einander, nicht einmal in fremde Familien, denn die verschiedenen Stämme hassen und verfolgen sich. Der Araber nimmt selten mehr als eine Frau, und für die Erziehung der Kinder wird gar nicht gesorgt. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Feldbau, daher sie sich größtentheils in den Ebenen aufhalten; in den Reichen Fez, Marocco und Sus über 230000 Köpfe.

Von Larache reisen wir durch ein gebirgiges Land längs der Westküste nach Tanger, das an der Meerenge von Gibraltar auf einer Anhöhe liegt. Diese Meerenge, welche das Mittelländische Meer mit dem Atlantischen verbindet, und durch den diesseitigen Berg Abyla und den jenseitigen Calpe gebildet wird, hat hier die kleinste Breite, so daß man in einem offnen Bote Gibraltar in 6 Stunden erreichen kann; daher holen sich die Spanier und Britten (in Gibraltar) von Tanger Gartenfrüchte und Geflügel, wodurch nicht allein diese Stadt, sondern auch nahe und entfernte Gegenden viel Nahrung haben. Tanger ist

klein, und hat einstöckigt, niedrige flache Häuser, nur die Consuln wohnen gut. Die Juden leben zerstreut unter den übrigen Einwohnern. Das Kastell an der Nordseite der Stadt verfällt. — Gen Osten, an der entgegenstehenden Küste und an dem äußersten Ende einer Landspitze, liegt die kleine von einer dreifachen Mauer umgebene, und durch einen breiten Graben vom festen Lande getrennte spanische Festung Ceuta, deren Kastell die Stadt und den Hafen bestreicht. — Einige Meilen südlich kommen wir zu der zwischen hohen Bergen gelegenen Stadt Tetuan, die 1500 Häuser und bis 20000 Einwohner hat, welche durch Umgang mit Europäern und zum Theil auch durch Europäische Herkunft civilisirter sind, als andre Mauren. Die Stadt ist nach Landesart befestigt, und hat enge schmutzige Straßen. Größtentheils Juden treiben den Handel auf dem Mittelländischen Meere und nach der Levante. Christen dürfen sich nicht blicken lassen. Der Hafen, Marthin genannt, ½ Meile von der Stadt, ist schon sehr versandet, wird aber von reichen Kaufleuten bewohnt.

An der Küste des Mittelländischen Meeres sind noch einige spanische Castelle und Häfen, Velez de Gomera, Penon de Velez und Melilla, nicht weit von dem ansehnlichen Flusse Muluvia, der so wie die übrigen, Sus, Tansil, Morbeia, Baragrag und Sebu, welche im Sommer zum durchwaten austrocknen, in der Regenzeit aber anschwellen und die Felder unter Wasser setzen, vom Atlasgebirge kommt und sich nördlich ins Meer ergießt. Er trennt das Kaiserthum Marocco von dem Reiche Algier.

Das bisher durchreiste Kaiserthum grenzt also gegen Norden an das Mittelländische Meer, gegen Süden an den Atlas und den Fluß Sus, gegen Westen an das Atlantische Meer, und gegen Osten an die

dem Kaiſer unterworfenen Reiche jenſeit des Atlas, Tafilet, Dra, Segelmeſſa und Tremezen. Von Norden nach Süden beträgt die Länge 107, und von Oſten nach Weſten 77 deutſche Meilen, der Flächeninhalt 7425 Q. M., und die Zahl der Einwohner 2, 5 bis 6 Millionen. Von Larache bis Aſaſi iſt das Land eine zuweilen 15 Meilen breite Ebene; in Norden, Oſten und Süden aber bergig. Das Clima iſt ſehr angenehm, denn es herrſcht faſt ein ewiger Frühling. Der Winter, der ſich ſchon im Januar endigt, iſt ſo milde als unſer Mai; nur im Gebirge fällt Schnee, der oft einige Monate liegen bleibt. In jeder Jahrszeit thaut es ſtark, daher die Nächte immer kühl ſind; deſto größer iſt die Tageshitze, beſonders beim Südwinde. Im Innern würde die Hitze größer ſeyn, als an den Küſten, wenn ſie nicht die Nähe des Gebirges milderte. In den Sommermonaten, vom April bis October, regnet es ſelten, im Winter deſto mehr, doch höchſtens nur ein paar Tage anhaltend, dann folgt wieder heiteres ſchönes Wetter. Dieſe Regenzeit, oder der Winter, thut dem Lande wohl, denn die ganze Natur lebt alsdann wieder auf. Im Juni, wenn die ſtarke Hitze anfängt, hört alle Production auf, daher hat das Land im Juli, Auguſt und September ein trauriges Anſehn. Alles iſt vertrocknet und verbrannt, die Erde aufgeborſten, die Blätter ſind verſengt und eingeſchrumpft, und die Stämme geſchwärzt und wie verbrannt. Aber mit dem Herbſtregen verjüngt ſich alles. Schon im Januar ſchmücken ſich die Wieſen mit den ſchönſten Blumen, und im April und Mai ſteht alles in voller Pracht. Es würde eines der fruchtbarſten Länder in der Welt ſeyn, wenn die Bewohner der Natur zu Hülfe kämen, und es beſſer bewäſſert wäre. Demohngeachtet bringt es einen großen Reichthum an Producten hervor. Getreide, Reis, Datteln, Oliven, Feigen, Wallnüſſe, Kaſtanien,

ſtanien, eßbare Eicheln, welche gebraten vortrefflich ſchmecken, alle Arten von Europäiſchem Obſte, Pomeranzen-, Citronen-, Limonien- und Apfelſinenbäume, die zu hunderten in den Gärten ſtehen; Wein bis zum 33ſten Grad, Zuckerrohr, das wild wächſt, Senesblätter, ein Strauch, deſſen Blätter zur Arzenei dienen, Safran, Waſſermelonen, Korkbäume in ganzen Waldungen, welche zu den Eichen gehören, immer grüne, kleine, wenig ausgezackte Blätter und eine 2 bis 3 Zoll dicke ſchwammige Rinde tragen, welche man alle 10 Jahre abſchält, und davon Korkſtöpſel und Schuhſohlen u. ſ. w. macht; hohe Cedern, Granatbäume, mehrere Arten von Acazien, die Gummi liefern, und in den ſüdlichen Gegenden verſchiedene Bäume, von denen man das Gummi Sandarac erhält; Hennakraut, das in ſeinen Blättern Schminke für die Frauenzimmer liefert, und daher in den Gärten gezogen wird, Artiſchocken, Trüffeln, und viele Garten- und Feldkräuter. Beſonders reich an Gewächſen iſt der Atlas. Der Pflug, deſſen man ſich beim Umackern der Felder bedient, iſt ſehr leicht, und wird von Kameelen, Pferden und Eſeln gezogen. Der Acker bekommt ſeinen Dünger durch die Aſche des im September verbrannten Strohs und durch den Miſt des auf den abgeerndteten Feldern weidenden Viehes. Man pflügt im December und Januar, ſäet ſogleich, und pflügt dann noch einmal, ſtatt zu eggen. Im April fällt die Gerſten-, im Mai die Weizenerndte. Man ſchneidet alles Korn mit der Sichel ab, trocknet es auf dem Felde, läßt es daſelbſt von Pferden und Ochſen austreten, reinigt es durch eine Schaufel, und hebt es in Gruben auf, die mit Stroh ausgelegt und durch Erdhaufen vor dem Regen geſichert werden. So hält ſich das Getreide an 6 Jahr. Der Boden giebt das 30ſte Korn, in einigen Gegenden auch das 60ſte und das 100ſte. Wird aber die Erndte durch ungünſtige

Witterung oder durch Heuſchrecken verdorben, ſo erfolgt Hungersnoth. Der Haber wächſt wild, und Mais, wovon man in Afrika eine große und kleine Art hat, wird hier wenig gebaut. Unter den hieſigen Hülſenfrüchten ſind Linſen die vornehmſten. Die Garavenzos oder Kichererbſen braucht man an Speiſen. Flachs und Taback fehlen auch nicht.

Die Pferde der Berberei ſind immer noch vortrefflich, ob ſie gleich durch die Nachläßigkeit der Araber viel verloren haben. Sie laufen bei ſchlechter Fütterung doch ſehr ſchnell, und wenn ſie einen Strauß einholen können, hält man ſie für gut. Das Rindvieh iſt klein, mager und ſchwach; Eſel und Maulthiere zieht man häufig, und ſie ſind beſſer als die Europäiſchen. Die Schaafheerden ſind zahlreich, und darunter ſind nicht allein Europäiſche, ſondern auch Schaafe mit langen Schwänzen, denen man zur Schonung der Wolle einen kleinen Schlitten unterzubinden pflegt. Das Kameel iſt in Nordafrika ein ſehr gemeines und äußerſt nützliches Hausthier, ohne welches die Kaufleute die Afrikaniſchen Wüſten nicht durchreiſen könnten. Es ſieht ſchmutzig rothbraun und gelb aus, hat eine häßliche Geſtalt, aber feines Haar, das an Weiche die Wolle übertrifft. Es lebt etwa 50 Jahr, und hält einige Wochen ohne zu trinken aus; denn es ſammlet das eingezogene Waſſer in einem beſondern Magen, und ſpritzt aus demſelben ſo viel hervor, als zur Löſchung ſeines Durſtes nöthig iſt, nährt ſich von den ſchlechteſten Kräutern, trägt eine Laſt von 12 bis 1300 Pfund, macht täglich an 12 Meilen, und ſchläft ohne ſich die Laſt abladen zu laſſen. Es giebt zwei Arten von dieſen Thieren: das Kameel, oder Trampelthier, welches zwey Höcker, und das Dromedar, welches nur einen Höcker hat, und ſchneller läuft als jenes. Man ißt das Fleiſch der Jungen, und nährt ſich von ihrer Milch. Unter den Laſt-

thieren ist es ohnstreitig das nützlichste, weil kein anderes weniger ißt und trinkt, die Hitze besser verträgt, weniger Ruhe bedarf, und geduldiger größere Lasten trägt. — In den Gebirgen und Wäldern halten sich vielerlei wilde Thiere auf, die auch dem übrigen Afrika mehr oder weniger gemein sind. Dahin gehören folgende: der Löwe, 8 bis 9 Fuß lang, schmutzig braungelb, und eins der stärksten Thiere. Er sucht seine Nahrung, die in andern Thieren besteht, nur des Nachts, fällt den Menschen ohne Hunger und ohne gereizt zu werden nicht an, vielmehr geht er stolz vor ihm vorbei, und ein bewaffneter Mensch ist überdies ziemlich sicher vor ihm; läßt sich durch Feuer verjagen, und hat seine größte Stärke in den Tatzen. Sein Brüllen ist das Schrecken aller Thiere. Er kommt selten aus den Waldungen und Thälern des Atlas heraus, weil es ihm dort nicht an Fraß gebricht. Der Panther ist einige Fuß kleiner als der Löwe, aber fast so grausam als der Tiger, denn er greift, außer dem Löwen, alle Thiere an und besiegt sie. Die Jäger müssen gegen ihn sehr vorsichtig seyn. Man jagt ihn wegen seines schönen Felles, das man bei uns gewöhnlich Tigerfell nennt. Die Unze ist noch nicht 4 Fuß lang, weißgelb und unregelmäßig gefleckt, blutgierig, aber schwächer als der Panther, und wird daher nicht so gefürchtet, man zähmt sie sogar, und richtet sie zur Gazellen- und Hasenjagd ab. Die Hyäne ist grau mit braunen Streifen, fast 4 Fuß lang, hat lange Beine, borstenartiges Haar, und eine Mähne über den Rücken und Hals. Sie wohnt in Felsenhöhlen, raubt des Nachts, frißt auch Aas und Leichen, und ist äußerst wild. Der Shakall gleicht dem Wolfe, dessen Größe er auch hat, weniger dem Fuchse, sieht braungelb aus, ist sehr gefräßig, und fällt schaarenweise große Thiere und die Dörfer an. Der Luchs ist fast 3 Fuß lang, wohnt in Klüften,

Höhlen und auch unter der Erde, hat ein sehr scharfes Gesicht, und lauert auf seinen Raub auf Bäumen, nähert sich aber auch öfters bewohnten Plätzen. Wilde Schweine sind sehr häufig und werden gejagt, eben so die Antelopen, die in gebirgigen Gegenden sich in dichten Haufen zeigen, und sich dem Hirsch- und Ochsengeschlechte nähern, so wie die Gazellen und Gemsen den Rehen und Ziegen. Es giebt von beiden mehrere Gattungen. Affen, Hasen, Kaninchen, Stachelschweine findet man in vielen Districten; und auf dem hohen Gebirge, doch selten, Bären. Der Strauß ist unter allen Vögeln der größte, er wiegt bis 80 Pfund, kann nicht fliegen, aber desto schneller laufen, so daß ihn das beste Pferd kaum einholen kann. Er hält sich in zahlreichen Haufen in den Wüsten auf, legt des Jahres 30 bis 40 Eier, die noch einmal so groß sind als Gänseeier, und bebrütet sie nur des Nachts, denn am Tage thut es die Sonne. Kopf und Schenkel sind nackt, der Hals ist sehr lang und mit dünner weißer Wolle bedeckt. Die Federn des Leibes sind schwarz und braun, die im Schwanze und den Flügeln aber weiß und lang. Seine Nahrung besteht in Kräutern und Baumfrüchten, er verschluckt aber auch Steine, Holz und andere solche Dinge, die nicht zur thierischen Nahrung bestimmt sind. Die Demoiselle aus Numidien ist ein sehr schöner Vogel, der zu den Kranichen gehört. Er hat 4 Fuß Höhe, auf dem Rücken und an den Flügeln blaugraue, am Kopfe, Halse und an der Brust schwarze Federn, und auf dem Kopfe einen weißen Federbusch. Bemerkt er, daß man ihn sieht, so macht er allerlei sonderbare Stellungen und Sprünge, als wollte er dadurch gefallen. Der Flamingo ist einer der schönsten Strandvögel, 5 Fuß hoch, mit weißem Leibe, Kopfe und Halse, hochrothen Flügeln und schwarzem Schwanze. Er hält sich truppweise am

Meere auf, und nährt sich von Fischen. Sein Fleisch wird gegessen, seine Federn dienen zum Putz, und sein Fell giebt ein schönes Pelzwerk. Die Löffelgans, ein Sumpfvogel, hat einen harten, vorne löffelförmigen Schnabel, und nährt sich von Schnecken, Muscheln, Krebsen und Wasserinsecten. Ihr Gefieder ist dem des Pelikans fast gleich. Zahme Enten sind sehr selten, desto häufiger die wilden, die zahmen und wilden Hühner und Tauben. Die Wachteln sind hier keine Zugvögel, und die Schwalben erscheinen im Mai und verschwinden bei der großen Hitze im August. Raubvögel giebt es genug, unter andern der große Adler auf den höchsten Atlasspitzen. Das Kamäleon, eine Eidechsenart, die lebendige Junge gebährt, verändert wohl sechsmal des Tages und schnell, und in einer Minute wohl zwanzigmal seine Farbe, die eigentlich bläulicht-grün ist, nach seinem Tode aber aschgrau aussieht. Es kann den Augapfel kreisförmig bewegen, hält sich auf Bäumen auf und lebt von Fliegen, die es mit seiner langen Zunge aufspießt. An Scorpionen und andern giftigen Thieren ist Marocco leider nicht arm, aber die Schlangen sind hier nicht giftig. Schildkröten und Fische hat das Küstenland im Überflusse. Eine wahre Landplage aber sind die Heuschrecken, die in manchen Jahren in ungeheuren Schwärmen mit dem Südwinde ankommen, und alles Vegetabilische auf ihrem Zuge, der durch nichts aufgehalten werden kann, verzehren, endlich aber ihren Untergang im Meere finden, wenn sie die Europäische Küste nicht erreichen können. Ein solcher Schwarm sieht in der Entfernung wie eine dicke finstere Wolke aus, und läßt er sich auf die Erde nieder, so wird der Reisende, sagt man, genöthigt still zu halten, um den Weg nicht zu verfehlen; denn der Haufen bedeckt das Land meilenweit. Viele von ihnen werden zur Vergeltung gefangen,

Höhlen und auch unter der Erde, hat ein sehr scharfes Gesicht, und lauert auf seinen Raub auf Bäumen, nähert sich aber auch öfters bewohnten Plätzen. Wilde Schweine sind sehr häufig und werden gejagt, eben so die Antelopen, die in gebirgigen Gegenden sich in dichten Haufen zeigen, und sich dem Hirsch- und Ochsengeschlechte nähern, so wie die Gazellen und Gemsen den Rehen und Ziegen. Es giebt von beiden mehrere Gattungen. Affen, Hasen, Kaninchen, Stachelschweine findet man in vielen Districten; und auf dem hohen Gebirge, doch selten, Bären. Der Strauß ist unter allen Vögeln der größte, er wiegt bis 80 Pfund, kann nicht fliegen, aber desto schneller laufen, so daß ihn das beste Pferd kaum einholen kann. Er hält sich in zahlreichen Haufen in den Wüsten auf, legt des Jahres 30 bis 40 Eier, die noch einmal so groß sind als Gänseeier, und bebrütet sie nur des Nachts, denn am Tage thut es die Sonne. Kopf und Schenkel sind nackt, der Hals ist sehr lang und mit dünner weißer Wolle bedeckt. Die Federn des Leibes sind schwarz und braun, die im Schwanze und den Flügeln aber weiß und lang. Seine Nahrung besteht in Kräutern und Baumfrüchten, er verschluckt aber auch Steine, Holz und andere solche Dinge, die nicht zur thierischen Nahrung bestimmt sind. Die Demoiselle aus Numidien ist ein sehr schöner Vogel, der zu den Kranichen gehört. Er hat 4 Fuß Höhe, auf dem Rücken und an den Flügeln blaugraue, am Kopfe, Halse und an der Brust schwarze Federn, und auf dem Kopfe einen weißen Federbusch. Bemerkt er, daß man ihn sieht, so macht er allerlei sonderbare Stellungen und Sprünge, als wollte er dadurch gefallen. Der Flamingo ist einer der schönsten Strandvögel, 5 Fuß hoch, mit weißem Leibe, Kopfe und Halse, hochrothen Flügeln und schwarzem Schwanze. Er hält sich truppweise am

Meere auf, und nährt sich von Fischen. Sein Fleisch wird gegessen, seine Federn dienen zum Putz, und sein Fell giebt ein schönes Pelzwerk. Die Löffelgans, ein Sumpfvogel, hat einen harten, vorne löffelförmigen Schnabel, und nährt sich von Schnecken, Muscheln, Krebsen und Wasserinsecten. Ihr Gefieder ist dem des Pelikans fast gleich. Zahme Enten sind sehr selten, desto häufiger die wilden, die zahmen und wilden Hühner und Tauben. Die Wachteln sind hier keine Zugvögel, und die Schwalben erscheinen im Mai und verschwinden bei der großen Hitze im August. Raubvögel giebt es genug, unter andern der große Adler auf den höchsten Atlasspitzen. Das Kamäleon, eine Eidechsenart, die lebendige Junge gebährt, verändert wohl sechsmal des Tages und schnell, und in einer Minute wohl zwanzigmal seine Farbe, die eigentlich bläulicht-grün ist, nach seinem Tode aber aschgrau aussieht. Es kann den Augapfel kreisförmig bewegen, hält sich auf Bäumen auf und lebt von Fliegen, die es mit seiner langen Zunge aufspießt. An Scorpionen und andern giftigen Thieren ist Marocco leider nicht arm, aber die Schlangen sind hier nicht giftig. Schildkröten und Fische hat das Küstenland im Überflusse. Eine wahre Landplage aber sind die Heuschrecken, die in manchen Jahren in ungeheuren Schwärmen mit dem Südwinde ankommen, und alles Vegetabilische auf ihrem Zuge, der durch nichts aufgehalten werden kann, verzehren, endlich aber ihren Untergang im Meere finden, wenn sie die Europäische Küste nicht erreichen können. Ein solcher Schwarm sieht in der Entfernung wie eine dicke finstere Wolke aus, und läßt er sich auf die Erde nieder, so wird der Reisende, sagt man, genöthigt still zu halten, um den Weg nicht zu verfehlen; denn der Haufen bedeckt das Land meilenweit. Viele von ihnen werden zur Vergeltung gefangen,

Höhlen und auch unter der Erde, hat ein sehr scharfes Gesicht, und lauert auf seinen Raub auf Bäumen, nähert sich aber auch öfters bewohnten Plätzen. Wilde Schweine sind sehr häufig und werden gejagt, eben so die Antelopen, die in gebirgigen Gegenden sich in dichten Haufen zeigen, und sich dem Hirsch- und Ochsengeschlechte nähern, so wie die Gazellen und Gemsen den Rehen und Ziegen. Es giebt von beiden mehrere Gattungen. Affen, Hasen, Kaninchen, Stachelschweine findet man in vielen Districten; und auf dem hohen Gebirge, doch selten, Bären. Der Strauß ist unter allen Vögeln der größte, er wiegt bis 80 Pfund, kann nicht fliegen, aber desto schneller laufen, so daß ihn das beste Pferd kaum einholen kann. Er hält sich in zahlreichen Haufen in den Wüsten auf, legt des Jahres 30 bis 40 Eier, die noch einmal so groß sind als Gänseeier, und bebrütet sie nur des Nachts, denn am Tage thut es die Sonne. Kopf und Schenkel sind nackt, der Hals ist sehr lang und mit dünner weißer Wolle bedeckt. Die Federn des Leibes sind schwarz und braun, die im Schwanze und den Flügeln aber weiß und lang. Seine Nahrung besteht in Kräutern und Baumfrüchten, er verschluckt aber auch Steine, Holz und andere solche Dinge, die nicht zur thierischen Nahrung bestimmt sind. Die Demoiselle aus Numidien ist ein sehr schöner Vogel, der zu den Kranichen gehört. Er hat 4 Fuß Höhe, auf dem Rücken und an den Flügeln blaugraue, am Kopfe, Halse und an der Brust schwarze Federn, und auf dem Kopfe einen weißen Federbusch. Bemerkt er, daß man ihn sieht, so macht er allerlei sonderbare Stellungen und Sprünge, als wollte er dadurch gefallen. Der Flamingo ist einer der schönsten Strandvögel, 5 Fuß hoch, mit weißem Leibe, Kopfe und Halse, hochrothen Flügeln und schwarzem Schwanze. Er hält sich truppweise am

Meere auf, und nährt sich von Fischen. Sein Fleisch wird gegessen, seine Federn dienen zum Putz, und sein Fell giebt ein schönes Pelzwerk. Die Löffelgans, ein Sumpfvogel, hat einen harten, vorne löffelförmigen Schnabel, und nährt sich von Schnecken, Muscheln, Krebsen und Wasserinsecten. Ihr Gefieder ist dem des Pelikans fast gleich. Zahme Enten sind sehr selten, desto häufiger die wilden, die zahmen und wilden Hühner und Tauben. Die Wachteln sind hier keine Zugvögel, und die Schwalben erscheinen im Mai und verschwinden bei der großen Hitze im August. Raubvögel giebt es genug, unter andern der große Adler auf den höchsten Atlasspitzen. Das Kamäleon, eine Eidechsenart, die lebendige Junge gebährt, verändert wohl sechsmal des Tages und schnell, und in einer Minute wohl zwanzigmal seine Farbe, die eigentlich bläulicht-grün ist, nach seinem Tode aber aschgrau aussieht. Es kann den Augapfel kreisförmig bewegen, hält sich auf Bäumen auf und lebt von Fliegen, die es mit seiner langen Zunge aufspießt. An Scorpionen und andern giftigen Thieren ist Marocco leider nicht arm, aber die Schlangen sind hier nicht giftig. Schildkröten und Fische hat das Küstenland im Überflusse. Eine wahre Landplage aber sind die Heuschrecken, die in manchen Jahren in ungeheuren Schwärmen mit dem Südwinde ankommen, und alles Vegetabilische auf ihrem Zuge, der durch nichts aufgehalten werden kann, verzehren, endlich aber ihren Untergang im Meere finden, wenn sie die Europäische Küste nicht erreichen können. Ein solcher Schwarm sieht in der Entfernung wie eine dicke finstere Wolke aus, und läßt er sich auf die Erde nieder, so wird der Reisende, sagt man, genöthigt still zu halten, um den Weg nicht zu verfehlen; denn der Haufen bedeckt das Land meilenweit. Viele von ihnen werden zur Vergeltung gefangen,

Höhlen und auch unter der Erde, hat ein sehr scharfes Gesicht, und lauert auf seinen Raub auf Bäumen, nähert sich aber auch öfters bewohnten Plätzen. Wilde Schweine sind sehr häufig und werden gejagt, eben so die Antelopen, die in gebirgigen Gegenden sich in dichten Haufen zeigen, und sich dem Hirsch- und Ochsengeschlechte nähern, so wie die Gazellen und Gemsen den Rehen und Ziegen. Es giebt von beiden mehrere Gattungen. Affen, Hasen, Kaninchen, Stachelschweine findet man in vielen Districten; und auf dem hohen Gebirge, doch selten, Bären. Der Strauß ist unter allen Vögeln der größte, er wiegt bis 80 Pfund, kann nicht fliegen, aber desto schneller laufen, so daß ihn das beste Pferd kaum einholen kann. Er hält sich in zahlreichen Haufen in den Wüsten auf, legt des Jahres 30 bis 40 Eier, die noch einmal so groß sind als Gänseeier, und bebrütet sie nur des Nachts, denn am Tage thut es die Sonne. Kopf und Schenkel sind nackt, der Hals ist sehr lang und mit dünner weißer Wolle bedeckt. Die Federn des Leibes sind schwarz und braun, die im Schwanze und den Flügeln aber weiß und lang. Seine Nahrung besteht in Kräutern und Baumfrüchten, er verschluckt aber auch Steine, Holz und andere solche Dinge, die nicht zur thierischen Nahrung bestimmt sind. Die Demoiselle aus Numidien ist ein sehr schöner Vogel, der zu den Kranichen gehört. Er hat 4 Fuß Höhe, auf dem Rücken und an den Flügeln blaugraue, am Kopfe, Halse und an der Brust schwarze Federn, und auf dem Kopfe einen weißen Federbusch. Bemerkt er, daß man ihn sieht, so macht er allerlei sonderbare Stellungen und Sprünge, als wollte er dadurch gefallen. Der Flamingo ist einer der schönsten Strandvögel, 5 Fuß hoch, mit weißem Leibe, Kopfe und Halse, hochrothen Flügeln und schwarzem Schwanze. Er hält sich truppweise am

Meere auf, und nährt sich von Fischen. Sein Fleisch wird gegessen, seine Federn dienen zum Putz, und sein Fell giebt ein schönes Pelzwerk. Die Löffelgans, ein Sumpfvogel, hat einen harten, vorne löffelförmigen Schnabel, und nährt sich von Schnecken, Muscheln, Krebsen und Wasserinsecten. Ihr Gefieder ist dem des Pelikans fast gleich. Zahme Enten sind sehr selten, desto häufiger die wilden, die zahmen und wilden Hühner und Tauben. Die Wachteln sind hier keine Zugvögel, und die Schwalben erscheinen im Mai und verschwinden bei der großen Hitze im August. Raubvögel giebt es genug, unter andern der große Adler auf den höchsten Atlasspitzen. Das Kamäleon, eine Eidechsenart, die lebendige Junge gebährt, verändert wohl sechsmal des Tages und schnell, und in einer Minute wohl zwanzigmal seine Farbe, die eigentlich bläulicht-grün ist, nach seinem Tode aber aschgrau aussieht. Es kann den Augapfel kreisförmig bewegen, hält sich auf Bäumen auf und lebt von Fliegen, die es mit seiner langen Zunge aufspießt. An Scorpionen und andern giftigen Thieren ist Marocco leider nicht arm, aber die Schlangen sind hier nicht giftig. Schildkröten und Fische hat das Küstenland im Überflusse. Eine wahre Landplage aber sind die Heuschrecken, die in manchen Jahren in ungeheuren Schwärmen mit dem Südwinde ankommen, und alles Vegetabilische auf ihrem Zuge, der durch nichts aufgehalten werden kann, verzehren, endlich aber ihren Untergang im Meere finden, wenn sie die Europäische Küste nicht erreichen können. Ein solcher Schwarm sieht in der Entfernung wie eine dicke finstere Wolke aus, und läßt er sich auf die Erde nieder, so wird der Reisende, sagt man, genöthigt still zu halten, um den Weg nicht zu verfehlen; denn der Haufen bedeckt das Land meilenweit. Viele von ihnen werden zur Vergeltung gefangen,

und theils gesalzen, theils geräuchert gegessen. Die Bienen sind hier wild, und legen ihren wohlschmeckenden Honig in Felsenritzen und hohle Bäume.

An Mineralien ist eigentlich kein Mangel, man benutzt sie nur sparsam. So finden wir Quell-, Stein- und Meersalz, Salpeter, Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Spiesglas, Gips, Kalk, Walker- und Seifenerde, die man sehr schätzt, weil man sich in den Bädern damit wäscht; Schwefel, sehr schöne Bergkrystalle und mineralische Wasser, vornehmlich heiße Quellen.

Die dem Kaiser unterworfenen Reiche jenseit des Atlas, Tafilet, Dra, Segelmessa und Tremezen, sind zwar ziemlich groß (das erste hat allein 6287 Q. M.) und fruchtbar, aber doch wenig bevölkert und angebaut. Jedes hat ein verfallenes Schloß und einige armselige Flecken, die von armen Sherifs und von dem Ausschuß des Serails bewohnt werden. Die Sherifs sind theils wirkliche Nachkommen Muhameds, theils wollen sie es seyn, treiben in beträchtlicher Anzahl Land- und Gartenbau, besonders in Tafilet, sind unverträglich unter einander, und zum Rauben geneigt. An den Flüssen ziehen Araber umher, deren Reichthum in Pferden, Kameelen und Datteln besteht, womit sie auch die erstern füttern und einen guten Branntwein daraus bereiten. Unter den angeführten Ländern ist Tafilet noch das beste. Die gleichnamige Stadt ist der Versammlungsplatz der Karavane, die nach Nigritien geht. Das platte Land hat etwa 1500 einzeln stehende Häuser, jedes mit einem Thurme zur Bedeckung. Um sie herum liegen die Felder, Gärten und Dattelplantagen. Die Stadt Segelmessa ist groß und volkreich, und zieht von der genannten Karavane, die sich hier mit Wasser und Lebensmitteln versieht, ansehnliche Vortheile.

Der Staat Algier

liegt in einer Größe von 4218 oder noch einmal so vielen Quadratmeilen zwischen Marocco, dem Mittelländischen Meere, Tunis und der Sahara. Der Malavia und eine breite Wüste trennen ihn von Marocco, und der Fluß Zaine von Tunis; allein die Landgrenzen sind nicht genau bestimmt, weil die dortigen nomadischen, größtentheils freien Araber, weder dem einen, noch dem andern Staate angehören. Algier hat dieselben Klassen von Einwohnern als Marocco: Mauren, Araber, Breber, Renegaten, Juden, Neger, Christen, und außerdem noch Türken und Coloris; gleichen Boden, Producte, Clima, nur daß die Südwinde die Sommerhitze noch erstickender machen, und der Boden unter den benachbarten Ländern der fruchtbarste ist, und die meiste Bewässerung hat. Doch werden die wenigsten Gegenden angebaut, große Landstriche nur von Nomaden durchzogen, und beträchtliche Wüsteneien wilden Thieren überlassen. Von der felsigen Küste, an der eine Landung fast unmöglich ist, zieht sich eine fruchtbare Ebene bis zu den Bergen, 30 Meilen landeinwärts, hinter welchen noch fettere hügligte Ebenen bis zu dem Atlas hin liegen. Je mehr man sich aber der Sahara nähert, desto öder und magerer wird das Land. Die höchsten Bergreihen, deren Spitzen mit Schnee bedeckt sind, liegen südöstlich. Von diesen Gebirgen laufen mehrere, mitunter ansehnliche Ströme nach dem Mittelländischen Meere, worunter (von Westen nach Osten gerechnet) der Scheldif, welcher durch eine sumpfige Gegend fließt, die man den Titterysee nennt; der Massafran, der starke Krümmungen und ein gelbes Wasser hat, der Buberak, der Summam, dessen Winterüberschwemmungen oft Schaden thun; der Mansureah, Wedelkibir und Zaine die merkwürdigsten sind. Ihre Ufer sind grün und angenehm.

Wir kommen von Marocco aus durch eine wüste Gegend zuerst nach der Stadt Tremezen in der Provinz Mascara. Die Mauer dieses Orts ist aus Kalk, Lehm und kleinen Steinen sehr fest und dauerhaft aufgeführt, so wie man sie um mehrere Städte der Berberei findet. Die Einwohner verarbeiten viel Wolle, Flachs und Baumwolle zu verschiedenen Zeugen, Fußteppichen, Decken und Haicken. Nordöstlich, 1 Meile vom Meere, liegt Oran, welche Stadt bis 1792 den Spaniern gehörte. Sie haben sie an Algier abgetreten, weil die Verbesserung ihres elenden Zustandes und die Erhaltung der Besatzung zu viel kosteten; aber das am Hafen auf einer Erdzunge gelegene Fort Masalquivir, wo sich eine Handelsgesellschaft befindet, behalten. — Weiter östlich hat der Bei von Mascara in der kleinen Seestadt Arsew ein großes Kornmagazin, aus dem Spanier, Franzosen und Italiener Getreide holen. Eine Meile von dem Orte gen Süden, sind reiche Salzgruben, in denen sich das Salz nach Verdunstung des Wassers zeigt. Algier hat überhaupt viel Salz, und doch läßt man es in großer Menge aus Europa kommen, weil man das innländische nicht zu reinigen versteht. — Sercelles, ebenfalls an der Küste, verfertigt viel Waaren, die im Lande starken Absatz finden, vornehmlich aus Eisen, Stahl und Thon. Die hiesigen Ruinen, die in Trümmern von einer Wasserleitung, in schönen Säulen, Cisternen u. s. w. bestehen, erinnern an die ehemalige Herrlichkeit dieses Landes. Längs der ganzen Küste des Mittelländischen Meeres haben viele Örter noch sehr interessante Überreste aus dem gebildeten Alterthume. — Gen Süden liegt die Hauptstadt der schon genannten Provinz Mascara, in einer an Lebensmitteln reichen und durch die Abwechselung der Hügel und Thäler reizenden Gegend. Sie ist die Residenz des Beis, hat viel ansehnliche

Häuser,

Häuser, Moscheen, Magazine, ein festes Residenzschloß, und starke, mit Geschütz versehene Mauern. Außerhalb der Stadt besitzt der Bei ein Sommerpalais mit einem schönen Garten, der theils in maurischem, theils in Europäischem Geschmacke angelegt ist. — 1½ Meilen von der Stadt Miliana sind die warmen Bäder von Meriga, die, ohngeachtet der geringen Bequemlichkeit, im Frühjahr stark besucht werden. Zwischen ihnen liegen römische Denkmäler und die Ruinen einer Stadt zerstreut. — Nördlich kommen wir zur Hauptstadt des ganzen Staates, nach Algier, die nebst ihrem Gebiete zu keiner der drei Provinzen gehört, worin das Land getheilt ist. Sie liegt in Form eines Amphitheaters am Meere, auf dem Abhange eines Hügels, hat noch nicht eine Viertelmeile im Umfange, 15000 Häuser, 80000 Einwohner, worunter wenigstens ein Fünftheil Juden sind, und eine 30 Fuß hohe Mauer, mit Schießscharten und Geschütz versehen, und von einem breiten trocknen Graben umgeben, hinter dem noch eine 4 Fuß breite Mauer gezogen ist; hat ferner 5 Thore, unebene, winkliche, enge und dunkle Straßen, wovon einige so schmal sind, daß beladene Thiere einander nicht ausweichen können, andere aber oben bedeckt sind. Die Häuser haben vorn heraus entweder gar keine Fenster, oder sie sind stark vergittert. Alle Unreinlichkeiten eines Hauses werden in ein bei der Hausthüre eingemauertes Bassin geworfen, welches den Straßen, die des Nachts verschlossen werden, so wenig zur Zierde gereicht, als es die Luft verdirbt. Die Hauptstraße, welche die Stadt in die Breite durchschneidet, ist voll von Buden, geräumig und immer mit Menschen angefüllt, und die, welche nach dem Pallast des Deis führt, ist auf beiden Seiten mit Reben besetzt, die oben zusammen kommen und einen förmlichen Weingang bilden. Das Schloß unterscheidet sich von den andern Gebäuden

nur durch die Größe, durch eine hohe Flaggstange und durch eine große Laterne über der Ringmauer. Vor demselben ist ein großer, mit einem Springbrunnen gezierter Platz. Eine zahlreiche Wache besetzt das Schloßthor, wo Gewehre, Stöcke und andere dergleichen Instrumente die Wohnung eines Despoten verkündigen, und welches zu dem innern viereckigten Vorhofe führt, der mit weißen Steinen gepflastert, und mit einer bedeckten Colonade umgeben ist. An die eine Seite desselben stößt die Wohnung des ersten Ministers, ein offner, mit einem Springbrunnen und Marmorbassin versehener Saal, an dessen Wänden Uhren und Spiegel durch einander hängen. In einer Ecke steht der Thron des Deis, ein bloßer Lehnstuhl, der aber dadurch zum Throne wird, daß sich kein andrer drauf setzen darf. Das zweite und dritte Geschoß, welche die Hauptzimmer des Deis und seiner Bedienten enthalten, haben auch einen verdeckten, nach dem Vorhofe offnen Säulengang. Wir finden in Algier ferner 10 große und 50 kleine Moscheen, 5 Casernen für die Miliz, die bis 200 Personen fassen, 12 öffentliche Bäder, Vormittags für Mannspersonen, Nachmittags für Frauenzimmer offen, und 5 Bagnes, unansehnliche schmutzige Gebäude, worin die Christensclaven des Nachts verschlossen werden. Einige davon haben für 600 Personen Raum, und neben ihnen stehen Schenken zum Verkauf geistiger Getränke, in denen Christensclaven die Wirthe machen und fleißig besucht werden. Die Magazine für Naturalien, worin die meisten Abgaben entrichtet werden; 6 muhamedanische hohe Schulen, Nebengebäude einiger Moscheen, deren einige an 200 Schüler zählen die Theologie studieren, die kleinern für den Elementarunterricht ungerechnet; ein Muhamedaner- und ein Christenhospital, und eine Stückgießerei, worin aber nicht viel gearbeitet wird, weil die Regierung

die meiſten Kanonen und Ammunition von den Europäern erhält, ſind nicht weniger merkwürdig, als das Grab des Deis Ali, der 1718 ſtarb, und als ein Heiliger verehrt wird. An den Straßenecken ſtehn Fontainen mit Trinkgefäßen, damit ſich Vorübergehende erfriſchen können, und in den meiſten Privathäuſern findet man ebenfalls Brunnen und Eiſternen zur Aufſammlung des Regenwaſſers. Die Juden, welche durch die ganze Stadt zerſtreut wohnen und mehrentheils Goldſchmiede und Münzer ſind, beſitzen eine große Synagoge. Aus der Stadt führt ein Steindamm auf eine Inſel an der Küſte, auf welcher die Marine iſt, worunter eine Reihe von Gebäuden und Batterieen verſtanden wird, die den Hafen und die Seeſeite der Stadt vertheidigen. Dort wohnen alle Seeofficianten, den Miniſter und Admiral nicht ausgeſchloſſen. Der Hafen hat für große Schiffe nicht die gehörige Tiefe, daher bleiben dieſe am Eingange liegen. Vor den Thoren ſind Caſtelle, Batterieen, Begräbnißplätze, Ziegeleien, und viele ſehr ſchöne Landhäuſer. Man giebt die Zahl der letztern, die entfernteſten mitgerechnet, zu 18000 an. In dem Gebiete der Stadt, die durch daſſelbe hinlänglich mit Lebensmitteln verſorgt wird, ſieht man unter andern Alterthümern ein rundes Gebäude von Quaderſteinen, das ſich ſtufenmäßig erhebt, 100 Fuß hoch iſt, und im Durchmeſſer an der Baſis 90 Fuß hat. Die Spitze fehlt, und es iſt auch an andern Stellen beſchädigt.

Die Provinz Titeri hat wenig Städte. Bleeda iſt groß und volkreich und Mehedia auch anſehnlich. Die dortigen Waſſerleitungen ſind römiſche Alterthümer. In der öſtlichen Provinz Conſtantine liegt Boujeiah, eine befeſtigte Stadt mit einem Hafen, deren Einwohner aus dem in der Nähe gegrabenen Eiſen viel Waaren verfertigen. In den benachbarten Bergen halten ſich freie Kabilen auf, die von der

hiesigen 2 bis 300 Mann starken Garnison mühsam in Zaum gehalten werden können; weil sie aber Bauholz, hölzerne Geräthe und andere Nothwendigkeiten liefern, so giebt ihnen der Dei nach. — Die Stadt Bona hat einen befestigten Hafen für kleine Schiffe, hohe und dicke Ringmauern, einstöckige Häuser, ungepflasterte enge Straßen, wenig Schiffahrt und Handel. Gewöhnlich lassen sich nur kleine Tartanen der französisch-afrikanischen Compagnie zu Marseille sehen, die hier einen Agenten hält, der Korn, Öl, Wachs, Leder und Wolle aufkauft, und dafür dem Bei große Summen bezahlt. — Östlicher am Meere liegt der Hauptort der genannten Compagnie, la Calle, mit etwa 400 Einwohnern, die in 60 bis 70 elenden Hütten wohnen, von der Compagnie ihren Unterhalt haben, und von einem Agenten und dessen Unterbedienten abhängen. Der Eingang des Hafens wird durch 15 Kanonen vertheidigt, und die Stadtmauer ist auch hinlänglich, maurische Angriffe abzuhalten. Außer der Stadt steht hoch auf einem platten Thurme eine Mühle, bei welcher sich eine Wache mit Geschütz befindet, die von dieser Höhe alles beobachtet, was sich der Stadt zu Wasser und zu Lande nähert, und durch ein Sprachrohr davon Nachricht giebt. Die französische Compagnie bezahlt dem Dei für die Erlaubniß, Korn und Wolle auszuführen und Korallen zu fischen, alle Jahr 100000 Livres und 2 Kisten Korallen, und la Calle muß die Ruhe der benachbarten Araber und Mauren überdies noch durch Geschenke erkaufen, so wie die Hülfe des Beis, wenn man ihrer bedarf. — Auf dem Wege von Algier nach Constantine gehn an mehreren Stellen gefährliche Wege durch die Gebirge, die von verschiedenen, besonders benannten Stämmen bewohnt werden, worunter die unbezwungenen Zwawah, welche alle mit der Regie-

rung Unzufriedene willig aufnehmen, und die Beni Abeß die mächtigsten sind, welche die Hauptpässe auf dieser Straße inne haben. Einer dieser Pässe, die eisernen Thore genannt, ist durch Felsen gehauen, und hat neben sich ein besetztes Kastell. Diese Gegenden enthalten viel Alterthümer, unter andern einen prächtigen Triumpfbogen, Städte-Ruinen, den Rest eines römischen Weges, das Grabmal des Syphax und die anderer Numidischer Könige, und bei Herba, jenseit des Gebirges Auréß, das die rauhesten Felsenspitzen in Afrika haben soll, umfassen die Ruinen fast 3 Meilen, worunter sich der größte Theil eines Amphitheaters, das Frontispiz eines Jonischen Tempels und ein kleines Mausoleum gut erhalten haben. — Die Stadt Constantine, nach Algier die vorzüglichste, liegt an und auf einem Berge, am Flusse Rummel. Der niedrige Theil derselben wird mit dem höhern durch eine römische Brücke verbunden, deren höchster Bogen 100 Fuß mißt. Unter derselben fließt der Rummel in einem unterirrdischen Canale, fällt am Ende 400 Fuß tief, verbirgt sich noch zweimal, und läuft dann zwischen unersteiglichen Felsen fort, von denen er sich 30 Fuß herabstürzt. Constantine hat auch schlechte Straßen, und wenig ansehnliche Häuser. Das vornehmste ist das Residenzschloß des Beis. Man sieht hier die Moscheen mit alten Säulen, aber oft zweckwidrig geziert, und altrömische Thore. Überhaupt liegen die Trümmer ehemaliger Größe über der ganzen Stadt und Gegend zerstreut. Mitten in der Stadt sind 20 Bassins, von 150 Quadratfuß, die durch eine Wasserleitung gefüllt werden. — Ein östlicher Weg führt uns in ein vulkanisches Thal zu den stillen oder bezauberten Bädern, welcher sich die Mauren nach dem Beispiele der Alten gegen Gicht und Hautkrankheiten bedienen. Es sind viele Quellen, die Kalkmaterie absetzen, welche mit der Zeit zu

hiesigen 2 bis 300 Mann starken Garnison mühsam in Zaum gehalten werden können; weil sie aber Bauholz, hölzerne Geräthe und andere Nothwendigkeiten liefern, so giebt ihnen der Dei nach. — Die Stadt Bona hat einen befestigten Hafen für kleine Schiffe, hohe und dicke Ringmauern, einstöckige Häuser, ungepflasterte enge Straßen, wenig Schiffahrt und Handel. Gewöhnlich lassen sich nur kleine Tartanen der französisch-afrikanischen Compagnie zu Marseille sehen, die hier einen Agenten hält, der Korn, Öl, Wachs, Leder und Wolle aufkauft, und dafür dem Bei große Summen bezahlt. — Östlicher am Meere liegt der Hauptort der genannten Compagnie, la Calle, mit etwa 400 Einwohnern, die in 60 bis 70 elenden Hütten wohnen, von der Compagnie ihren Unterhalt haben, und von einem Agenten und dessen Unterbedienten abhängen: Der Eingang des Hafens wird durch 15 Kanonen vertheidigt, und die Stadtmauer ist auch hinlänglich, maurische Angriffe abzuhalten. Außer der Stadt steht hoch auf einem platten Thurme eine Mühle, bei welcher sich eine Wache mit Geschütz befindet, die von dieser Höhe alles beobachtet, was sich der Stadt zu Wasser und zu Lande nähert, und durch ein Sprachrohr davon Nachricht giebt. Die französische Compagnie bezahlt dem Dei für die Erlaubniß, Korn und Wolle auszuführen und Korallen zu fischen, alle Jahr 100000 Livres und 2 Kisten Korallen, und la Calle muß die Ruhe der benachbarten Araber und Mauren überdies noch durch Geschenke erkaufen, so wie die Hülfe des Beis, wenn man ihrer bedarf. — Auf dem Wege von Algier nach Constantine gehn an mehreren Stellen gefährliche Wege durch die Gebirge, die von verschiedenen, besonders benannten Stämmen bewohnt werden, worunter die unbezwungenen Zwawah, welche alle mit der Regie-

rung Unzufriedene willig aufnehmen, und die Beni Abeß die mächtigsten sind, welche die Hauptpässe auf dieser Straße inne haben. Einer dieser Pässe, die eisernen Thore genannt, ist durch Felsen gehauen, und hat neben sich ein besetztes Kastell. Diese Gegenden enthalten viel Alterthümer, unter andern einen prächtigen Triumpfbogen, Städte-Ruinen, den Rest eines römischen Weges, das Grabmal des Syphax und die anderer Numidischer Könige, und bei Herba, jenseit des Gebirges Aureß, das die rauhesten Felsenspitzen in Afrika haben soll, umfassen die Ruinen fast 3 Meilen, worunter sich der größte Theil eines Amphitheaters, das Frontispiz eines Jonischen Tempels und ein kleines Mausoleum gut erhalten haben. — Die Stadt Constantine, nach Algier die vorzüglichste, liegt an und auf einem Berge, am Flusse Rummel. Der niedrige Theil derselben wird mit dem höhern durch eine römische Brücke verbunden, deren höchster Bogen 100 Fuß mißt. Unter derselben fließt der Rummel in einem unterirrdischen Canale, fällt am Ende 400 Fuß tief, verbirgt sich noch zweimal, und läuft dann zwischen unersteiglichen Felsen fort, von denen er sich 30 Fuß herabstürzt. Constantine hat auch schlechte Straßen, und wenig ansehnliche Häuser. Das vornehmste ist das Residenzschloß des Beis. Man sieht hier die Moscheen mit alten Säulen, aber oft zweckwidrig geziert, und altrömische Thore. Überhaupt liegen die Trümmer ehemaliger Größe über der ganzen Stadt und Gegend zerstreut. Mitten in der Stadt sind 20 Bassins, von 150 Quadratfuß, die durch eine Wasserleitung gefüllt werden. — Ein östlicher Weg führt uns in ein vulkanisches Thal zu den stillen oder bezauberten Bädern, welcher sich die Mauren nach dem Beispiele der Alten gegen Gicht und Hautkrankheiten bedienen. Es sind viele Quellen, die Kalkmaterie absetzen, welche mit der Zeit zu

6 Fuß hohen Pyramiden, die von den Eingebornen für verſteinerte Menſchen gehalten werden, anwächſt. Der Dampf des heißen Waſſers iſt erſtickend. Nach der Sahara zu liegt der Diſtrikt Zab, ein armes Land, das ſeinen Bewohnern nur Datteln reicht, und die mehreſten gar nicht ernähren kann. Dieſe gehn nach den Städten, vorzüglich nach Algier, wo ſie unter dem Namen Paſcaris ein eignes Corps bilden, um ſich durch die niedrigſten, aber treueſten Dienſte etwas zu verdienen, wie die Savoyarden in Paris, und kehren mit einem Capitälchen nach Hauſe zurück, wo man den für reich hält, der 10 Zechinen mitbringt. (eine Zechine gilt hier etwas über 3 Rthlr.) — Das ſüdöſtliche Land Wadreage, deſſen Einwohner dem Bei von Conſtantine jährlich 40 Negerſclaven als Tribut geben, übrigens aber dem algieriſchen Staate nicht unterworfen ſind, hat einige Städte, worunter Tuggurt und Wurghah die vornehmſten ſind.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Algierer und ihre Verfaſſung. Von den Mauren ließe ſich alles das wiederholen, was wir bei Marocco von ihnen gehört haben, nur ſcheinen ſie etwas gebildeter zu ſeyn. Unter den mauriſchen Frauenzimmern, lauter Brünetten, giebt es hier wahre Schönheiten. Der Reichthum der Capitaliſten beſteht mehr in Grundſtücken, als in Geld. Nicht ſo reich ſind die ſonſt geſchickten Handwerker, welche für ſeidene Zeuge und Tuch, das oft geſchmackvoll und künſtlich geſtickt wird, für grobe Leinwand, woran die Dörfer auch Antheil nehmen, vorzüglich für Haicks und Burnuße, für Leder, Gewehre, Töpfer- und Eiſenwaaren, Fabriken unterhalten. Einige Mauren beſchäftigen ſich mit Lectüre, aber ihre Gelehrſamkeit bedeutet doch wenig. So beſchränken ſich ihre chemiſchen Kenntniſſe faſt allein auf Verfertigung des beliebten Roſenwaſſers. Die Landmauren

sind mehrentheils Pächter eines reichen Gutsherrn, auf dessen Gute sie umherziehen, und auf maroccanische Art das Land bearbeiten. Jagden werden zum Vergnügen und aus Bedürfniß angestellt. Gegenstände derselben sind Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakalls, Schweine, Kaninchen, Enten, Turteltauben und Rephühner. Soll ein wildes Thier gejagt werden, so versammlen sich an 60 Personen zu Fuß und zu Pferde, gut bewaffnet und von Hunden begleitet. Die Reiter besetzen die Anhöhen, und die Fußgänger stöbern das Wild auf, auf welches jene ansprengen und mit Lanzen und Büchsen erlegen, aber immer in großer Unordnung, weshalb mancher zu Schaden kommt. Die Araber, die man hier von den Landmauren unterscheidet, durchziehen mit ihren Heerden das platte Land, die Wüsten, Berge und Thäler, sind theils unabhängig, theils tributair, sprechen gut arabisch, und lieben die Reinlichkeit und Freiheit. Einige Familien bewohnen einsame Gegenden und leben vom Raube, andere erbauen sich Strohhütten. Sie theilen sich in Familien und Stämme, die von Schechs (Ältesten) regiert werden, welche sich durch eine feinere und reichere Kleidung auszeichnen, einander aber oft bekriegen. Die Reisen durch ihre Gegenden sind immer mit Gefahr verknüpft. Die Kabilen oder Breber wohnen in den Gebirgen, in lehmernen Hütten, sehen sehr wild aus, nähren sich schlecht, fast nur von groben Brode, Oliven und Wasser, kennen keine Bequemlichkeiten des Lebens, ertragen Hitze und Kälte gleich gut, schlafen sogar bei starkem Regen unter freiem Himmel, lieben die Freiheit, sind auch fast alle unabhängig, theilen sich ebenfalls in Stämme, und verehren ihre Schechs, noch mehr aber ihre Geistlichen oder Marabuts, die gewöhnlich bei den Gräbern ihrer Vorfahren wohnen, und dahin das Volk zum Gebete und zu allen öffentlichen Versammlungen berufen.

Die Kabilen legen sich mehr auf den Ackerbau, als auf die Viehzucht, treiben auch einige Handwerke, verfertigen sich sogar ihr Pulver und ihre Flinten selbst, welche zwar noch Lunten haben, womit sie aber demohngeachtet schnell und geschickt umzugehen wissen, und laden Dattelkerne, wenn ihnen Kugeln fehlen. Übrigens sind sie wild, unwissend, abergläubisch und schwärmerisch, besonders die entfernten. Die den Städten näher wohnen, bringen Lebensmittel dahin und dienen als Tagelöhner. Die Gebirgsbewohner machen sich ein Verdienst daraus, Christen und Juden umzubringen, denn sie sind fanatische Muhamedaner. Ihre Sprache heißt Schillah. — Obgleich die Juden sehr verachtet sind, und sich durch Hüte oder schwarze Turbans auszeichnen müssen, besuchen die Mauren doch sehr andächtig ihre Synagogen, aus Aberglauben, um ihren Angelegenheiten einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. Das Schutzgeld der Juden, den Tribut für die Synagogen ungerechnet, beträgt alle Jahr 12000 Piaster. Wenn ein Jude ein Renegat wird, so beabsichtigt er entweder die Befreiung von einer Strafe, oder die Erwerbung von Schätzen und Ehrenstellen. Aus Christen macht man nicht gern Muhamedaner, weil hier der Grundsatz herrscht: ein schlechter Christ kann nie ein guter Muselmann seyn. — Die Neger werden von den Karawanen und den bis in Nigritien umherstreifenden Arabern eingebracht. Nach der Hauptstadt kommen auf die Art Jahr aus Jahr ein etwa 180. Der Preis eines Negers richtet sich nach den Umständen; er steigt von 50 bis 150 Zechinen. Die Negressen sind theurer. Alle aber behandelt man sehr gelinde, und haben sie 5 bis 20 Jahr gedient: so werden sie freigelassen, und genießen maurische Achtung und Rechte. In den Städten haben sie auf die Erziehung der Kinder großen Einfluß. — Die freien Christen sind entweder Kaufleute,

Ärzte,

Ärzte, Künstler oder Consuln, die in ihren Häusern Capellen, zuweilen auch Geistliche haben, wenn sie katholisch sind. Protestantische Geistliche und Kirchen sind hier nicht; wenn ein Protestant eines Geistlichen bedarf, so nimmt er einen Griechen. Die Christen, welche durch Seeraub in Sclaverei gerathen, gehören theils dem Dei, theils dem Staate, theils werden sie öffentlich verkauft. Jene bleiben als Domestiken bei ihm, und haben es sehr gut, oder arbeiten, wenn es gemeine Leute sind, auf der Marine, in Steinbrüchen, bei Bauten u. s. w. von Morgen bis Abend, doch so, daß ihnen noch Zeit übrig bleibt, sich bei Handwerkern und Künstlern etwas zu verdienen. Sie bekommen Morgens und Abends drei kleine grobe Brode und einige Oliven, Mittags Grütze, alle Jahr ein Hemde, Weste, lange Hosen, eine Jacke, wollene Matratzen und eine Pferdedecke. Des Nachts werden sie in die Bagnes eingeschlossen. Domestiken der Privatpersonen haben es besser, und überhaupt wird der Sclave nicht grausam behandelt. Oft verpachtet man auch freien Christen verschiedene Sclaven gegen Bürgschaft. Wer sich etwas gespart hat, pachtet sich mit seines Herrn Einwilligung eine Schenke. Verbürgt sich ein freier Christ von Ansehn für einen Sclaven, so kann dieser frei umhergehen, und wird nicht eingeschlossen. Gefangene Officiere und Standespersonen bekommen viel leichter die Freiheit, als gute Arbeiter, weil es dem Lande nicht an jenen, aber wohl an diesen fehlt; daher wird ihre Erlösung durch hohe Preise erschwert. Eines Matrosen Befreiung kostet 5 bis 7000 Piaster, und kann erst nach einigen Jahren geschehen. Viele sterben in der Sclaverei, denn die Flucht ist fast unmöglich, weil der Hafen von Algier durch eine Chaluppe bewacht wird, und an den Küsten keine Boote geduldet werden. Die Türken haben das Reich im sechszehnten Jahr-

hundert erobert, und ſind ſeitdem die herrſchende Nation, doch kaum 10000 Mann ſtark, aber die vornehmſten Einwohner, denen alle Staatsämter gehören. Jeder Türke muß im türkiſchen Reiche geboren ſeyn, und in Alexandrien oder Smyrna angeworben, als Fremdling hieher kommen. Dieſe Ankömmlinge, der Hefen der Großherrlichen Unterthanen, erhalten anfänglich wenig Sold, täglich vier kleine Brode, Kleidung und Wohnung in den Caſernen. In der Folge, wenn ſie mehr Gehalt bekommen, denn dieſer ſteigt mit den Jahren, müſſen ſie ſelbſt für Waffen und Kleidung ſorgen, werden auch wohl von reichen Verwandten unterſtützt, und können durch Handwerke, und Unterricht im Leſen, Schreiben u. ſ. w. ſich noch leichter forthelfen. Da Feldbau und Tagelohn ihnen nicht anſtehen: ſo pflegen die Sittenloſen und Ungeſchickten zu jagen und die Landleute in Contribution zu ſetzen, wobei es oft zu Thätlichkeiten kommt, worin aber die furchtſamen Mauren den Kürzern ziehen; denn ein Türke ſchlägt wohl zwanzig Mauren in die Flucht. Dieſe Räubereien billigt zwar die Regierung nicht, kann ſie aber nicht hindern, weil nur das Militair ſich bewaffnet zeigen darf; das einzige, was ſie thun kann, iſt, den raubſüchtigen Türken den bewaffneten Ausgang aus der Stadt zu verbieten. Der Türke hat das Recht, aus einem Garten ſo viel zu nehmen, als er jedesmal verzehren kann. Mauren und Türken haſſen ſich gegenſeitig; jene werden mit der äußerſten Härte, Ungerechtigkeit und Verachtung behandelt; dieſe ermordet, wenn ſie ſich einzeln in abgelegenen Gegenden ſehen laſſen. Die Mauren ſind aber zu mißtrauiſch, falſch, verrätheriſch und kriechend, als daß ſie an ihre Freiheit denken ſollten. Kann der Türke zu dem Grabe eines Heiligen, zu einem Aga, oder gar zu einem freien Stamme der verdienten Strafe entfliehen: ſo muß die Regierung nach-

stehen, und wollte sie Türken gegen rebellische Türken ausschicken, so würden sich beide Theile vereinigen, und die Räuberhorde vergrößern. Der Character dieses Volks ist ein Gemisch von Unwissenheit, Stolz, Trägheit, Völlerei, Rachgierde, Eifersucht, Geitz, und von Herzhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrliebe, Treue, Geselligkeit und Ausharren. Ihre Zusagen halten sie eben so sicher, als ihnen Betrug, List, Ausflüchte und Verstellung fremd sind. Der Türke greift nur bewaffnet und bei Tage an, nie im Dunkeln und diebisch. In der Religion sind sie toleranter als die Mauren, und mögen die Heiligen nicht leiden. Sie sind von allen persönlichen Abgaben frei. Nothwendige Nahrungsmittel muß man ihnen zu niedrigern Preisen überlassen, als den andern Einwohnern. Ihre gerichtlichen Aussagen haben das größte Gewicht, und nur ein ächter Türke kann Dei werden, ohne dessen Befehl niemand aus diesem Volke hingerichtet wird, welches auch nie öffentlich und höchstens mit dem Strange geschieht.

Die Koloris, oder Kul-Oglous, sind die Söhne aus den Ehen der Türken mit Maurinnen und Negerinnen, und stehen zwischen Türken und Mauren in der Mitte. Sie können in die Miliz aufgenommen, auch zu Staatsämtern befördert werden, nur nicht zu den wichtigsten, erhalten auch nur im Kriege Besoldung. Es sind ihrer viele, besonders in und um Algier, weil sich die Türken in den übrigen Städten, wo die Garnisonen oft abwechseln, nicht lange aufhalten. Unter den Koloris, wozu auch die Söhne der Deis gehören, die ihren Vätern nicht auf den Thron folgen, sind sehr reiche und angesehene Familien; aber Türken und Koloris fürchten und meiden einander, und man nimmt nur solche in die Miliz, auf deren Treue man fußen kann. Sie haben viel türkisches in ihrem Character, so wie die türkische Phi-

siognomie, sind aber dabei geschäftig, arbeitsam, gute Handwerker, Künstler, Kaufleute, und zeigen überhaupt viel Genie.

Was die Kleidung der Stadtbewohner betrifft, so richtet sie sich nach Stand und Vermögen. Der Reiche trägt tuchene, reich gestickte Kleider, feine rothe Westen, blau tuchene Röcke, lange weite Beinkleider von Wolle oder Leinwand, eine reiche Scherpe, worin man den kurzen Säbel, die Uhr, die Börse und die Pistolen steckt, einen Turban, der bei den Scherifs von grüner Farbe ist, und beim Ausgehen einen Haick oder Burnuß (einen langen wollenen Mantel mit einer Kappe). Der Arme geht halb nackend in einen wollenen Haick gewickelt. Ein langer Bart und der Turban sind die Zierden eines Muselmannes von gesetzten Jahren; junge Leute stutzen den Bart. Zum Damenputze gehören Gold, Perlen, Brillanten, wohlriechende Salben, und das Schwärzen der Augenbraunen. Auf dem Lande ist der Haick oft das einzige Kleidungsstück, das vererbt wird. — Der Reiche ißt und trinkt gut. Caffee, Thee, Chocolade, Getränke aus Kräutern und Rosinen, und Sorbet, (ein Extract aus Honig und Zucker) und feines gutes Brod, sind für ihn, nicht für den Gemeinen, der mit Kräuterthee und dünnen Kuchen vorlieb nimmt. Des Abends hält man die Hauptmahlzeit, bei der Pillau, eine aus Reis, Hühner- und Schaaffleisch, Butter und Eier bereitete Speise und Kuskus selten fehlt. Auf dem Lande ißt man schlecht, vornehmlich Milch und Kuchen, nur an Festtagen Fleisch. Die Ingredienzien des Kuchens sind Mehl, Milch, Wasser und Öl, oder Butter, alles zu einem Teige geknetet, und in einer Pfanne gebacken. Nur die Vornehmen bedienen sich der Tischtücher, Messer, Gabel und Löffel, jeder andere langt mit den Fingern zu, die man aber vor und nach der Mahlzeit wäscht. Um fett zu wer-

den, denn Corpulenz gehört hier zur Schönheit, essen die Damen Hundefleisch. Türken und Koloris trinken Wein. — Der Aberglaube hat auch hier sein Reich. Man verehrt die Marabuts als Heilige, glaubt ihren Mährchen unbedingt, und schreibt ihren Talismanen (Stellen aus dem Koran auf einem Zettel geschrieben, und allenfalls in ein Säckchen genäht, die man auf der Brust trägt und sogar dem Vieh anhängt) große Kraft zu.

Der Staat ist eine aristocratische Republik, unter dem Schutze des türkischen Kaisers. Die türkische Miliz hat die Herrschaft in Händen, und an ihrer Spitze steht der Dei, den der Staatsrath (Diwan) auf Lebenszeit ernennt. Der Diwan besteht aus einer unbestimmten Anzahl alter Officiere, nebst den ältesten gedienten Soldaten, und versammlet sich ordentlich alle Sonnabend im Pallast des Deis. Dieser zeichnet sich weder durch Pracht, Leibwachen, Domestiken, noch Gefolge aus, läßt sich selten sehen, hat aber im Diwan den Vorsitz, wo er die Sachen leise vorträgt, damit vier andere sie laut verkünden. Sind die Stimmen gesammlet, so faßt er den Beschluß, und macht ihn der Versammlung bekannt. Ist er nicht nach ihrem Sinne, so entsteht Lerm. Mehrentheils aber macht das Oberhaupt die Sachen vorher mit seinen Günstlingen ab. Die Ausfertigungen geschehen in türkischer Sprache. Gefällt der Dei den rohen Soldaten nicht, oder strebt ein anderer nach der Würde: so erfolgen Cabalen und Meutereien, die entweder dem Regenten oder den Rebellen das Leben kosten. Jeder Staatsbediente, den Dei nicht ausgenommen, bekommt öffentlich an einem bestimmten Tage den Sold eines alten Soldaten. Der Aga zahlt aus, und sitzt dabei auf dem Lehnstuhl des Deis, unterdeß dieser unter den übrigen Officieren steht; aber die Löhnung darf keinen Tag

verspätet werden, wenn nicht Rebellion entstehen soll. Zu den vornehmsten Staatsbedienten gehören die vier Hogias (Staatssecretaire) für die Rechnungen und die Registratur der Staatsausgaben und Staatseinkünfte, den Zoll, und für die auswärtigen Angelegenheiten; sie sind immer um den Dei und seine Haupträthe; der Kadi, welchen die Ottomannische Pforte hieher schickt, Rechtsfälle unentgeldlich zu entscheiden; der Hazenadar, (Oberschatzmeister) der im Beisein des Deis die Staatseinkünfte in Empfang nimmt und in den Schatz legt, welches neben dem Saale des Diwans ist, und einige Gehülfen hat, weil er oft nicht lesen nicht schreiben kann, und doch die öffentlichen Ausgaben berechnen muß; der Schech el Beled, oder Polizei-, Strassen- und Bauinspector; der Pitremelgi, Einnehmer der Güter von den gekaperten Christen und von unbeerbten Verstorbenen; der Hoja, welcher die zur See gemachten Prisen berechnet; der Dragoman, (Dollmetscher) der alle maurischen und arabischen Briefe, die an den Dei gelangen, ins Türkische übersetzt, und Siegelbewahrer ist; der Rais der Marine, oder Hafencapitain, der dem Dei, von welchem er eingesetzt wird, berichtet, was in dem Hafen vorgeht; und der Admiral, der auch vom Dei ernannt wird, und die Schiffscapitaine, deren es viele giebt, commandirt. Jeder Capitain hat einen Antheil an dem Eigenthume seines Schiffes, und kann nach Belieben in See stechen, ausser wenn sein Schiff zum Staatsdienst gebraucht wird, bekommt kein Gehalt, dagegen aber einen Theil von der Beute. Der Mezuard sorgt für die Sicherheit und Ordnung in der Hauptstadt, und hat eine Compagnie Infanterie zu seinem Gebote. Er zieht von den Tagsgeschichten Nachricht ein, patrouillirt selbst des Nachts, und berichtet jeden Morgen dem Dei, auch vollzieht er mit seinen Gehülfen die ver-

hängten Strafen. Dazu kommen noch 80 königliche Schreiber und 13 Gerichtsdiener oder Chaoux, starke Türken, die unter einem Hauptmanne stehen, keine Waffen führen, und doch auf Befehl des Deis verhaften, ohne Widerstand zu finden; aber sie legen nur Hand an Türken, denn für die übrigen Einwohner hat man maurische Chaoux. Über jede Provinz ist ein Bei gesetzt, der despotisch regiert, die Staatseinkünfte hebt, und dem Dei berechnet, der ihn auch willkührlich ein- und absetzt. Man nimmt die Beis aus dem Corps der Agas, die von allen Kriegsdiensten befreit sind. Türkisches Militair erhält sie und die von ihnen abhängenden Kaiden und Schechen in Ansehn. Die Landmauren und Araber können ihre Justiz und Polizei nach Gefallen einrichten, und ihre Vorgesetzten selbst wählen. Jeder Duvar (Dorf) ist also ein eigenes Ganze unter einem nicht erblichen, aber despotischen Schech, der mit Zuziehung einer auch zweier Personen aus jedem Zelte entscheidet, und höchstens mit Verbannung straft. Befiehlt der Schech über mehrere Duvars, so heißt er Emir. So lange die Stämme auf dem Lande ruhig sind und ihren Tribut geben, das ist ein Fünftheil des Ertrags von ihren Ländereien, bekümmert sich die Regierung in Algier nicht um sie. Allein die Mauren warten mit dem Tribut, bis man sie zwingt, weshalb alle Jahr drei Armeen ausgeschickt werden. — Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 670400 Piaster und fließen aus dem Tribute der Beis und Kaiden, der jüdischen Kopfsteuer, den Abgaben der Kaufleute, Güterbesitzer und Handwerker, aus den Verpachtungen des Wachses, Leders, Salzes, der Zölle, aus dem Ankergelde, aus den Abgaben der französischen Compagnie, aus verkauften Ämtern, Prisen, Sclavenbefreiungen, Geldstrafen, Erpressungen und Geschenken der Beis, Juden und Christen. Die Justiz wird wie in

Marocco verwaltet. Baſtonnaden oder Stockſchläge, 30 bis 1200 Prügel, ſind eine gewöhnliche Strafe. Straßenräuber läßt man in eiſerne Haken fallen, und ſtraffällige Juden wirft man in Kalköfen. — Die ſtehende Armee, Türken, Koloris und Renegaten, beträgt 6500 Mann Infanterie, wovon 2000 außer Dienſten ſind, 1000 die Garniſonen im Lande ablöſen, und die übrigen auf den Schiffen oder in den Lägern der Beis dienen. Im Kriege werden alle Koloris bewaffnet, und dann kommen wohl 16000 Mann zuſammen. Die Gemeinen heißen Janitſcharen, welche zu Proviantmeiſtern, Lieutenants (Oda Bachi) und endlich zu Aga Bachis ſteigen, deren Anzahl 24 beträgt, die mit dem Aga im Diwan die Staats- und Kriegsſachen berathſchlagen. Dieſer bleibt nur 2 Monate im Amte, worauf er unter die Mänzouls, die zu keinem Dienſte verpflichtet ſind, verſetzt wird. Die Soldaten erkennen nur die Agas für ihre Obern, wohnen recht gut immer drei und drei beiſammen in den Caſernen, werden von Sclaven bedient, die ihnen der Staat hält, und haben keine Strafen zu fürchten. Außer den Janitſcharen werden noch 2000 Zwowah, mauriſche Infanterie und Cavallerie, beſoldet. Der Sold iſt ſchlecht. Der jüngſte Soldat bekommt alle 2 Monat 406 Aſper, etwa 19 Groſchen, und der älteſte 5800 Aſper, oder faſt 12 Rthlr., ſo daß die Unterhaltung der ganzen Armee noch nicht 200000 Piaſtet koſtet. Die Seemacht beſteht aus 20 Schiffen von 36 bis 50 Kanonen; die Regierung hält aber nur ein oder zwei Schiffe, denn der Seeraub iſt meiſt Privatſache. Das Land hat keine Schiffsbaumaterialien; man benutzt daher die Trümmer der gekaperten Fahrzeuge, und verwandelt alte Schiffe in neue. Dieſe haben nur Munition und etwas Proviant, aber gar keine Geräthe und Bequemlichkeiten. Man raubt auf dem Mittelländiſchen, und zuweilen auf dem

Atlan-

Atlantiſchen Meere. Hat ein Schiff die Erlaubniß zum Auslaufen vom Dei erhalten, ſo bekommt es in kurzem überflüßige Mannſchaft, die der Aga zur Schlacht anführt, indem ſich der Schiffscapitain nur um die Regierung des Schiffs bekümmert. Nach 50 Tagen kehrt man mit oder ohne Beute zurück, um das Schiff von neuem auszurüſten. Die Beute wird nach Abzug an den Schatz unter die Theilnehmer ehrlich vertheilt, und hat der Capitain unterweges etwas verſehen, ſo wird er zu Hauſe mit Prügeln beſtraft. Geht ein Corſar verloren, ſo müſſen die Rheder ein neues Schiff bauen, denn die Zahl muß immer vollzählig ſeyn. Um ſich vor dergleichen Kapereien zu ſichern, ſchließen die Europäer, welche auf dem Mittelländiſchen Meere handeln, mit der Republik Tractaten, und halten hier Conſuls. Aber nur wenige Europäer handeln nach Algier, am meiſten die Franzoſen, und dieſe führen nur wenige Waaren ein, denn die mehreſten erhält man durch den Raub. Die Ausfuhrartikel ſind oben genannt. Durch den Umgang mit Europäern ſind ſpaniſche, portugieſiſche, engliſche, franzöſiſche und italiäniſche Münzen auf der ganzen Nordafrikaniſchen Küſte gangbar. Die im Lande geprägten Münzſorten ſind nicht in Menge. Die kleinſte Scheidemünze iſt der Aſper, ein dünnes ovales Silberblech, wovon 696 Stück einem Piaſter (1½ Rthlr.) gleich geſchätzt werden.

Der Staat von Tunis

liegt zwiſchen Algier und Tripolis, umfaßt 3400 Quadratmeilen, hat eine reine, geſunde, durch Seewinde gemäßigte Luft, und wenn im Juli und Auguſt der Siroccowind die Hitze über 100 Grad vermehrt, ſo verſchließt man ſich in die Häuſer, und erfriſcht die Atmoſphäre durch Sprengen mit Waſſer und Eſſig. Man hält den Sirocco für ſehr gefährlich, weshalb ſich jeder, den er im Freien überfällt, mit dem Geſicht

auf die Erde wirft, um nicht zu erſticken. Die Landleute erkennen ſeine Annäherung (er kommt von Süden) an einem ſchwefflichten Geruche und der Röthe der Luft. Hielte er lange an, ſo würde er alles verzehren. Clima, Boden, Producte und Einwohner ſind im Ganzen wie in den beiden vorigen Reichen; wir beſuchen alſo zuförderſt die Städte. Indem wir längs der Küſte fortgehen, kommen wir vor der nördlichſten Spitze Afrika's, dem Cap Serra vorbei nach der Seeſtadt Biſerta, die wohl gebaut, volkreich und befeſtigt iſt. Der Fiſchfang, iſt für die Einwohner ein gewinnreicher Nahrungszweig. Sie bereiten aus dem Roggen der Meerbarben, die nirgends ſchöner als hier gefangen werden, eine Art Kaviar, Butargo genannt, der mit Öl und Eſſig zubereitet, dem Afrikaner eine leckere Speiſe iſt.

Porto Farina, oder Gar el Mailah, (Salzgrube, weil in der Nähe dergleichen gefunden werden) am Ausfluſſe des Mejerda oder Bagrada, der zu den größten Nordafrikaniſchen Flüſſen gehört, zuweilen ſeinen Lauf ändert, jährlich austritt, und den Hafen verſandet, daher nur kleine Schiffe, Gallioten und Galeeren einlaufen. — In der reizenden Gegend von Merſa liegen noch verſchiedene Ruinen Karthago's. Beſonders merkwürdig iſt eine Waſſerleitung, deren 70 bis 90 Fuß hohe Bogen auf Säulen von 16 Quadratfuß ruhen, und über Berg und Thal weggeführt ſind. Der Kanal, in dem das Waſſer 3 Fuß hoch floß, iſt ſo geräumig, daß ein Menſch darin gehen kann, und die Quellen, die das Waſſer hergaben, waren mit Tempeln überbaut, wovon noch einer ziemlich vollſtändig iſt. — 2 Meilen ſüdlich liegt Tunis, die Hauptſtadt, 12 Stunden von dem Meere. Sie hat mit den Vorſtädten eine Meile im Umfange, 12000 ſteinerne, einſtöckige Häuſer, zwiſchen 2 und 300000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Juden

ſind, keine Feſtungswerke, ſchmale, ungepflaſterte Straßen, und Mangel an Waſſer, weshalb man Regenwaſſer in Ciſternen ſammlet. Um die Stadt her ſind viele Seen und Sümpfe, welche die Luft verpeſten würden, wenn man nicht überall mit aromatiſchem Holze feuerte, welches die Luft reinigt. Die Lebensmittel ſind ſehr wohlfeil. Ein Pfund Rindfleiſch koſtet 8 Pfennige, und ein Arbeiter kann ſich mit 2 Groſchen den ganzen Tag beköſtigen. Die Polizei hält Ordnung auf den Märkten; findet ſie einen Tadel an der Waare, ſo bekommt der Verkäufer auf der Stelle Prügel. — Der Baſar (Handelsplatz für die Handwerker) iſt groß, in vier Quartiere getheilt, und gegen die Witterung geſchützt. Alle Freitage werden Neger, Negerinnen aber täglich verkauft. Der Preis wird öffentlich ausgeſchrieen, und es ſteht jedem Käufer frei, die Güte der Waare zu unterſuchen, nur dem Chriſten nicht, denn der iſt vom Kaufe ausgeſchloſſen. Die Stadt hat viel Moſcheen, meiſtentheils mit ſchönen Minarets (Thürmen) geziert, und eine große Anzahl Bäder für beide Geſchlechter. Für ein Bad bezahlt man 2 Aſper. Die Juden, welche von den Mauren ſehr verachtet und gemißhandelt werden, haben Synagogen, und zwei aus ihrer Mitte gewählte, vom Bei beſtätigte Alcaiden (Vorſteher); ihren eigenen reichen Baſar, und ſind die allgemeinen Mäkler, treiben Geldgeſchäfte und halten Kaffeehäuſer, in denen man eine Taſſe mit 1 Aſper bezahlt. — Die Manufacturen der Stadt ſind nicht unwichtig. Nirgends verfertigt man in Afrika ſo gute Leinwand, als hier; aber die Seidenmanufacturen liefern nicht Waaren genug für den innländiſchen Bedarf. Aus ſpaniſcher Wolle webt man kleine in der Levante ſehr geſchätzte Mützen. Auch der Handel iſt nicht unbedeutend, beſonders nach der Levante, Frankreich und Ägypten. Die innerafrikaniſchen Karavanen bringen

jährlich Sclaven, Straußfedern, Goldstaub, Gummi und Elfenbein mit; die marocconischen für 1 Million Livres Gold und Zechinen (eine Münze, welche 3 Piaster gilt), und die von Gadames ebenfalls Gold und Sclaven. Unter den Europäern haben die Franzosen das größte Verkehr mit Tunis, und hier ihre eigene Factorei. Sie führen spanische Wolle, Kaffee, Zucker, Spezereien, Tücher, Weine, Branntweine, Papier, Eisen, Stahl und kurze Waaren ein, und holen Korn, Öl, Wachs, Häute, Seide, schwarze Seife, Pferde, Straußfedern, Leder ꝛc. für noch nicht 2 Millionen Livres. Andere Europäische Mächte halten hier zwar ebenfalls Consuls, machen aber wenig Geschäfte. Die Tunesen führen selbst einen Activhandel nach der Levante. Vor Tunis ist ein See, der 6 Meilen im Umfange hat, und mit dem Meere durch einen Kanal in Verbindung steht, an dessen beiden Seiten starke Forts angelegt sind, um den dortigen Ankerplatz zu sichern. In dem See selbst, der aber durch den Unrath, den die Kloacken aus der Stadt hineinführen, beinahe in Schlamm verwandelt ist, sieht man eine verfallene Festung. Eine halbe Meile von Tunis bewohnt der Bei, der aus Furcht vor Meuterei die Stadt nie besucht, einen schönen großen Pallast, Barda, der das Ansehn einer kleinen Stadt und gute Befestigung hat. In dem trefflichen Schloßgarten erhebt sich ein Belvedere, und die Menagerien enthalten unter andern Thieren auch Löwen und Panther. Etwas weiter findet man ein warmes Bad, das gegen Gicht und andere Krankheiten mit Vortheil gebraucht wird. Tunis hat viel dergleichen Bäder. — Die Stadt Nabal an der See ist sehr nahrhaft und durch ihre Töpferarbeiten berühmt. In der Gegend von Beja, 7 Stunden von der Insel Tabarca, auf welcher die Franzosen ein Comtoir haben, ist eine vorzügliche Stutterei. Die Stadt handelt stark mit

Korn. Eine der besten und wohlhabendsten Städte ist der westliche Grenzort Kef, 15 Meilen von Tunis. Näher nach der Hauptstadt zu liegt das kleine Zowan, das sich von Bleichen und Färbereien ernährt, in einer romantischen sehr gesunden Gegend, und 5 Stunden vom Vorgebirge Hercla die Stadt Susa, eine der reichsten und vorzüglichsten, die viel Verkehr hat, besonders mit Öl und Leinwand. Südlich herunter an der Küste stehn hin und her Wachtthürme, um die Seefahrer vor gefährlichen Stellen an der Küste zu warnen. Der kleine Ort Sfax ist durch Handel und Manufacturen, welche Haicks, Burnuße, Bettdecken und andere Zeuge liefern, wohlhabend, und von den gewöhnlichen Bedrückungen anderer Städte befreit. Gabs, wovon der anliegende Meerbusen den Namen führt, nährt sich von Dattelplantagen und Hennahbau. Die Insel Gerba scheidet das Reich südlich von Tripolis. Die innern südlichen Landstriche sind größtentheils wüste, unfruchtbar und bergigt. Dort finden wir, 8 Stunden von Susa, die Stadt Kairwan, nach Tunis die volkreichste und beste Handelsstadt, deren große Moschee, die auf 800 Granitsäulen ruht, für die prächtigste und heiligste in ganz Nordafrika gehalten wird. Bei der Stadt Hydrah an der algierischen Grenze findet man viel Alterthümer. — Jenseits der hohen Gebirge dehnt sich das Dattelland oder Biledulgerid nach Süden aus, ein trocknes unfruchtbares Land, das seinen Bewohnern fast nur Datteln darreicht, die besten, die man kennt. Die Einwohner, die in armseligen Dörfern leben, vertauschen sie gegen Getreide und andere Nothwendigkeiten. Der Hauptmarkt für dieses Product ist Tozer, dessen Kaufleute bis an den Nigerfluß reisen, um Sclaven zu kaufen, und einen Neger mit 2 oder 3 Centner Datteln bezahlen. Ihre Straße führt sie 5 Meilen durch den dreimal längern

See El Lowdeah, worin man Palmstämme eingerammt hat, den Karavanen den Weg zu bezeichnen, die ohne diese Merkmale wegen der Gruben und des Flugsandes oft Gefahr laufen würden. Noch südlicher, und etwa 60 Meilen von dem Mittelländischen Meere liegt die große Landschaft Gademes, die ebenfalls an Datteln reich, aber gut angebaut und ziemlich bevölkert ist. Nach der gleichnamigen Hauptstadt reist man in 24 Tagen von Tunis aus. Sonst war hier ein lebhaftes Verkehr, den jetzt die Negerkaravanen von Agades nur schwach unterhalten.

In Tunis pflegen verheirathete Personen die Stirne mit schwarzen Linien zu bezeichnen, die Backen roth und die Fingerspitzen schwarz zu färben. Die Sitten der Tunesen sind durch den Umgang mit Europäern sehr abgeschliffen. Die Regierung ist weit gelinder als in Algier, und nirgends in der Berberei haben die Christen mehr Sicherheit und Freiheit, als hier. Viele von den Christensclaven vergessen ihr Vaterland ganz, und sehen sogar die Gefangenschaft als ein Glück an; aber sie finden auch eine milde, liebreiche Behandlung. Die Polizei ist so gut, daß man ohne alle Gefahr das Land durchreisen kann. — Die Staatsverfassung gleicht der algierischen. An der Spitze der Republik steht der Bei, den die Miliz zu seiner Höhe erhebt. Hier braucht er kein geborner Türke zu seyn, auch ein Kolori kann gewählt werden. Seine Gewalt ist nicht durch den Diwan eingeschränkt, denn dieser wird selten zusammengerufen. Der türkische Kaiser ist Schutzherr der Republik, wofür er jährlich ansehnliche Geschenke empfängt. Jeden Morgen hält der Bei in Barda Gericht. Alsdann trägt jeder sein Anliegen selbst vor, und erfährt sein Urtheil auf der Stelle. Das Reich ist nicht in Statthalterschaften getheilt, der Bei regiert es allein, holt

sich auch selbst aus den entferntern Gegenden, mit einem fliegenden Corps, den Tribut, der nach dem Vermögen eines jeden in Geld oder in Naturalien besteht. Seine Einkünfte mögen 200000 Ducaten betragen.

Die Seemacht bedeutet nicht viel. Zu Kapereien, die aber immer mehr und in dem Grade abnehmen, als Manufacturen und andere bürgerliche Nahrungszweige sich vermehren, rüstet man Galeeren und dergleichen kleine Fahrzeuge aus, womit der Hafen zu Porto Farina angefüllt ist. Etwas beträchtlicher ist die Landmacht. Den Kern derselben machen 6000 Janitscharen aus, wozu noch eine Cavallerie von 7000 Mann kommt, die mit Naturalien besoldet wird, und vorzüglich dazu dient, den Tribut von den Arabern einzutreiben. Diese Nomaden führen ein elendes Leben. Ihre Weiber verrichten alle Arbeit; sie spinnen, weben, machen die Zelte, besorgen die Wirthschaft, unterdeß sich der Mann der Gemächlichkeit überläßt, oder jagt. Nach Geld sind sie so begierig, als nach Pulver und Blei. Es sind übrigens ehrliche, dienstfertige, wohlthätige und freundschaftliche Leute, so lange man sie nicht beleidigt; dann aber suchen sie sich zu rächen. Ihre Rache gegen ihre Landsleute erbt vom Vater auf den Sohn, besteht aber größtentheils nur in Vermeidung des Umgangs mit ihren Feinden. Gemauerte Wohnungen halten sie für Kerker, Ackerbau für Sclaverei, und ein Europäer ist ihnen gar verächtlich. Sie führen ein sehr freies Leben, und da sie von Jugend auf ihren Körper abhärten, erreichen sie mehrentheils ein hohes Alter.

Der Staat von Tripolis

reicht, Barca mitgerechnet, in einer Länge von 230 Meilen, von Tunis bis Ägypten, und in einer Breite von 40 bis 60 Meilen, vom Mittel-

ländiſchen Meere bis Fezzan und die Sahara. Tripolis an ſich hat 4687 Quadratmeilen, und die Landſchaft Barca 4150. Der Staat iſt alſo größer als Tunis, aber nicht ſo bevölkert und reich. Die Luft iſt geſund, und wird von dem Seewinde gereinigt und erfriſcht, von dem Landwinde aber mit Staub ſo verdickt, daß man kaum vor ſich hinſehen kann, und hält er an, ſo ſteigt die Hitze bis zum Verſchmachten. Vom Mai bis October wird der Regen, der in dieſer Zeit ganz ausbleibt, durch ſtarken Thau erſetzt, wodurch die Nächte ſehr kühl werden. Die Küſte iſt nicht beſonders fruchtbar, und das innere Land iſt faſt ganz wüſte. Nur wenig mauriſche Familien bauen es hie und da an; ſchlägt ihnen aber die Erndte fehl, ſo wandern ſie nach Tunis. Ein Glück für das Land, daß die Dattelpalme ſo häufig und in ganzen Waldungen wächſt. Ihr wohlſchmeckender Saft iſt nächſt dem Waſſer das gewöhnliche Getränk. In den angebauten Gegenden hat man die Früchte jeder Jahreszeit unglaublich wohlfeil; außer derſelben aber gar nicht, weil man nichts aufhebt.

Die Hauptſtadt Tripolis liegt niedrig am Meere, hat eine Meile im Umfang, einſtöckige, dunkle und unreine Häuſer, ſchmale, krumme und kothige Gaſſen, und gewölbte enge Thore. Die öſtliche Spitze beſteht aus Felſen mit alten verſchütteten Schanzen. Am Eingange in die Stadt befindet ſich ein Triumphbogen, der dem Kaiſer Marc Aurel errichtet worden war. Das Reſidenzſchloß iſt ſehr verfallen. Unter den 5 Moſcheen zeichnet ſich eine beſonders aus. Ihr Portal iſt von Marmor, und inwendig hat ſie drei Reihen Marmorſäulen, 8 eiſerne vielarmigte Wandleuchter mit brennenden Lampen und Straußeneiern, 2 Kanzeln und Emporkirchen. Die Bäder von Tripolis ſind die beſten in Afrika; ſie haben zur Bequemlichkeit gute Sitze und

Zimmer.

Zimmer. Der Hafen ist schön, von einer Seite durch Felsen, von der andern durch ein Fort gedeckt. Die Hauptnahrung der großentheils armen Einwohner besteht in Verfertigung vieler Zeuge. Das große Dorf Neu-Tripolis hat viel Lusthäuser und Gärten. Bei dem Orte Gwara, eine Viertelmeile von der Küste, ist ein großes Feld, wohin der Regen so viel Salz von den Anhöhen schwemmt, daß es eine daumdicke Rinde bildet. — Über die Festung Mesurata, 7 Tagereisen östlich von Tripolis, wo das Mittelländische Meer den Busen Sidra bildet, geht der Weg von Tunis nach Fezzan. — Bengasi hat einen schlechten Hafen, aus dem Wolle verfahren wird. Zuweilen wohnt hier ein spanischer Viceconsul. Aus den Trümmern von Grenne, zwischen welchen eine gutmüthige arabische Horde wohnt, kann man auf die ehemalige Größe und Schönheit der alten Stadt Cyrene schließen. — Das Gebiet des Beis von Derne, einer kleinen Seestadt, dehnt sich 60 Meilen längs der Küste und eben so weit landeinwärts aus, und soll mit 30000 Zelten besetzt seyn. — 20 Stunden südlich von Tripolis liegt das Gebirge Gaream, das einen Nordeuropäischen Winter, und auf der Spitze ein Kastell mit 20 Mann Besatzung hat. Die Bewohner, welche 3 Klafter tief unter der Erde wohnen, bauen die auf den Höhen befindlichen fruchtbaren Ebenen fleißig an, und die Juden besitzen drei Etablissements, bauen Korn, Öl und vornehmlich Safran in zwei großen Plantagen, treiben Handwerke und Handel. Der Bei von Gaream befiehlt über 100 Dörfer, wovon jedes durch einen Thurm beschützt wird, denn diese Ortschaften genießen selten eines langen Friedens. — Südlich von der Küste sind Wüsten und bergigte Gegenden. Die Wüste Barca ist von Westen nach Osten wohl 100 Meilen lang; kaum findet man hier in einigen Tagen einen Tropfen

Waſſer, geſchweige denn eine Pflanze oder einen Menſchen; aber wohl rauhe ſteinigte Berge, oder heiße ſandige Ebenen.

Die innere Haushaltung und der Häuſerbau der Tripolitaner ſind ohne Ordnung und Reinlichkeit. Man baut faſt nur von Thon und zuſammengeſtampfter Gruſe, ſelten von Steinen. Baßina iſt die vornehmſte Speiſe. Es iſt ein Pudding von Gerſtenmehl, mit einer Hühnerbrühe, mit Gewürz und Öl. Die wenigſten eſſen Brod und Gemüſe. — Die arabiſchen Stämme ſind entweder unabhängig, oder in beſtändigen Kriegen mit der Regierung. Man darf ſich ihrer Raubſucht wegen nicht unter ſie wagen.

Das Oberhaupt des Staats, der ebenfalls die Form einer ariſtocratiſchen, unter Großherrlichem Schutze ſtehenden Republik hat, heißt Paſcha, der, wenn er dem Großherrn den Tribut richtig bezahlt, willkührlich regieren kann. Er und der türkiſche Paſcha, den die Pforte zur Hebung des Tributs herſchickt, ſaugen das Volk ganz aus. Die vornehmſten Staatsbedienten, die den Diwan ausmachen, der dem Paſcha, wenn er mit der Pforte in gutem Vernehmen ſteht, unterthänig iſt, ſind der Admiral, Staatsſecretair, Schatzmeiſter und die Agas des Diwans und der Münze. Die Provinzen werden von Beis regiert. Die Staatseinkünfte betragen eine halbe Million, und ihre Quellen ſind denen in den vorigen Staaten gleich. Die Seemacht beſteht zwar nur aus einem Kriegsſchiffe und einigen Gallioten, ſie thun aber doch den handelnden Nationen großen Schaden. Im Sommer bringen ſie jeden Monat Priſen, wodurch ſich nicht allein das Vermögen der Einwohner vermehrt, ſondern auch nach den umliegenden Seeſtädten, nach Fezzan, Fez, Marocco, ja ſogar bis Guinea ein lebhafter Handel mit Europäiſchen Waaren unterhalten wird. Die Verbindungen mit

den Europäern sind unbedeutend; doch halten diese hier einige Consuls. Den meisten Handel treiben die Juden, den einträglichsten die Türken. Eingeführt werden hauptsächlich Tuch, Seidenzeug, Nesseltuch, Glasperlen, Bernstein- und andere Korallen, Messing und Eisendrath, Flinten, Pistolen, Pufferts, Schlösser, Beschläge, Pulver und Blei, Flintenschäfte, Gewürze, Zucker und Kaffee, Bretter, Holz, Nägel, Eisen, Stahl, Pech und Theer. Die Ausfuhr besteht in Wolle, Sennesblättern, Wachs, Veilchenwurzeln, Pottasche, gefärbten Fellen, Kupfer, Perlen, Goldstaub und Straußfedern; Waaren, die fast alle aus andern Afrikanischen Gegenden hier zusammenfließen, denn jährlich kommen von Marocco und Fezzan Karavanen an.

Nehmen wir den südlichen Karavanenweg, durch schlecht angebaute Gegenden, durch die wasserlose Wüste Sudah, die nur den Talkbaum hervorbringt, der die Größe des Ölbaums, schwache Zweige, gelbe Blumen und ein Holz von eben der Farbe hat, woraus man die Hefte zu den Werkzeugen und Gestelle zu größern Geräthschaften verfertigt, und durch die darauf folgende fruchtbaren Landschaftenn: so erreichen wir in 17 Tagen Mursuk, die Haupt- und Residenzstadt

des Königreichs Fezzan,

welche 70 Meilen von Mesurata entfernt ist. Sie liegt an einem kleinen Flusse, hat eine hohe Ringmauer, 3 Thore, wo alle eingehende Waaren, Lebensmittel ausgenommen, Accise geben müssen, und elende Erdhütten, zwischen welchen Ruinen alter steinerner Gebäude, Beweise von einer gebildetern Vorzeit, zerstreut umherliegen. Außer Mursuk hat das Reich noch an 100 bewohnte Örter, worunter Tessuwa gen Osten, und Temmissa nordöstlich die ansehnlichsten sind. In der letztern Stadt versehen sich die nach Ägypten und Burnu bestimmten Ka-

ràvanen mit Lebensmitteln. Die fruchtbare Landſchaft Wadan gen Norden, wird durch die Wüſte Serta von Tripolis getrennt und von nomadiſchen Arabern bewohnt. Gen Süden liegt eine 5 Tagereiſen lange heiße Wüſte, jenſeit welcher die Gebirge Cyrée, Fezzan von dem Reiche Caſchna trennen. Dieſes in mancher Hinſicht merkwürdige, und wie aus dem folgenden erhellen wird, ziemlich cultivirte Land, das, von Sandwüſten und Gebirgen eingeſchloſſen, vor feindlichen Angriffen geſichert iſt, liegt an der Grenze der weißen und ſchwarzen Menſchen; iſt eine aus leichtem Sande beſtehende Ebene, nur in einigen Diſtricten gebirgig, und ohngeachtet des ſeltenen Regens, durch unterirrdiſches Gewäſſer eines der geſegnetſten. Seine Lage nahe am Wendekreiſe läßt eine ſehr beſchwerliche Sommerhitze vermuthen, und wirklich iſt ſie auch vom Mai bis Auguſt ſo drückend, daß man ſelbſt in den Zimmern kaum Athem holen kann, und jeder das Ausgehen von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang ſo viel als möglich vermeidet. Die Oſt- und Südwinde verurſachen dieſe Hitze; drehen ſie ſich aber nach Norden und Weſten, ſo erfolgt eine angenehme Kühle, womit aber die an einem heißen Sommer gewöhnten Fezzaner gar nicht zufrieden ſind. Dieſe Einwohner kommen den Negern ſchon ſehr nahe; denn ihre Farbe iſt dunkel, ihr Haar ſchwarz und kurz, die Naſe platt und breit, und die Lippen dick. Sie ſind ſchlank und wohlgewachſen, aber ſchwach und träge. In der Reſidenz haben ſich auch Weiße niedergelaſſen. Die lehmernen Wohnungen haben flache Dächer aus Äſten geflochten, worauf Erde geſchüttet wird. Die Nationalkleidung beſteht in einem Hemde, langen Beinkleidern, einer Weſte, einer Jacke mit engen Ärmeln und einem weiten Rocke, ebenfalls mit Ärmeln verſehen, der bis unter das Knie reicht, und mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt

wird, worüber man noch den Haick wirft; ferner in ledernen zum Zuschnüren eingerichteten Strümpfen, in Pantoffeln und in einem Turban. Im Sommer geht der gemeine Mann fast nackend, denn er läßt alles weg, bis auf die Hosen und Mütze. Die gewöhnlichen Speisen sind Mais, Obst, Gartenfrüchte, und Hammel-, Ziegen-, Kameel- und Antilopenfleisch, welches aber, wie Weizenbrod, zu theuer für die Armen, nur auf den Tisch der Vermögenden und Vornehmen kommt. Jenes wird in Viertel gehauen und ungewogen verkauft. Ein Hammel- oder Ziegenviertel kostet etwa 1 Rthlr. 8 bis 16 Groschen, und Kameelfleisch ist noch theurer. Die mehresten Fezzaner beschäftigen sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht, seltener mit Handwerken und dem Handel. In Bestellung des Landes kann man ihnen keine Trägheit vorwerfen. Da es selten regnet, so benetzen sie Gärten und Äcker mit Brunnenwasser, weshalb in jedem Garten und auf jedem Felde 8 bis 10 Fuß tiefe Brunnen zu finden sind. Gerste und Mais werden häufiger gebaut als Weizen. Außerdem erndtet man Möhren, Gurken, Zwiebeln und andere Gartenkräuter, so wie Kalabassen, Datteln und andere Palmfrüchte, Aprikosen, Granatäpfel, Feigen, seltner Oliven und Limonien. In einigen weidereichen Gegenden ist die Viehzucht beträchtlich, und da sieht man auch Rindvieh; sonst aber hält der Landmann mehr Kameele, Ziegen, braune Schaafe mit breiten Schwänzen und mit Haaren anstatt der Wolle, welches allen Schaafen in der heißen Zone eigen ist, und Hühner. Unangebaute Landstriche, Wälder und Wüsten sind die Wohnungen der Antilopen, Hirsche, Strauße, vieler reißenden Thiere, so wie der Schlangen, Nattern und Scorpionen. Von Muskiten und anderem Ungeziefer werden die Einwohner sehr geplagt, woran ihre Unreinlichkeit Schuld ist. Vermuthlich um die Stiche der

UNIV OF MICH.

rävanen mit Lebensmitteln. Die fruchtbare Landſchaft Wadan gen Norden, wird durch die Wüſte Serta von Tripolis getrennt und von nomadiſchen Arabern bewohnt. Gen Süden liegt eine 5 Tagereiſen lange heiße Wüſte, jenſeit welcher die Gebirge Cyrée, Fezzan von dem Reiche Caſchna trennen. Dieſes in mancher Hinſicht merkwürdige, und wie aus dem folgenden erhellen wird, ziemlich cultivirte Land, das, von Sandwüſten und Gebirgen eingeſchloſſen, vor feindlichen Angriffen geſichert iſt, liegt an der Grenze der weißen und ſchwarzen Menſchen; iſt eine aus leichtem Sande beſtehende Ebene, nur in einigen Diſtricten gebirgig, und ohngeachtet des ſeltenen Regens, durch unterirrdiſches Gewäſſer eines der geſegnetſten. Seine Lage nahe am Wendekreiſe läßt eine ſehr beſchwerliche Sommerhitze vermuthen, und wirklich iſt ſie auch vom Mai bis Auguſt ſo drückend, daß man ſelbſt in den Zimmern kaum Athem holen kann, und jeder das Ausgehen von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang ſo viel als möglich vermeidet. Die Oſt- und Südwinde verurſachen dieſe Hitze; drehen ſie ſich aber nach Norden und Weſten, ſo erfolgt eine angenehme Kühle, womit aber die an einem heißen Sommer gewöhnten Fezzaner gar nicht zufrieden ſind. Dieſe Einwohner kommen den Negern ſchon ſehr nahe; denn ihre Farbe iſt dunkel, ihr Haar ſchwarz und kurz, die Naſe platt und breit, und die Lippen dick. Sie ſind ſchlank und wohlgewachſen, aber ſchwach und träge. In der Reſidenz haben ſich auch Weiße niedergelaſſen. Die lehmernen Wohnungen haben flache Dächer aus Äſten geflochten, worauf Erde geſchüttet wird. Die Nationalkleidung beſteht in einem Hemde, langen Beinkleidern, einer Weſte, einer Jacke mit engen Ärmeln und einem weiten Rocke, ebenfalls mit Ärmeln verſehen, der bis unter das Knie reicht, und mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt

wird, worüber man noch den Haick wirft; ferner in ledernen zum Zuschnüren eingerichteten Strümpfen, in Pantoffeln und in einem Turban. Im Sommer geht der gemeine Mann fast nackend, denn er läßt alles weg, bis auf die Hosen und Mütze. Die gewöhnlichen Speisen sind Mais, Obst, Gartenfrüchte, und Hammel-, Ziegen-, Kameel- und Antilopenfleisch, welches aber, wie Weizenbrod, zu theuer für die Armen, nur auf den Tisch der Vermögenden und Vornehmen kommt. Jenes wird in Viertel gehauen und ungewogen verkauft. Ein Hammel- oder Ziegenviertel kostet etwa 1 Rthlr. 8 bis 16 Groschen, und Kameelfleisch ist noch theurer. Die mehresten Fezzaner beschäftigen sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht, seltener mit Handwerken und dem Handel. In Bestellung des Landes kann man ihnen keine Trägheit vorwerfen. Da es selten regnet, so benetzen sie Gärten und Äcker mit Brunnenwasser, weshalb in jedem Garten und auf jedem Felde 8 bis 10 Fuß tiefe Brunnen zu finden sind. Gerste und Mais werden häufiger gebaut als Weizen. Außerdem erndtet man Möhren, Gurken, Zwiebeln und andere Gartenkräuter, so wie Kalabassen, Datteln und andere Palmfrüchte, Aprikosen, Granatäpfel, Feigen, seltner Oliven und Limonien. In einigen weidereichen Gegenden ist die Viehzucht beträchtlich, und da sieht man auch Rindvieh; sonst aber hält der Landmann mehr Kameele, Ziegen, braune Schaafe mit breiten Schwänzen und mit Haaren anstatt der Wolle, welches allen Schaafen in der heißen Zone eigen ist, und Hühner. Unangebaute Landstriche, Wälder und Wüsten sind die Wohnungen der Antilopen, Hirsche, Strauße, vieler reißenden Thiere, so wie der Schlangen, Nattern und Scorpionen. Von Muskiten und anderem Ungeziefer werden die Einwohner sehr geplagt, woran ihre Unreinlichkeit Schuld ist. Vermuthlich um die Stiche der

UNIV OF MICH.

Insecten abzuhalten, trägt man lederne Strümpfe. Zum innländischen Verbrauch liefert Fezzan Salz genug, und zum Verkauf nach der Berberei und Türkei sammlet man auf der Oberfläche vieler dampfenden Seen, hauptsächlich in der südlichen Provinz Mendra, ein mineralisches Alkali, Trona genannt, das weißlich aussieht, scharf schmeckt, aus der Salzsäure durch das innere Feuer der Berge und Seen vermuthlich entstehet, und sowohl zum Rothfärben, als zur Verfertigung der Seife gebraucht wird, die davon fester und überhaupt besser werden soll, als von Pottasche.

Reichlich ernähret, behalten die Einwohner von ihren Producten vornehmlich Trona, Sennesblätter und Datteln zum Handel übrig. Dieser würde aber dadurch nicht so ausgebreitet seyn, als er wirklich ist, wenn nicht die eingeführten Europäischen Waaren nach Süden, und die südlichen, als Sclaven, Gold, Elfenbein, Straußfedern, Häute, Gurunüsse und Kauris, (kleine Muscheln, die in einem großen Theile von Afrika die Stelle der Scheidemünze vertreten) baumwollene Zeuge und gefärbte Ziegenfelle, nach Norden und Osten gebracht würden. Fezzan treibt also eigentlich einen Zwischenhandel durch Karavanen. Die Kaufleute, die im Herbste, 10 bis 12 an der Zahl, mit doppelt so vielen Kameelen von Mursuk aufbrechen, gehen nach allen Richtungen, die westliche ausgenommen, weil es ihr zum bequemen Transport der Waaren an Gelegenheit fehlt, nach Tripolis, Ägypten, Burnu, Caschna, Tombut (welches 232 Meilen von Mursuk entfernt ist) und noch südlicher, so daß sie der Westafrikanischen Küste sehr nahe kommen. Die Karavane nach Kahira und Mecca ist die stärkste, weil noch viel Muhamedaner aus dem innern Afrika hinzustoßen. Sie beträgt gewöhnlich 100 bis 300 Personen. Man bedient sich beim Handel des Goldstaubs

ſtatt einer Münze, indem man eine gewiſſe Quantität beim Bezahlen dem andern zuwiegt. Außerdem ſind noch zwei beſondere Münzen gewöhnlich: die Harrobe, die etwa 4 Groſchen, und der Mitkal, der etwa 3 Rthlr. gilt.

Die Sprache der Fezzaner iſt eine verdorbene arabiſche und in Abſicht der Religion ſind einige Muhamedaner, andere Heiden; aber beide Theile leben in Einigkeit unter einander. Die Muhamedaner beobachten ihre Religionsvorſchriften abergläubiſch ſtreng, ehren Muhameds Abkömmlinge, welche ſich Sherifs nennen, und ſtehen ihnen einige Vorrechte zu, worunter die Befreiung von gewiſſen Strafen nicht das unbedeutendſte iſt. Ein Sherif kann nicht ſchimpflicher geſtraft werden, als wenn man ihm Sand auf den Kopf ſtreut. Sie machen übrigens kein beſonderes Corps aus, führen aber entweder ein müßiges und religiöſes Leben, oder ſie beſchäftigen ſich mit dem Handel. — Der Regent des Landes, oder der Sultan, war ehedem dem Paſcha von Tripolis tributair; jetzt ſchickt er ihm gelegentlich und nur aus Gefälligkeit einige Sclaven und ein paar Pfund Goldſtaub, (wie ſonſt der König von Neapel dem Pabſte einen Zelter). Der Paſcha aber will die Unabhängigkeit des Sultans nicht anerkennen, er betrachtet ihn vielmehr als ſeinen Vaſallen, und nennt ſich König von Fezzan. Doch darauf achten die Einwohner nicht; ſie verehren vielmehr in ihrem Landesherrn einen Nachkommen Muhameds, und gehorchen ihm willig, weil er ſehr milde regiert, das Eigenthum ſchätzt und nur mäßige Abgaben fordert. Die Städte und Dörfer zahlen ihm eine beſtimmte Taxe; jede Kameellaſt, die in die Stadt gebracht wird, giebt 3 Rthlr. ab, und ſeine übrigen Einkünfte fließen aus Geldſtrafen, aus dem Ertrage der Ländereien, die nach dem Tode unbeerbter Beſitzer dem

Insecten abzuhalten, trägt man lederne Strümpfe. Zum innländischen Verbrauch liefert Fezzan Salz genug, und zum Verkauf nach der Berberei und Türkei sammlet man auf der Oberfläche vieler dampfenden Seen, hauptsächlich in der südlichen Provinz Mendra, ein mineralisches Alkali, Trona genannt, das weißlich aussieht, scharf schmeckt, aus der Salzsäure durch das innere Feuer der Berge und Seen vermuthlich entstehet, und sowohl zum Rothfärben, als zur Verfertigung der Seife gebraucht wird, die davon fester und überhaupt besser werden soll, als von Pottasche.

Reichlich ernähret, behalten die Einwohner von ihren Producten vornehmlich Trona, Sennesblätter und Datteln zum Handel übrig. Dieser würde aber dadurch nicht so ausgebreitet seyn, als er wirklich ist, wenn nicht die eingeführten Europäischen Waaren nach Süden, und die südlichen, als Sclaven, Gold, Elfenbein, Straußfedern, Häute, Gurunüsse und Kauris, (kleine Muscheln, die in einem großen Theile von Afrika die Stelle der Scheidemünze vertreten) baumwollene Zeuge und gefärbte Ziegenfelle, nach Norden und Osten gebracht würden. Fezzan treibt also eigentlich einen Zwischenhandel durch Karavanen. Die Kaufleute, die im Herbste, 10 bis 12 an der Zahl, mit doppelt so vielen Kameelen von Mursuk aufbrechen, gehen nach allen Richtungen, die westliche ausgenommen, weil es ihr zum bequemen Transport der Waaren an Gelegenheit fehlt, nach Tripolis, Ägypten, Burnu, Caschna, Tombut (welches 232 Meilen von Mursuk entfernt ist) und noch südlicher, so daß sie der Westafrikanischen Küste sehr nahe kommen. Die Karavane nach Kahira und Mecca ist die stärkste, weil noch viel Muhamedaner aus dem innern Afrika hinzustoßen. Sie beträgt gewöhnlich 100 bis 300 Personen. Man bedient sich beim Handel des Goldstaubs

ſtatt einer Münze, indem man eine gewiſſe Quantität beim Bezahlen dem andern zuwiegt. Außerdem ſind noch zwei beſondere Münzen gewöhnlich: die Harrobe, die etwa 4 Groſchen, und der Mitkal, der etwa 3 Rthlr. gilt.

Die Sprache der Fezzaner iſt eine verdorbene arabiſche und in Abſicht der Religion ſind einige Muhamedaner, andere Heiden; aber beide Theile leben in Einigkeit unter einander. Die Muhamedaner beobachten ihre Religionsvorſchriften abergläubiſch ſtreng, ehren Muhameds Abkömmlinge, welche ſich Sherifs nennen, und ſtehen ihnen einige Vorrechte zu, worunter die Befreiung von gewiſſen Strafen nicht das unbedeutendſte iſt. Ein Sherif kann nicht ſchimpflicher geſtraft werden, als wenn man ihm Sand auf den Kopf ſtreut. Sie machen übrigens kein beſonderes Corps aus, führen aber entweder ein müßiges und religiöſes Leben, oder ſie beſchäftigen ſich mit dem Handel. — Der Regent des Landes, oder der Sultan, war ehedem dem Paſcha von Tripolis tributair; jetzt ſchickt er ihm gelegentlich und nur aus Gefälligkeit einige Sclaven und ein paar Pfund Goldſtaub, (wie ſonſt der König von Neapel dem Pabſte einen Zelter). Der Paſcha aber will die Unabhängigkeit des Sultans nicht anerkennen, er betrachtet ihn vielmehr als ſeinen Vaſallen, und nennt ſich König von Fezzan. Doch darauf achten die Einwohner nicht; ſie verehren vielmehr in ihrem Landesherrn einen Nachkommen Muhameds, und gehorchen ihm willig, weil er ſehr milde regiert, das Eigenthum ſchützt und nur mäßige Abgaben fordert. Die Städte und Dörfer zahlen ihm eine beſtimmte Taxe; jede Kameellaſt, die in die Stadt gebracht wird, giebt 3 Rthlr. ab, und ſeine übrigen Einkünfte fließen aus Geldſtrafen, aus dem Ertrage der Ländereien, die nach dem Tode unbeerbter Beſitzer dem

Staate anheimfallen, aus einer geringen Abgabe von Gärten und Dattelbäumen, und aus dem Handel. Der Sultan handelt größtentheils allein mit Sennesblättern und Trona. Er verwaltet die Justiz strenge, aber unpartheiisch. Kleine Verbrechen werden mit Schlägen, größere mit Geldbußen, Gefängniß, Verbannung und mit dem Tode bestraft. Persönliche Beleidigungen ahndet man hart, so kostet unter andern eine Ohrfeige 33 Ducaten. Die Polizei ist so vortrefflich, daß jeder, ohne Unterschied, vor Dieben und Mördern sicher reisen kann. — Da das Reich in seinen Grenzen gegen feindliche Angriffe eine gute Schutzwehr hat, so findet man auch an keinem Orte, Mursuk ausgenommen, weder Wachen noch Mauern. Eben so wenig hält man eine stehende Armee für nöthig, die Einwohner können aber im Nothfalle 20000 Mann aufbringen.

Ehe wir uns nach Osten wenden, wollen wir einige Nachrichten von der großen Afrikanischen Wüste, oder von der

Sahara

einziehen, die zwischen der Berberei, Biledulgerid, Fezzan, Ägypten, Nubien, Nigritien, Senegambien und dem Atlantischen Meere liegt. Ihre Länge von diesem Meere bis Ägypten beträgt 600 Meilen, und die kleinste Breite (zwischen Fezzan und Burnu) 10 Tagereisen. In Westen ist sie breiter. Den Flächeninhalt berechnet man zu 60000 Quadratmeilen. Sie ist meistentheils eben, dürr, sandig, mit weißen Kieselsteinen bedeckt, brennend heiß, wasserarm, ohne Schatten, hier von aller Vegetation entblößt nackt und kahl, dort mit einer wohlriechenden Pflanze (dem Thimian ähnlich) und mit Gesträuch bedeckt. Der Horizont ist feuerroth, als sähe man allenthalben Vulkane. Der Wind, dessen Annäherung man glücklicherweise schon einige Tage vorher an

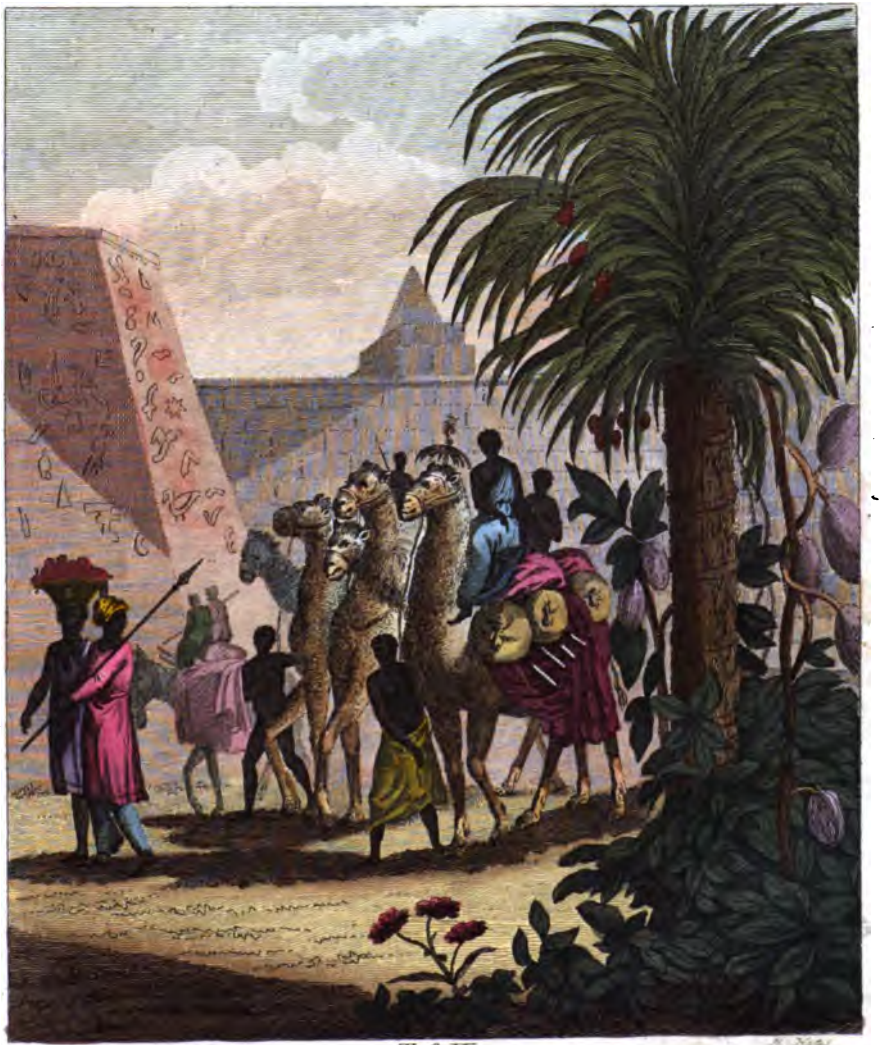
gewissen

gewiſſen Merkmalen in der Luft erkennen kann, thürmt den Sand zu Bergen hinan, und ſetzt die Menſchen in Gefahr, unter demſelben begraben zu werden. Wird eine Karavane auf die Art überfallen, ſo iſt ſie rettungslos verloren. Kaum drey mäßige Flüſſe kommen vom Atlas herunter und verlieren ſich in den Sand. Brunnen ſind ſo ſelten, daß man eine ganze Woche reiſen kann, ohne einen einzigen zu finden, und dann iſt ſein Waſſer ſalzig, bitter, unrein, ſtinkend; doch muß ſich der Reiſende glücklich ſchätzen, ſich an ſolchem Waſſer laben zu können, oder vor Durſt verſchmachten. Aber nicht aller Orten iſt die Wüſte ſo ſchauerlich. Wo Waſſer fließt zeigen ſich auch Pflanzen, Sträucher und Palmen, vornehmlich Datteln; ja man könnte einige Gegenden ſogar fruchtbar nennen, nur werden ſie wegen des Flugſandes und Waſſermangels wenig oder gar nicht angebaut. Der Regen fällt nur im Auguſt, September und October; hält er bis zum Januar an, ſo grünen und blühen viele Gegenden, es bilden ſich Seen, und die Einwohner fangen das Waſſer, womit ſie ſehr haushälteriſch umgehen, in Gruben auf. Aber oft bleibt der Regen 2 bis 3 Jahre aus; daher ſind der grünen Plätze nur wenige, oft 100 Stunden von einander entfernt, und gleichen Inſeln in einem Sandmeere. Die Karavanen, welche aus der Berberei durch Sahara nach Nigritien gehen, und gemeiniglich die Regenzeit abwarten, richten ſich, um den Weg zu finden, nach dem Compaſſe, nach dem Stand der Geſtirne, nach der Lage der Hügel, und nach dem Zuge der Geier und Raben, denn dieſe fliegen nach bewohnten Gegenden. In einem Tage geht die Karavane, die Ruhezeit abgerechnet, höchſtens 8 Stunden, und macht in einer Stunde 3 engliſche Meilen (wovon 70 auf 15 Geographiſche gehen). Wo ſie Verkehr findet, oder ſich mit Lebensmitteln verſieht, bleibt ſie einige Tage, und

gönnt den Kameelen Ruhe. Die Treiber derselben nähren sich unterweges von Datteln, Mais und Gerstenmehl, mit Öl zubereitet, und von Kameelmilch; die Herren halten sich an getrocknetem Kameel- und Hammelfleisch und an Kaffee. Wasser schöpft man in ledernen Eimern aus den Ziehbrunnen, und hebt es in gut vertheerten Ziegenschläuchen auf, worin es die Hitze doch oft genug verdunstet. Weiber, Kinder und schwache Personen bringt man bequem genug fort, indem 6 bis 8 Kameele neben einander zusammengebunden, queer über ihre Rücken Zeltstangen gelegt, und diese mit Teppichen bedeckt werden, auf welche man wieder Kornsäcke, und darauf abermals Teppiche legt. So bekommen jene Personen ein recht gutes Gesäß.

Da wo es Nahrung giebt, halten sich die furchtbarsten Löwen und andere reißende Thiere, auch Affen, Gazellen, Strauße, Eidechsen, Schlangen, Vögel verschiedener Art, und Heuschrecken auf; und wo Menschen umherziehen, findet man Kameele, Schaafe und Ziegen in Heerden, aber nur wenig Pferde, denn die Sahara kann nicht viel ernähren, und die gewaltige Hitze macht ihrem Leben bald ein Ende; man muß ihrentwegen Wasser suchen, und findet man keins, so tränkt man sie mit Kameelmilch.

Kaum sollte man glauben, daß eine solche Wüste von Menschen bewohnt würde. Doch ziehen hier Mauren oder Araber, die ein verdorbenes Arabisch reden, in Stämmen, Horden und Familien zu 120 bis 150 Haushaltungen umher. Jede Familie hat einen Schech (den ältesten derselben) an ihrer Spitze; jede Horde und jedes Lager einen Rei, (Obersten) der auch mit Zuziehung der Greise die Streitigkeiten schlichtet, den Lagerplatz wählt, und sein Zelt, das die übrigen an Größe übertrifft, in die Mitte setzt. Der Chef eines Stammes unterscheidet



Taf. V.

UNIV. OF MICH.

ſich von ſeinen Untergebenen durch nichts, und kann auch ohne ihre Einſtimmung nichts unternehmen. In Kriegen und beim Handel mit den Weißen iſt er bloß Anführer, und erſcheint bei ſolchen Gelegenheiten, von Prinzen und Officieren begleitet, als ein Mann von Anſehn und Würde, die aber mit dem Geſchäfte ſogleich aufhören. Faſt alle Stämme ſind von dem marocconiſchen Kaiſer unabhängig, ob jener ſich gleich eine gewiſſe Autorität über ſie anmaßt. Die beiden vornehmſten Nationen in dieſer Wüſte ſind die kriegeriſchen Traſarts weſtlich, und die geſittetern Bracknarts öſtlicher. Die Wadelin ſind die wildeſten unter allen. Die Selemi bereichern ſich durch den Handel mit Tombut. Die Badei können 60000 Mann aufbringen, und ſind dem Negerkönige von Gualata zinsbar. Die Dehemru ſtehn in großem Anſehn, halten viel Vieh, und die meiſten Pferde. Die Küſtenbewohner ſind armſelige, von den übrigen verachtete Fiſcher. — Dieſe Araber ſind insgeſammt ſehr brandgelb und rothbraun, haben große feurige Augen, länglichte platte Naſen, ein länglicht-rundes Geſicht mit feinen Zügen, aber wildem Blick; ſchwarzes, borſtenartiges, etwas krauſes Haar, einen langen Bart, lange Nägel, und einen hohen, ſtarken Wuchs, voll Kraft und Dauer. Sie zeigen in ihrem Betragen viel Rohheit und heftige Leidenſchaften. Treulos, verrathen ſie ſelbſt Verwandte und Freunde. Stehlen bei Tage iſt unerlaubt, des Nachts aber gewöhnlich, und ſelbſt die Angeſehenſten machen ſich kein Gewiſſen daraus, ſelbſt ihre beſten Freunde zu berauben. Mit ihren Gefangenen gehen ſie barbariſch um, und die Chriſten ſind den größten Mißhandlungen ausgeſetzt. Stolz und Unwiſſenheit, die ſich faſt immer paaren, erreichen hier einen hohen Grad. Sie halten ſich für das erſte Volk auf der Erde, und wollen ſich durchaus nicht belehren laſſen, ob ſie gleich viel Vorurtheile und

wenig Geſchicklichkeiten beſitzen. Aufgebrachte Weiber gleichen in der Sahara den Furien, und jeder Handelsmann muß ihren Unwillen zu verhüten ſuchen, da ſie von ihren Männern geliebt werden, die ihnen, wo ſich nur Gelegenheit zeigt, gefällig ſind, und ſo viel Putz verſchaffen, als ſie nur wünſchen und haben können. Alle Reiſende werden angegriffen. Man nimmt ihnen alles bis auf das Leben, daher werden auch die Karavanenzüge geheim gehalten und bewaffnet unternommen. Aber auch die einzelnen Horden bekriegen einander, um Heerden zu rauben und Felder zu verwüſten. Die Streitenden ſitzen zu Pferde und auf Kameelen, greifen aber einander nicht in Schlachtordnung an. Wer ſeinen Gegner niedergehauen oder Beute gemacht hat, zieht ſich zurück. Sie führen Säbel, Meſſer, Haſſagaien (Wurfſpieße) und Flinten, die ſie von den Europäern über Marocco erhalten, aber gewöhnlich nicht viel taugen. Mit dieſer Rohheit contraſtirt die allgemein übliche Gaſtfreundſchaft. Der Reiſende mag bekannt ſeyn oder nicht, er findet eine freundſchaftliche Aufnahme; doch nicht eher Speiſe und Trank, als beim Mondenſchein oder beim nächtlichen Feuer. Ohne Abſchied zu nehmen reiſet er den andern Morgen weiter, denn man beherbergt ihn durchaus nicht in einem Zelte. Dieſe Wohnungen ſind oval, auf einer Seite offen, und mit einem kameelhaarnen von den Weibern gemachten Filze bedeckt. Ein reiches Zelt enthält zwei große lederne Säcke, um Lumpen und altes Eiſen, und einige Bockshäute, um Milch und Waſſer aufzuheben; hölzerne Schaalen, Packſattel, zwei große Steine zum Mahlen der Gerſte, eine Weidendecke und einen groben Teppich ſtatt eines Bettes, und einen kleinen Keſſel. Mehrere Zelte bilden ein Dorf, das wegen der Überfälle bewacht wird. Wo man gute Weide findet, z. B. in der Nähe des Atlas, bricht man das Lager

oder Dorf nicht drei- bis viermal des Jahres ab; wo aber Wassermangel ist, hält man sich kaum 3 Tage auf. Des Nachts zündet man, zur Abhaltung des Wildes, um das Dorf mehrere Feuer an. Als Nomaden ziehen sie der Weide nach. Einige Stämme halten sich immer in der Nähe des Meeres und bauen etwas Gerste, lassen es aber nicht reifen, sondern dörren es. Ist Vorrath da, so verderben die Garben. Die nördlichen Stämme halten mehr auf Vieh, als die südlichen. Die Heerden werden von Sclaven gehütet, deren Entwischung nicht zu besorgen ist, da sie keine drückende Arbeit, Nahrung und Kleidung aber so gut wie ihre Herren haben, den Kriegsgefahren nicht ausgesetzt sind, und sich verheirathen dürfen. — Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem blauen baumwollenen Hemde, einem Haick und einem ziegenhaarnen Mantel zum Schutz gegen Thau und Regen auf dem Felde. Viele hüllen sich bloß in Ziegenhäute, und mancher bekleidet sich fast gar nicht. Kinder läßt man bis zu gewissen Jahren unbedeckt gehen. An der Seite tragen sie einen ledernen Sack für Geld und Tabacksinstrumente. Um den Kopf wickeln die Mannspersonen ein Stück Zeug in Turbansform; die Weiber aber, welche ihre Kleidung in Falten legen, darauf schlafen und die Unreinigkeiten der Kinder damit abwischen, flechten das Haar, bestreichen es mit Fett, hängen allerlei Geklimper daran, und hüllen es in einen gefetteten Lappen, der unter dem Kinn zugebunden wird. Die Augenränder werden bemalt, und die Nägel roth gefärbt. Selten besitzt jemand mehr als ein Kleid, das also nur selten gewaschen werden kann, daher ist es unreinlich und voll Ungeziefer. Um der Plage dieser Thiere nicht zu sehr ausgesetzt zu seyn, bestreicht man den Leib mit Fett, welches aber einen häßlichen Geruch verbreitet. Eben so unrein sind sie auch im Essen. Ihre ge-

wöhnlichen Nahrungsmittel sind Kameelmilch, gedörrtes Ziegen-, Hammel- und Straußenfleisch in Milch und Butter gekocht, Gerstenmehlbrei, und im Nothfall wilde, von den Thieren zertretene Pflanzen und Schnecken, aber kein Brod. Man langt mit ungewaschenen Händen zu, denn Wasser haben sie selten, und so lange sie mit Milch versehen sind, achten sie nicht auf jenes; geht ihnen aber auch die Milch aus, so versetzen sie dieselbe mit Kameelurin. Oft sind sie genöthigt einige Kameele zu tödten, um sich des Wassers, was sie im Magen aufheben, zu bemächtigen. Kranke Thiere, an deren Genesung sie verzweifeln, werden geschlachtet, damit sie nicht umkommen, denn als Muselmänner dürfen sie kein gefallenes Thier essen; sie müssen alle mit dem Messer geschlachtet werden. Übrigens können sie Hunger und Durst gut ertragen, so wie sie im entgegengesetzten Fall bei Vorrath starke Mahlzeiten halten. Im Kriege z. B. hungern sie wohl 3 Tage lang und schnüren sich den Leib ein; finden sie aber nachher zu essen, so sind ihrer zwei auch im Stande einen ganzen Hammel, den sie vor Heißhunger nicht einmal gar werden lassen, mit Haut und Eingeweide zu verzehren. Solche Unmäßigkeit zeigen sie auch zuweilen im Trinken, und sie erreichen demohngeachtet ein hohes Alter. Krankheiten sind bei ihnen etwas seltenes, und bestehen mehrentheils in Augenweh und Kolik, die sie sich durch den Grünspan der unverzinnten und nie gereinigten Kesseln zuziehen. Wunden heilen sie mit Erde oder mit Feuer. Liegt jemand in den letzten Zügen, so bereitet ihn der Talbe (Priester, Arzt) der sich durch einen besonders langen Bart, durch ein wollenes, halb weißes, halb rothes Tuch, das ihm um den Kopf flattert, und durch eine Schnur von 115 kleinen schwarzen Kugeln auszeichnet, und in großem Ansehn steht, zum Tode. Er bestreut ihn nehmlich aus einer

Muſchel mit ein wenig eingeweichtem Sande, drückt ihm den Daum auf die Stirn, und wirft ihm eine Scherpe und einen Roſenkranz auf den Leib. Der Todte wird beerdigt, und das Grab mit Steinen bezeichnet. Klageweiber wälzen ſich um daſſelbe, und das ganze Dorf erhebt ein Jammergeſchrei. Endlich wird dieſe Traurigkeit durch ein gutes Mahl, wobei der fetteſte Bock des Verſtorbenen verzehrt werden muß, verdrängt, und die ganze Trauergeſellſchaft wird allgemach luſtig.

Sie bekennen ſich insgeſammt zur muhamedaniſchen Religion, die aber bei ihnen durch Aberglauben ſehr entſtellt iſt. Man betet genug, des Tages wohl mehr als dreimal, und iſt ein Prieſter zugegen, ſo betet er vor, wozu er verſchiedene Geſtikulationen macht, die man andächtig nachahmt. Wer nach Mecca gewallfahrtet iſt, wird noch mehr verehrt als ein Greis oder ein Talbe, hat gewiſſe Vorrechte, führt den Titel Sidi, (Herr) hat Theil am Commando, und kann ſich ſchmeicheln ſeinen Rath befolgt zu ſehen. Die Marabuts, eine beſondere Klaſſe der Mauren, ſind die Ausleger der Geſetze, Prieſter, Ärzte, Kaufleute, aber auch Betrüger, und die einzigen, die leſen und ſchreiben können. Sie ſuchen die Neger zu ihrem Glauben zu bekehren, ſind intolerant, geizig und diebiſch. Überall empfängt man ſie mit Auszeichnung, man wirft ſich vor ihnen nieder, bittet um ihren Segen, und beſchenkt ſie, um Grisgris (Zettel, worauf Sprüche aus dem Koran geſchrieben und willkührliche Figuren gezeichnet ſind, und in ſaffianenen Beutelchen ſtecken) denen man übernatürliche Kräfte beimißt, zu bekommen. Ihr Betragen iſt geſetzt und beſcheiden; aber, ob ſie gleich den Namen Gottes und Muhameds immer im Munde führen, ſo ſind ſie doch Heuchler, Lügner, undankbar und grauſam. Man kann ſie als die Chefs der arabiſchen Stämme anſehen, die den Kaiſer von Marocco für ihren

wöhnlichen Nahrungsmittel sind Kameelmilch, gedörrtes Ziegen-, Hammel- und Straußenfleisch in Milch und Butter gekocht, Gerstenmehlbrei, und im Nothfall wilde, von den Thieren zertretene Pflanzen und Schnecken, aber kein Brod. Man langt mit ungewaschenen Händen zu, denn Wasser haben sie selten, und so lange sie mit Milch versehen sind, achten sie nicht auf jenes; geht ihnen aber auch die Milch aus, so versetzen sie dieselbe mit Kameelurin. Oft sind sie genöthigt einige Kameele zu tödten, um sich des Wassers, was sie im Magen aufheben, zu bemächtigen. Kranke Thiere, an deren Genesung sie verzweifeln, werden geschlachtet, damit sie nicht umkommen, denn als Muselmänner dürfen sie kein gefallenes Thier essen; sie müssen alle mit dem Messer geschlachtet werden. Übrigens können sie Hunger und Durst gut ertragen, so wie sie im entgegengesetzten Fall bei Vorrath starke Mahlzeiten halten. Im Kriege z. B. hungern sie wohl 3 Tage lang und schnüren sich den Leib ein; finden sie aber nachher zu essen, so sind ihrer zwei auch im Stande einen ganzen Hammel, den sie vor Heißhunger nicht einmal gar werden lassen, mit Haut und Eingeweide zu verzehren. Solche Unmäßigkeit zeigen sie auch zuweilen im Trinken, und sie erreichen demohngeachtet ein hohes Alter. Krankheiten sind bei ihnen etwas seltenes, und bestehen mehrentheils in Augenweh und Kolik, die sie sich durch den Grünspan der unverzinnten und nie gereinigten Kesseln zuziehen. Wunden heilen sie mit Erde oder mit Feuer. Liegt jemand in den letzten Zügen, so bereitet ihn der Talbe (Priester, Arzt) der sich durch einen besonders langen Bart, durch ein wollenes, halb weißes, halb rothes Tuch, das ihm um den Kopf flattert, und durch eine Schnur von 115 kleinen schwarzen Kugeln auszeichnet, und in großem Ansehn steht, zum Tode. Er bestreut ihn nehmlich aus einer

Muſchel mit ein wenig eingeweihtem Sande, drückt ihm den Daum auf die Stirn, und wirft ihm eine Scherpe und einen Roſenkranz auf den Leib. Der Todte wird beerdigt, und das Grab mit Steinen bezeichnet. Klageweiber wälzen ſich um daſſelbe, und das ganze Dorf erhebt ein Jammergeſchrei. Endlich wird dieſe Traurigkeit durch ein gutes Mahl, wobei der fetteſte Bock des Verſtorbenen verzehrt werden muß, verdrängt, und die ganze Trauergeſellſchaft wird allgemach luſtig.

Sie bekennen ſich insgeſammt zur muhamedaniſchen Religion, die aber bei ihnen durch Aberglauben ſehr entſtellt iſt. Man betet genug, des Tages wohl mehr als dreimal, und iſt ein Prieſter zugegen, ſo betet er vor, wozu er verſchiedene Geſtikulationen macht, die man andächtig nachahmt. Wer nach Mecca gewallfahrtet iſt, wird noch mehr verehrt als ein Greis oder ein Talbe, hat gewiſſe Vorrechte, führt den Titel Sidi, (Herr) hat Theil am Commando, und kann ſich ſchmeicheln ſeinen Rath befolgt zu ſehen. Die Marabuts, eine beſondere Klaſſe der Mauren, ſind die Ausleger der Geſetze, Prieſter, Ärzte, Kaufleute, aber auch Betrüger, und die einzigen, die leſen und ſchreiben können. Sie ſuchen die Neger zu ihrem Glauben zu bekehren, ſind intolerant, geizig und diebiſch. Überall empfängt man ſie mit Auszeichnung, man wirft ſich vor ihnen nieder, bittet um ihren Segen, und beſchenkt ſie, um Grisgris (Zettel, worauf Sprüche aus dem Koran geſchrieben und willkührliche Figuren gezeichnet ſind, und in ſaffianenen Beutelchen ſtecken) denen man übernatürliche Kräfte beimißt, zu bekommen. Ihr Betragen iſt geſetzt und beſcheiden; aber, ob ſie gleich den Namen Gottes und Muhameds immer im Munde führen, ſo ſind ſie doch Heuchler, Lügner, undankbar und grauſam. Man kann ſie als die Chefs der arabiſchen Stämme anſehen, die den Kaiſer von Marocco für ihren

Sherif aus Höflichkeit anerkennen, ohne ihm Tribut zu geben. — Als Muhamedaner leben die Bewohner der Sahara doch selten in Polygamie. Es ist dem Manne erlaubt, mit Einwilligung der Dorfältesten, seine Frau zu verstoßen; so wie es dieser frei stehet sich einen andern Mann zu wählen. Die Frau wohnt in einem besondern Zelte, nicht bei dem Manne; und zeigt sich außer demselben nie ohne Schleier. Sie besorgt die ganze Wirthschaft, bereitet die Speisen, spinnt Kameel- und Ziegenhaar, melkt, buttert, schlägt die Zelte auf und ab, bepackt die Kameele, und hält dem Manne den Steigebügel, der, wenn er nicht jagt oder raubt, auf der Matte liegt und der Ruhe fröhnt; denn Industrie, die sich in Handwerken und Künsten zeigt, fehlt hier ganz. Kommen also fremde Schmiede und Schlösser zu ihnen, so können sich diese einer guten Aufnahme und Belohnung gewärtigen. Goldschmiede verdienen das meiste, denn sie erhalten ein Zehntheil von dem Gewichte ihrer Arbeit, und nach sechs solchen Reisen können sie sich in Ruhe setzen. — Kommt ein Knabe zur Welt, so ist die Freude der Eltern unmäßig, und die Mutter schminkt sich 40 Tage lang das Gesicht. So lange die Kinder an der Mutterbrust liegen, behandelt man sie hart, und bringt sie durch Puffen und Kneipen in den Schlaf; sobald aber der Knabe nur laufen kann, begegnet ihm die Mutter nicht weniger ehrfurchtsvoll als dem Manne. Der Priester lehrt ihn auch wohl lesen und schreiben; allein, da es den Kindern erlaubt ist ihre Zeit willkührlich zuzubringen, und der Priester nicht immer an einem Orte bleibt, so wird aus dem Unterrichte nicht viel. Jede Ehe fängt sich hier mit Schmausen und Tänzen an, wie bei uns, und den folgenden Tag wird die junge Frau von ihren Freundinnen gewaschen, bemalt und geschmückt. Zu den Lustbarkeiten gehören Spiele, Tänze, Pferderennen

und

und Waffenübungen. Der Tanz wird mit Trommeln und eisernen Ketten begleitet. Manche Tänzerin zeigt in ihren Bewegungen viel Leichtigkeit, verstößt aber auch gegen gute Sitten. Gesang hören sie sehr gern, und bezahlen ihn mit Buttermilch. — Einige arabische Stämme handeln mit entfernten Völkern, und reisen deshalb, aber immer in bewaffneten Karavanen, wohl 100 Meilen von ihrer Heimath. Sie verkaufen Gummi, Salz, Straußfedern, Vieh und Kameelhaare. Was sie gebrauchen bekommen sie aus Marocco, Biledulgerid und Senegambien.

Die Küste der Sahara reicht vom Cap Nun bis an den Ausfluß des Senegal. Die vornehmsten Puncte auf derselben sind Cap Bojador, der Goldfluß, von wo das erste Gold aus diesen Gegenden nach Portugal gebracht wurde; das weiße Vorgebirge oder Cap Blanco, die 30 Meilen lange Bai Arguin, wo die Franzosen auf einer Insel ein Fort hatten, und der Hafen Portendic, den die Franzosen auch verlassen haben. Zwischen Arguin und dem Senegal sind drei Gummiwälder, deren Harz im December und März von den Arabern gesammlet und den Europäern überlassen wird. Das meiste, etwa 30000 Centner, geht nach dem Senegal und wird hier verkauft.

Das innere Land theilt man in geographischer Hinsicht in einige Districte ab. Der District Zanhaga, zwischen Sus, Gualata und Tombutu, ist steinigt, dürr, wasserarm. Hin und wieder sind einige Örter, über welche die Karavanen ihren Weg nehmen. Tief im Innern liegt die Landschaft Tegaza, wo Ausländer ein Salz, weißer als Marmor, aus Höhlen graben. Diese Leute sind auf 20 Tagereisen von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, heftigen Ostwinden ausgesetzt, wohnen in elenden Hütten, bekommen ihre Lebensmittel allein von den Kaufleuten aus Tombut und Dara, welche das Salz abholen, und

ſterben vor Hunger, wenn dieſe über die Zeit ausbleiben. — Die Wüſte Zuenziga, zwiſchen Segelmeſſa und der Wüſte Ghir, iſt ein ſchauerliches Land, und ſchließt die Wüſte Goeten ein, wo man in neun Tagen keinen Tropfen Waſſer findet. Weniger ſchrecklich iſt Targa; ſie hat doch Waſſer und einige Pflanzen. Lemta iſt wieder ſehr öde. Berdoa, öſtlich von Fezzan, iſt auch ſehr trocken. Die Fezzaner nehmen ihren Weg nach Burnu durch dieſe Wüſte. In ihrem beſſern Theile findet man 3 Schlöſſer und etwa 6 Dörfer, die aber wenig oder gar nicht beſucht werden, weil ſie außer dem Wege liegen. Die Wüſte Levata trennt Fezzan von Ägypten, und noch nördlicher iſt die Wüſte Augela, die durch das Gebirge Meies von der Wüſte Barca getrennt wird, und wodurch der Weg nach Ägypten geht, den wir jetzt einſchlagen wollen. Von Temiſſa aus (in Fezzan) erreichen wir nach zwei Tagen den öden felſigen Berg Kanibba, wandern vier Tage durch eine felſige Wüſte, und noch drei Tage durch eine öde ſteinigte Ebene. Bis hieher ſcheint die Natur alles Leben verloren zu haben, nun zeigt ſich aber das mit Strauchwerk und Waſſer verſehene Gebirge Kiltan, worüber ein mühſamer Weg von 4 Tagen geht. Eben ſo viel Zeit brauchen wir eine heiße Wüſte zurückzulegen, die von den grünen Höhen von Sibbihl in Oſten begrenzt wird. Hier, wo Waſſer reichlich quillt und Antilopen ſich zum Schuß darbieten, erholt ſich die Reiſegeſellſchaft von den glücklich überſtandenen Beſchwerden. Den andern Tag iſt mit der Ankunft in dem dattelreichen Augela der halbe Weg gemacht; aber noch ſind nicht alle Strapatzen und Gefahren überſtanden. Denn erſt in zwei Tagen gelangen wir zu dem Gebirge Gerdobah, das uns fünf Tage lang beſchäftigt und nur ſchlechtes Waſſer reicht. Dann folgt eine ſchmale, ſandige, unbewohnte, aber dattelreiche Ebene,

in der wir uns drei Tage aufhalten, und nach einem eben so langen Marsche treten wir in das Gebiet der kleinen unabhängigen Republik Siwah, die von einem Rathe von 6 bis 8 Ältesten regiert wird, fruchtbaren Boden hat, und von Wüsten ganz umgeben ist. Wir wandern neun Tage durch eine derselben, le Magra, an deren Ende uns ein christliches, von drei Mönchen bewohntes Kloster, das unter ägyptischem Schutze steht, gastfreundschaftlich aufnimmt. Die Mönche bekommen aus ihrem Garten Gemüse und Obst, die daran stoßende Wiese ernährt ihre Schaafe; Hühner und treffliches Wasser haben sie auch, und was sie sonst brauchen liefert ihnen Kahira. Bis hieher haben wir 130 Meilen in 40 Tagen gemacht; noch 5 Tage und wir sind in Kahira, und damit in

Ägypten,

in dem Lande, das zu den ältesten und berühmtesten der uns bekannten Reiche gehört; berühmt durch seine Fruchtbarkeit und natürlichen Schätze, durch die Industrie und Eigenthümlichkeiten seiner ehemaligen Bewohner, die sich durch Gesetze, Wissenschaften, Künste, und vornehmlich durch ihre Bauten hervorthaten, von denen sich einige bis jetzt erhalten haben; mächtig und wohlhabend vor Augusts Zeitalter, geschwächt durch römische Despotie, noch mehr heruntergebracht und verwüstet durch häufige, bald auf einander folgende Revolutionen und Kriege in der mittlern Zeit, fast aller Kunst und aller Industrie abgestorben, so ganz vernachläßigt und vergessen durch türkischen Druck, bis Bonaparte's glänzende Unternehmung es gleichsam an Tageslicht zurückführte. Jenen Helden begleiteten einsichtsvolle Männer, die durch gründliche Untersuchungen dem alten Ägypten näher zu kommen sich bemühten, leider aber in ihrem vielversprechenden Geschäfte zu früh

gestört wurden, doch ohne den Lohn ihrer Arbeiten ganz verloren zu haben.

Ägypten gränzt westlich an Wüsten, nördlich ans Mittelländische Meer, östlich an Syrien, Arabien und den arabischen Meerbusen, und südlich an Nubien, wo Aswan die Grenzstadt ist. Nach diesen Grenzen soll die Größe des Landes 8793¾ Quadratmeilen betragen; allein nur der kleinste Theil davon, nehmlich das schmale Nilthal und das Delta, sind angebaut, fassen 756 Quadratmeilen, und werden auf beiden Seiten durch Wüsten und Bergketten eingeengt. Die Länge von Aswan bis zum Cap Brulos schätzt man zu 130 Meilen, und die nördliche Breite von Rasech auf der Landenge bis zum Thurm der Araber 60 Meilen.

Die niedrige Lage, die Berge und Sandfelder, wovon Ägypten eingeschlossen ist, der eigne sandige Boden, und die Nähe des Äquators verursachen eine starke Hitze, die aber in Nieder-Ägypten wegen der Nähe des Meeres, der innländischen Gewässer und der breitern Ebene gemäßigt wird. Es hat, wie alle tropische Länder, nur zwei Jahreszeiten; die eine, vom April bis November, hat einen heitern Himmel, trockne Luft und drückende Hitze, die alles, bis auf die Nilufer, versengt, den Boden aufreißt, die Vögel verscheucht, und Thiere und Menschen ermattet. Dies ist der Sommer. Die andere Jahreszeit, die in unsern Wintermonden fällt, ist der Frühling, dessen Nächte und Morgen kühl, die Tage aber für den Europäer ebenfalls sehr heiß sind. Bei diesem Wechsel von Kühle und Hitze ist Erkältung kaum zu verhüten. Es ist aber die Zeit der Arbeit und Vegetation. Im December und Januar verlieren die Bäume das alte Laub, und bekommen sogleich neues. Im Sommer regnet es nicht, außerdem aber im Delta oft und stark, seltener um Kahira, und in den südlichen Gegenden kaum alle

drey Jahre. Die Regenwolken ziehn über das Land weg nach dem gebirgigen Habesch. Den Regen vertritt der starke Thau. Der Wechsel der Winde ist ziemlich regelmäßig. Vom Mai bis September hält der Nordwind an, der für Ägypten der wohlthätigste und erfrischendste ist, die Wolken nach Habesch treibt, um sich dort ihrer Last zu entladen und den Nil anzuschwellen, und die Schiffarth auf dem Nil befördert. In den übrigen Monaten wehen sie aus Osten, Westen und Süden, und werden in den Wintermonden veränderlicher und stürmischer. Der Südwind, Chamsin genannt, ist der gefährlichste. Er kommt stoßweise, einige Stunden des Tages, hält aber selten über drei Tage an. Ist er im Anzuge, so trübt sich der Himmel, und die Sonne wird blutroth, weil der Wind die Luft mit feinem Sande anfüllt, den er in den Afrikanischen Wüsten aufhebt, der den Augen schadet und selbst in verschlossene Zimmer dringt. Er vermehrt die Hitze bis zum Ersticken; der Mensch kann alsdann nur kurz und schwer Athem schöpfen, seine Haut schrumpft ein, die Ausdünstung wird gehemmt, und im Innern quält ihn ein starkes Feuer. Niemand wagt sich an solchen Tagen ins Freie, vielmehr verschließt man sich ins entlegenste Gemach. Wird der Reisende in der Wüste von ihm überfallen, so muß er ersticken. Während des Chamsins genießt der Ägypter wenig, braucht viel Zitronen, räuchert und badet fleißig. — Doch ist im Ganzen die Luft der Gesundheit zuträglich, aber so trocken, daß selbst im Sommer das dem Nordwinde ausgesetzte Fleisch dörrt, ohne zu faulen. Aber leider wird die Pest mit den Schiffen und Waaren aus Smyrna und Constantinopel oft hieher gebracht. Im Juni, Juli und August greift sie gar nicht um sich; zu andern Zeiten aber breitet sie sich durch den Handel aus und wüthet am meisten in Kahira, wegen des Reli-

gionsgrundsatzes der Muhamedaner, daß der Mensch sein von Ewigkeit her bestimmtes Schicksal nicht verhüten könne, wegen Unterlassung aller Vorkehrungen von Seiten der Regierung, der wenigen Vorsicht von Seiten des Volks, und des engen Zusammenwohnens. Die Europäer schließen sich in ihre Häuser ein, und brechen alle Verbindung mit den übrigen Einwohnern ab. Ihre Bedürfnisse lassen sie in einen an der Thüre stehenden Wassertrog werfen, ehe sie sich derselben bedienen, wodurch sich die Kraft der Ansteckung verliert. So einsam leben sie zwar oft 5 Monate lang, aber sie sind doch außer Gefahr. Die Scenen welche das gelbe Fieber in Amerika verursacht, können nicht schrecklicher seyn, als die durch die Pest alle 4 bis 5 Jahre veranlaßten ägyptischen, denen der Nordwind ein Ende macht. Die Augenkrankheiten sind auch sehr gemein, aber am meisten unter den gemeinen Leuten. Man glaubt, daß sie von der warmen salzigen Luft, von schlechten Nahrungsmitteln, welche die Säfte verderben, vom Schlafen unter freiem Himmel beim Thau, vom Scheeren und der starken Bedeckung des Kopfs, der die körperlichen Feuchtigkeiten dahin zieht, und bei Erkältung Flüsse erzeugt, welche die Gesichtsorgane angreifen, entstehen, und von der üblen Behandlung vergrößert werden. Schlechte und unreinliche Lebensart bringt noch andere Krankheiten hervor, und die Ärzte sind gewöhnlich unwissend, die Heilmethoden elend, und die Einwohner voll Vorurtheile.

Ägypten bringt alles im Überflusse hervor, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens gehört, und könnte bei einer bessern Regierung, durch Beförderung des Anbaues, der Manufacturen, und bei der trefflichen Lage, durch den Handel eins der reichsten Länder seyn; allein die Natur muß fast alles thun, manche Producte werden ganz vernach-

läßigt, und ihre Veredlung ist Ausländern überlassen. Die von jeher bekannte Fruchtbarkeit des Landes wird durch den bei den jährlichen Überschwemmungen des Nils zurückgelassenen Schlamm veranlaßt, den er herbeiführt, wenn das hohe Rohr in den sumpfigen Ebenen zwischen Nubien und Habesch abgebrannt ist; denn der Boden, eine mit Erde und Sand bedeckte Felsenmasse, die sich immer mehr erhebt, je weiter man nach Süden geht, ist an sich wenig fruchtbar. Auf beiden Seiten des Nils sind Gebirge. Die östlichen, hoch und meist nackt, enthalten viele Einsiedeleien und Grotten, und nur wenige Straßen führen hindurch; die westlichen Berge sind niedriger, und bestehen eigentlich aus sandigen Hügeln und Thälern, hinter denen die Wüsten liegen. Längs dem arabischen Meerbusen zieht sich das hohe Gebirge Calsam, zwischen welchem und dem östlichen Nilgebirge noch viele zusammenhängende und isolirte Berge angetroffen werden, die mit den öden, steinigten und sandigen Ebenen die thebaische Wüste ausmachen. Die nördliche Küste ist so niedrig und flach, daß der Nil, selbst noch am Meere, fast horizontal mit seinen Ufern läuft; auch hat das Meer dort so wenig Tiefe, daß sich die Schiffe nicht nähern können.

Der Nil, der einzige Fluß der Ägypten von Süden gen Norden ruhig und majestätisch durchströmt, (dessen Quelle und Nebenflüsse weiter unten vorkommen werden) theilt sich unter Kahira in zwei Hauptarme, die mit dem Meere das Delta oder Nieder-Ägypten bilden, und beide ins Mittelländische Meer gehen, der östliche unter Damiette, der westliche unter Raschid. Wegen der Wasserfälle kann er nicht durchaus befahren werden. Der eine ist oberhalb Aswan in einer rauhen, wilden Gegend, wo sich der Strom in 3 Kanälen durch die Berge pfeilschnell windet, und 4 bis 8 Fuß fällt. Von hier bis Dongala (in Nubien)

ſollen noch ſieben dergleichen Fälle ſeyn, und zwei jenſeit Dongala. Angeſchwellt durch den häufigen Regen, der vom April an in Habeſch fällt (wo der Nil entſpringt), erreicht er vom April bis Juli eine Höhe von 16 bis 24 Ellen, und überſchwemmt die angrenzenden Felder vom Ende Juli bis Ende October. Steigt er nur 16 Ellen oder weniger, ſo können nicht alle Felder gewäſſert werden, und es erfolgt Mißwachs; ſteigt er 24 Ellen und mehr, ſo bleibt das Waſſer auf den Feldern zu lange ſtehen und hindert die Beſtellung derſelben; die vortheilhafteſte Höhe des Nils iſt alſo 22 oder 23 Ellen. Da nun von dem Wachsthume des Fluſſes Reichthum oder Mangel des künftigen Jahres abhängen, ſo beobachtet man genau an dem ohnweit Kahira auf der Inſel Rodda ſtehenden Nilmeſſer, (einer in Graden abgetheilten und in einem viereckigten verſchloſſenen Thurme befindlichen Säule, zu der man ungern einen Fremden hinzuläßt) wie viel das Waſſer jeden Tag zugenommen habe. Erreicht der Nil die gewünſchte Höhe nicht, ſo ſind die Pächter für das nächſte Jahr von Abgaben frei; im entgegengeſetzten Falle verbreitet ſich Fröhlichkeit durch das ganze Land, durch alle Zirkel. Um aber die Felder ſo viel als möglich vom Nil befruchten zu laſſen, hat man durch das ganze angebaute Land Kanäle gezogen, die vor dem Steigen des Fluſſes gereinigt und an ihren Mündungen zugedämmt werden, um ihn nicht zu früh zu entwäſſern; auch iſt jedem Orte die Zeit des Durchſtechens, welches unter gewiſſen Feierlichkeiten vor ſich geht, geſetzlich beſtimmt. Der großen Kanäle ſind über 90; ſie haben aber höchſtens nur 4 Monat Waſſer. Der Nil, in dem etwa 150 Inſeln ſeyn mögen, die zu Viehweiden und Gärten benutzt werden, auch Trümmer alter Städte und Tempel enthalten, iſt für die Ägypter um ſo wohlthätiger, weil das Land, außer einigen ſüßen Quellen, kein

anderes

anderes Trinkwasser hat, und selbst Regenwasser nur im Delta in Cisternen gesammlet wird. — Seen hat Ägypten desto mehr. Der Karun, in der Provinz Fajum, (wahrscheinlich der im Alterthume berühmte See Möris) hat 24 bis 30 Meilen im Umfange, in der Mitte eine Insel, worauf ehedem zwei Pyramiden gestanden haben sollen, sehr salziges Wasser, das eine Salzrinde ansetzt, viel Fische, wovon eine Menge eingesalzen verkauft werden, und bekommt durch mehrere Wege Zufluß vom Nil. Der Mariut, bei Alexandrien, ist mit den in ihn geführten Nilkanälen versandet. Der Madié, östlich von Alexandrien, hat etwas über 4 Meilen im Umfange, steht mit dem westlichen Nil in Verbindung, und und hat seinen Ausfluß ins Meer bei Bikkir (Abukir). Der große Brulos-See, an der äußersten nördlichen Spitze, nimmt mehrere Nilkanäle auf, und vereinigt sich auch mit dem Meere. Der Menfalé, der größte unter allen, östlich von Damiette, wird durch einen schmalen Landstrich vom Meere getrennt, worin er sich in 3 Armen ergießt, ist mit dem Nil verbunden, hat nur während der Überschwemmung süßes, sonst salziges Wasser, und viele von Fischern bewohnte Inseln. Die Fischerei auf diesem See, womit 1200 Schiffe und 2000 Menschen beschäftigt werden, verpachtet der Pascha jährlich für 40000 Piaster. Viele Fische werden eingesalzen ausgeführt; besonders einträglich ist aber die Meeräsche, weil sie den Butargo (eine Art Kaviar) giebt. — Der See der Pilgrimme, 4 Stunden östlich von Kahira, bekommt sein Wasser aus dem Nil. Die Salz- oder Natronseen, westlich vom Delta, in der Wüste des heiligen Macarius, sind gewöhnlich 9 Monate trocken; in den 3 Wintermonaten sammlet sich aber in ihnen ein röthliches Wasser, etwa 6 Fuß hoch, das nach seiner Verdünstung eine harte, 2 Fuß dicke Kruste von Natrum und andern Salzen

zurückläßt, welche man in Stücken zu 12 bis 15 Pfund losschlägt und fleißig abholt. Das Natrum ist ein feuerbeständiges Laugensalz, welches der Pascha an einen Bei gegen 15000 Centner jährlicher Abgabe verpachtet. Man gewinnt jedes Jahr 36000 Centner, und braucht es zum Glasmachen, Einpökeln, Waschen und Backen. Damit es sich desto schneller wieder erzeuge, wirft man Lumpen, Pflanzen und Knochen in die Löcher des Sees. Es hat mit dem Trona Ähnlichkeit. Der See Scheib liegt auf der 12 Meilen breiten Landenge Suez. Durch ihn führte in alten Zeiten ein Kanal, der den arabischen Meerbusen mit dem Nil, also auch mit dem Mittelländischen Meere verband.

Ägypten ist sehr reich an den mannigfaltigsten Producten. Die Felder bedürfen keines Düngers, keiner Brache, erfordern wenig Arbeit und geben doch reiche Erndten, die weder Regen noch Hagel verderben. Ist der Nil in seine Ufer zurückgetreten, so werden die Äcker durch gewisse von Ochsen oder Menschen getriebene Maschinen, an denen große Krüge hängen, die das Nilwasser in Rinnen gießen, aus denen es weiter vertheilt wird, bewässert, und ist der Boden vom Schlamme zu fett geworden, so vermischt man ihn mit Sande, und säet dann, im November und December in den zerstoßenen und gepflügten Schlamm Weizen und Gerste; aber Reis, Flachs, Mais und andere Gewächse, die viel Wasser erfordern, vor der Überschwemmung. Die Erndte fällt im April. Der Pflug geht nicht tief, damit der Thau bis zu den Wurzeln dringe. Das Getreide wird ausgerissen, nicht gemäht, auf einem festen Boden unter freiem Himmel ausgewalzt und von Ochsen ausgetreten und gesiebt. Zum Mahlen des Korns bedient man sich der Pferde- und Handmühlen. Vornehme Personen pflegen es vor dem Mahlen sorgfältig zu reinigen, zu waschen, zu trocknen, zwischen Lein-

wand zu reiben und beim Backen etwas Mastix hinzuzuthun, wodurch das Brod einen sehr angenehmen Geschmack bekömmt. Gemeine Leute verbacken Durra (indianische Hirse) und in schlechten Jahren auch Gerste. Reis ist die gemeinste Speise. Aus Spelt, und besonders aus Gerste, braut man ein Bier, Buzah genannt; auch nimmt man sie, so wie Hülsenfrüchte, zum Pferdefutter, denn natürliche Wiesen sind selten, daher werden Futterkräuter angebaut, hauptsächlich alexandrischer Klee für die Kameele, und eine Senfart für Ziegen und Rindvieh. Der Gartenbau ist beträchtlich, daher fehlt es weder an Orientalischen, noch an Europäischen Gartengewächsen und Küchenkräutern. Flachs und Hanf hat besonders Nieder-Ägypten im Überflusse. Um Kahira wächst der beste Saflor. Man zerquetscht die Blüthe desselben zwischen zwei Steinen, oder auf Mühlen, reinigt sie durch Waschen, drückt sie aus, legt sie, in Kugeln geformt, zum Trocknen auf die Dächer, und verkauft sie als ein Farbenmaterial. Zuckerrohr wird in wäßrigen Gegenden angebaut. Der gemeine Mann ißt es roh; nur zu Kahira ist eine Siederei, die aber unreinen Zucker liefert; bloß für den Sultan wird etwas weißer verfertigt. Aus den Blättern des Henna macht man einen Teig zum Färben der Nägel, Hände und Haare. Der Lotus, (Nil-Lilie, ägyptische Seerose) wächst auf den Kanälen und Seen, besonders um Kahira, trägt wohlriechende Blumen und knolligte Wurzeln, die wie Kartoffeln schmecken, und roh, gekocht und gebraten gegessen werden. Noch besser schmeckt die ihr ähnliche Aaronswurzel. Kalamus ist das Rohr, das die Morgenländer statt Schreibfedern gebrauchen. Das Nilrohr schießt sehr in die Höhe, und man braucht seine Blätter zu Stricken und seine Stämme zu Floßbrücken. Die Papierstaude ist selten, am meisten um Damiette, wird 9 Fuß hoch,

zurückläßt, welche man in Stücken zu 12 bis 15 Pfund losſchlägt und fleißig abholt. Das Natrum iſt ein feuerbeſtändiges Laugenſalz, welches der Paſcha an einen Bei gegen 15000 Centner jährlicher Abgabe verpachtet. Man gewinnt jedes Jahr 36000 Centner, und braucht es zum Glasmachen, Einpökeln, Waſchen und Backen. Damit es ſich deſto ſchneller wieder erzeuge, wirft man Lumpen, Pflanzen und Knochen in die Löcher des Sees. Es hat mit dem Trona Ähnlichkeit. Der See Scheib liegt auf der 12 Meilen breiten Landenge Suez. Durch ihn führte in alten Zeiten ein Kanal, der den arabiſchen Meerbuſen mit dem Nil, alſo auch mit dem Mittelländiſchen Meere verband.

Ägypten iſt ſehr reich an den mannigfaltigſten Producten. Die Felder bedürfen keines Düngers, keiner Brache, erfordern wenig Arbeit und geben doch reiche Erndten, die weder Regen noch Hagel verderben. Iſt der Nil in ſeine Ufer zurückgetreten, ſo werden die Äcker durch gewiſſe von Ochſen oder Menſchen getriebene Maſchinen, an denen große Krüge hängen, die das Nilwaſſer in Rinnen gießen, aus denen es weiter vertheilt wird, bewäſſert, und iſt der Boden vom Schlamme zu fett geworden, ſo vermiſcht man ihn mit Sande, und ſäet dann, im November und December in den zerſtoßenen und gepflügten Schlamm Weizen und Gerſte; aber Reis, Flachs, Mais und andere Gewächſe, die viel Waſſer erfordern, vor der Überſchwemmung. Die Erndte fällt im April. Der Pflug geht nicht tief, damit der Thau bis zu den Wurzeln dringe. Das Getreide wird ausgeriſſen, nicht gemäht, auf einem feſten Boden unter freiem Himmel ausgewalzt und von Ochſen ausgetreten und geſiebt. Zum Mahlen des Korns bedient man ſich der Pferde- und Handmühlen. Vornehme Perſonen pflegen es vor dem Mahlen ſorgfältig zu reinigen, zu waſchen, zu trocknen, zwiſchen Lein-

wand zu reiben und beim Backen etwas Mastix hinzuzuthun, wodurch das Brod einen sehr angenehmen Geschmack bekömmt. Gemeine Leute verbacken Durra (indianische Hirse) und in schlechten Jahren auch Gerste. Reis ist die gemeinste Speise. Aus Spelt, und besonders aus Gerste, braut man ein Bier, Buzah genannt; auch nimmt man sie, so wie Hülsenfrüchte, zum Pferdefutter, denn natürliche Wiesen sind selten, daher werden Futterkräuter angebaut, hauptsächlich alexandrischer Klee für die Kameele, und eine Senfart für Ziegen und Rindvieh. Der Gartenbau ist beträchtlich, daher fehlt es weder an Orientalischen, noch an Europäischen Gartengewächsen und Küchenkräutern. Flachs und Hanf hat besonders Nieder-Ägypten im Überflusse. Um Kahira wächst der beste Saflor. Man zerquetscht die Blüthe desselben zwischen zwei Steinen, oder auf Mühlen, reinigt sie durch Waschen, drückt sie aus, legt sie, in Kugeln geformt, zum Trocknen auf die Dächer, und verkauft sie als ein Farbenmaterial. Zuckerrohr wird in wäßrigen Gegenden angebaut. Der gemeine Mann ißt es roh; nur zu Kahira ist eine Siederei, die aber unreinen Zucker liefert; bloß für den Sultan wird etwas weißer verfertigt. Aus den Blättern des Henna macht man einen Teig zum Färben der Nägel, Hände und Haare. Der Lotus, (Nil-Lilie, ägyptische Seerose) wächst auf den Kanälen und Seen, besonders um Kahira, trägt wohlriechende Blumen und knolligte Wurzeln, die wie Kartoffeln schmecken, und roh, gekocht und gebraten gegessen werden. Noch besser schmeckt die ihr ähnliche Aaronswurzel. Kalamus ist das Rohr, das die Morgenländer statt Schreibfedern gebrauchen. Das Nilrohr schießt sehr in die Höhe, und man braucht seine Blätter zu Stricken und seine Stämme zu Floßbrücken. Die Papierstaude ist selten, am meisten um Damiette, wird 9 Fuß hoch,

UNIV OF WIEN

daumsdick, und trägt an der Spitze einen wolligen Busch. Sennesblätter, Aloe, Jalappe, Coloquinten und Seide findet man häufig; eben so die Anilpflanze, woraus der Indigo verfertigt wird, und wozu der Saame aus Syrien kömmt. Weniger häufig hat man die Cochenillstaude und Baumwolle. Aus den Haschischblättern bereitet man ein berauschendes Getränke, und aus verschiedenen Pflanzen preßt man Öl zu Speisen. Ägypten ist holzarm, daher brennt der gemeine Mann Stroh, Stoppeln, Stauden, Schilf, Mist u. s. w., und der Reiche läßt sein Holz aus fernen Gegenden kommen. Fruchtbäume werden in den Gärten gezogen; am häufigsten sind die Palmen, wovon man zuweilen kleine Wälder antrifft. Die schätzbarste und nützlichste ist die Dattelpalme, wovon in Ober-Ägypten viele tausend Menschen einzig und allein leben. Man rechnet, daß jede solche Palme ihrem Besitzer wegen des vielfältigen Nutzens jährlich eine Zechine einbringt, und mancher hat einige hundert, ja tausend. Die Fächerpalme trägt mehr Äste als die Dattel, halbrundes Laub, und 3 Zoll lange und 2 Zoll breite Früchte, die ein trocknes Fleisch haben und einen schaaligen Kern einschließen, aus dem Knöpfe verfertigt werden, so wie aus den Blättern Fächer. Die kleine Palme oder Paradiesfeige sieht man vornehmlich bei Damiette, Raschid und Kahira, und hat 8 Zoll lange, wie ein halber Mond gekrümmte, weiße und mehlartige Früchte mit einer harten Schaale, die, ausgewachsen, aber noch unreif, die Stelle des Brods vertreten, wenn sie geröstet werden. Der nützlichste Feigenbaum ist der Sykamor, groß, stark, sehr dick, mit ausgebreiteten belaubten Zweigen, die viel Schatten geben, weshalb er häufig angepflanzt wird. Die trockene Frucht dient gemeinen Leuten zur Speise, auch macht man daraus, so wie aus Datteln und Rosinen, Branntwein. Das

Holz widersteht der Fäulniß und den Insectenstichen. Tamarinden und Sebestenbäume, die wir schon in Amerika haben kennen lernen, wachsen hier ebenfalls. Kalaf ist eine kleine Weidenart, aus deren Blüthe im Frühling ein kühlendes, stärkendes Wasser gezogen wird, das die Transpiration befördert. Das Holz der Akazien braucht man zum Schiffbau. Der wahre Akazienbaum, den man besonders um Kahira findet, ist stark mit Dornen besetzt, blüht goldgelb, und trägt breite schwärzliche Schoten mit braunen Saamenkörnern. Die Blüthe riecht wie Veilchen, und aus den grünen Schoten macht man eine harte, bräunliche, glänzende Masse, die sich im Wasser leicht auflößt, und sowohl als Medicin, als zum Lederfärben gebraucht wird. Auch liefert der Baum das bekannte arabische Gummi, das aus der Rinde, der sich auch die Gerber mit Vortheil bedienen, theils von selbst, theils durch Einschnitte fließt, und nährende Kräfte hat, weshalb es die Afrikaner im Fall der Noth essen. — Der Johannisbrodbaum, hoch wie eine Esche, trägt runde, immer grüne Blätter, die paarweise an einem Stiele sitzen, rothe traubenförmige Blüthen, die dicht am Holze hervorkommen, und rothbraune, handlange und gekrümmte Schoten geben, deren schleimiges, süßliches Mark roh und gekocht zur Speise dient, auch durch Zubereitung einen süßen Saft zum Einmachen der Früchte, und einen Wein giebt, und in den Apotheken gebraucht wird. Das gelbliche, rothgefleckte Holz ist theuer. Der Beenußbaum wird an 30 Fuß hoch, hat stark belaubte Zweige und blüht gelb in großen Büscheln. Er trägt braune fast 1½ Fuß lange Schoten, welche die Beenüsse enthalten. Sie sind etwa so groß als unsre Haselnüsse und geben durch die Presse ein weißes geschmack- und geruchloses Öl, das man zu Salben und Pomaden braucht. Wein wird nicht

zum Keltern angebaut, sondern nur um die Trauben zu verspeisen, Gärten und Felder zu umzäunen, und schattige Lauben anzulegen. Desto häufiger säet man Opium-Mohn, aus dessen unreifen Köpfen mittelst leichter Einschnitte, der durch die Luft verdickte Saft gewonnen wird. Dies Opium, welches berauscht und den Schlaf befördert, stärker genommen aber eine Art von Wuth hervorbringt, sieht schwärzlich aus und hat einen üblen Geruch und beißenden Geschmack. Gesträuche, von denen Manna gesammlet wird, stehen in vielen Gegenden. Die Provinz Fajum ist besonders reich an Rosen, daher bereitet man hier viel Rosenwasser, das sehr stark verbraucht wird. Ägypten besitzt viel Gartenblumen, die stärker riechen, als die Europäischen, und könnte sich sehr nutzbare Gewächse aus fremden Weltgegenden zueignen, wenn die Regierung darauf bedacht wäre. Die Einwohner halten viel Hausthiere, schöne, schnelle Pferde, Rindvieh, Esel, Maulthiere zum Reiten und Lasttragen, Kameele, fettschwänzige Schaafe, Ziegen, auch Mamberziegen, welche von dem Berge Mamber in Syrien benannt, und die größten unter allen zahmen Ziegenarten sind, ein weißes Haar und lange herabhängende Ohren haben, und endlich Hunde und Katzen. Jene eigentlich sogenannte türkische Hunde, die keine Haare auf dem schwarzen, gefleckten oder fleischfarbnen Felle haben, duldet der Muhamedaner, als verächtliche unreine Thiere, nicht in seinem Hause; daher viele in der Stadt und auf dem Lande ohne Herrn umherlaufen; diese aber werden desto besser gehalten. In der thebaischen Wüste giebt es Löwen, Panther, Hyänen, Wölfe, Schakalls; man sieht in andern Gegenden Affen, Füchse, Hasen, Flußottern, und im Gebirge Steinböcke, Gemsen und Gazellen. Wir finden in Ägypten auch das Nilpferd. Es ist 14 Fuß lang und eben so dick, nach dem Elephanten vielleicht

das größte Landthier, wiegt nahe an 4000 Pfund, hält sich mehrentheils im Nil auf, hat eine schwarzgraue, dicke, mit wenig Haaren besetzte schwarzstriemige Haut, ein großes Maul mit ellenlangen Zähnen und steife Borsten. Es ist sehr gefräßig, nährt sich von Fischen und Feldfrüchten, liegt am Tage im Schilfe und Sumpfe, und geht nur des Nachts seiner Nahrung nach. Da es den Getreidefeldern großen Schaden thut, so sucht man es zu fangen, zu erlegen, oder doch wenigstens durch Feuer zu verjagen, wovor es sich fürchtet. Man streut ihm auch Lupinen oder Wicken hin, die es begierig frißt, und die in ihm einen heftigen Durst erregen. Um ihn zu löschen säuft es übermäßig, wovon die trocknen Lupinen im Magen so aufschwellen, daß das Thier davon sterben muß. Dem Menschen ist es, unangegriffen, nie gefährlich, aber mit den Krokodillen lebt es in ewigem Kriege. Aus seinem Specke, der gewöhnlich 1000 Pfund wiegt, siedet man Thran, die Zähne werden wie Elfenbein verarbeitet und noch höher geschätzt, und aus der Haut macht man Reitruthen und Spatzierstöcke. — Gefährlicher für den Menschen ist das Krokodil, ein Bewohner des Nils und aller großen Afrikanischen Gewässer, kommt aber selten unterhalb des Wasserfalls. Es ist oft über 20 Fuß lang, ganz wie eine Eidechse gestaltet, mit einer hornartigen, harten, aus viereckigten undurchdringlichen Schildern bestehenden Haut bedeckt, die auf dem Rücken dunkelbraun, am Bauche aber gelb ist, dem einzigen Orte, wo man es verwunden kann. Der Kopf ist platt und breit, die Augen groß und scharf, und so eingerichtet, daß es auch hinter sich sehen kann; der Rachen weit und mit starken spitzigen Zähnen besetzt, und die Füße sind mit starken Klauen bewaffnet; seine größte Stärke aber liegt im Schwanze. Es kann sehr schnell laufen, zum Glück aber sich nicht drehen und wenden.

Wegen der ihm drohenden Gefahren hält es sich immer nahe am Wasser auf. Als Raubthier schlägt es Menschen und große Thiere, auf die es gierig losspringt, mit seinem Schwanze nieder und verschlingt sie. Zuweilen stellt es sich todt, indem es auf dem Rücken fortschwimmt, oder am Ufer liegt; läßt sich aber ein Mensch oder Thier dadurch täuschen, so sind sie auch gewiß seine Beute. Das Weibchen legt 50 Eier in den Sand am Ufer, 1 Fuß tief, wo sie durch die Wärme des Bodens und der Luft in 25 bis 30 Tagen ausgebrütet, viele aber von Menschen und Thieren zerstört werden. Ein Krokodilei ist nicht größer als ein Gänsei. Es hat nicht allein an dem Nilpferde, sondern auch an dem Ichneumon einen gefährlichen Feind. Dies Thier gehört zu den Viverren oder Stinkthieren, gleicht in der Gestalt dem Iltis, und lebt von Kräutern, mehr noch von Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Krokodil- und Hühnereiern. Es läßt sich zähmen, und wird, der Mäuse wegen, auf den Höfen gehalten. — In den Berghöhlen findet man den Worral, eine Eidechse, 4 Fuß lang, 8 Zoll breit, die den Winter hindurch schläft, im Sommer nach bewohnten Örtern kommt, und sie vom Ungeziefer reinigt. Er ist zahm, gutmüthig, und auf Musik aufmerksam. Schlangen, Vipern, worunter es auch giftige giebt, Scorpionen, Kamäleons und Salamander, halten sich in Ägypten ebenfalls auf. Die Fischereien sind sehr einträglich. In den Wüsten sieht man Strauße und Raubvögel, worunter die Geier dem Lande dadurch nützlich werden, daß sie das Aas wegfressen, so wie die Kraniche und Störche es von Fröschen, Eidechsen und Schlangen reinigen. Das thut auch der Ibis, den man in alten Zeiten deswegen göttlich verehrte. Er gehört zu den Strandläufern, ist 3 Fuß hoch, hat ein weißes Gefieder, halbrothen Kopf, schwarzen Schwanz und

Flügel-

Flügelspitzen, und einen gekrümmten langen Schnabel. Er nistet am Ufer auf Palmen. — Wasservögel sieht man häufig, z. B. den Flamingo, Pelican, Schwaan. — Die Tauben- und Hühnerzucht ist beträchtlich und merkwürdig. Die Hausväter und Gutsbesitzer wenden auf die Tauben eine ganz besondere Sorgfalt. Jeder, der sich verheirathet und ein eigenes Haus ausmacht, muß ein Taubenhaus halten, daher die große Menge derselben in allen bewohnten Gegenden. Die Hühnerzucht wird durch das künstliche Brüten der Eier, besonders in Kahira und Nieder-Ägypten sehr befördert. Die dazu erforderlichen Öfen sind meist unter der Erde, bestehen aus zwei durch einen schmalen Gang getrennte Stockwerke, an dessen beiden Seiten sich die Öfen wie kleine Zellen befinden. Die obersten sind gewölbt, haben an der Mauer kleine Rinnen, an der Decke Luftlöcher, und am Boden größere Öfnungen, wodurch sie mit den untern Öfen in Verbindung stehen. Diese letztern werden mit Stroh bedeckt, auf welches man die Eier in zwei oder drei Schichten über einander legt, und die gewöhnlich an 6000 Stück fassen. In den obern Rinnen wird Abends und Morgens eine Stunde lang ein Feuer von dürrem Miste unterhalten, und die Hitze durch die Luftlöcher bis zu dem gehörigen Grade gemildert. Man pflegt einigemal des Tages und Nachts mit der Hand über die Eier zu streichen. Am achten Tage hört das Heizen auf; man untersucht die Eier, wirft die untauglichen weg, bringt die übrigen in die obern Öfen, verstopft alle Öfnungen, und unterhält in einem kleinen Behältnisse am Mittelgange eine brennende Lampe. Nach 21 Tagen durchbrechen die kleinen Hühner die Schale, werden auf viereckigten Plätzen im Gange zwischen den Öfen einige Tage lang dicht an einander gesetzt, und bald darauf verkauft. Auf die Art läßt man aber die Eier nur in den 6 Wintermonaten aus-

brüten. — Der Seidenbau wird sehr vernachläßigt, die Bienenzucht nicht. Wenn die Bäume und Felder sich mit neuem Grün schmücken, werden viele Schiffe mit Bienenkörben besetzt, von denen jeder Hausvater die seinigen bezeichnet. Mit dieser Fracht fahren die Schiffer nach Ober-Ägypten, und legen immer bei einem für die Bienen zuträglichen Orte an. Diese schwärmen den ganzen Tag umher, und kommen, mit Beute beschwert, des Abends zurück. Nach einigen Tagen fahren die Schiffer weiter, bis sie in einigen Monaten die Fahrt durch Ober-Ägypten vollendet haben, worauf sie nach dem Delta zurückfahren und die Ladung theuer verkaufen. Ägypten besitzt auch verschiedene mineralische Schätze. Dahin gehören Marmor und Alabaster von mancherlei Farbe und Güte, wovon die besten Brüche am arabischen Meerbusen und in der thebaischen Wüste sind; Granit, Porphyr, Jaspis, Serpentinstein bei Aswan, woraus man Geschirre verfertigt; ägyptische Kiesel (eine Art von Jaspisgeschiebe), die durch Bearbeitung einen herrlichen Glanz bekommen; Smaragden, Krystalle, Steinöl, Schwefel, Thon, Salpeter, Alaun, Natrum und Kochsalz, woran es einen Überfluß hat; man benutzt aber die Salzquellen weit weniger als die Salzseen.

Ägypten wird von 2½ oder 3½ Million Menschen bewohnt, von Kopten, Arabern, Türken, Nubiern, Syrern, Armeniern, Griechen, Magrebinen, Mamlucken, Juden, Georgiern und Franken. Die Kopten, Nachkommen der uralten Ägypter, in so fern diese sich schon mit persischen, griechischen und römischen Geblüte vermischt hatten, sind von mittler Statur, korpulent, schwarzgelb, mit hervorstehenden Augen, flachen Nasen, dicken Lippen, starkem Gesichte und finsterer Miene. Es mögen etwa 30000 Familien im Lande leben. — Die Araber sind groß, stark und schwarzbraun, haben einen festen muskulösen Körper,

ovalen Kopf, große erhabene Stirn, ansehnliche Nase, schönen Mund, weiße dauerhafte Zähne, und schwarze, tief liegende feurige Augen mit starken Augenbraunen. Die wenigsten wohnen in den Städten, die meisten auf dem Lande. Die Dorfbewohner heißen Fellahs. Sie sind sehr zahlreich, ernähren sich vom Ackerbau, werden aber im drückendsten Elende und in der härtesten Sclaverei gehalten. Die in den Wüsten nomadisiren, heißen Beduinen. Diese halten sich familienweise unter Schechs, und stammweise unter Emirs zusammen, wohnen unter Zelten, treiben Viehzucht, die ihnen Nahrung, Wohnung und Kleidung giebt, vertauschen ihren Überfluß gegen andere Nothwendigkeiten, lieben die Jagd und sind gut beritten. Wer nicht zu ihnen gehört, nicht unter ihrem Schutze, oder mit ihnen im Bunde steht, ist ihr Feind, und wird als solcher behandelt. So rotten sie sich oft zusammen, überfallen und plündern große Karavanen. Sie ziehen der Weide, ihrer Sicherheit und ihrem Vortheile nach. Oft setzt sich ein Stamm in Besitz besserer Ländereien, die er nach der Erndte wieder verläßt; oft erndten sie, wo sie nicht gesäet haben; überall aber sind sie gefährliche Nachbarn, denn sie wählen zu ihrem Aufenthalte immer solche Gegenden, wo sie die Oberhand haben. Oft jagen sie die Fellahs von Haus und Hof, widersetzen sich dem Tribut-fordernden Bei, und müssen sie der Übermacht weichen, so verheeren sie die Felder, oder kommen verstärkt zurück, den Kampf zu erneuern. Demohngeachtet leben sie in Armuth und Unwissenheit, halten sich für das edelste Volk der Erde, und zeigen in ihrem ganzen Wesen viel Originalität. Eine dritte Gattung Araber wohnt in Ober-Ägypten unter eigenen Emirn, theils in Städten, wo sie bürgerliche Nahrung treiben, theils in Dörfern, wo sie sich vom Feldbau ernähren; wenige beschäftigen sich, unter Zelten

wohnend, mit der Viehzucht. Der Pascha von Kahira erkennt ihre Regenten als solche an, und bestätigt die, welche ihren Vätern oder nächsten Verwandten in der Regierung gefolgt sind, gegen baare Bezahlung. Diese Emirs sind dem Sultan tributair, sonst aber unumschränkte Herren. Je nachdem sie harmoniren und der Pascha in Ansehn steht, ist ihre Unabhängigkeit größer oder geringer. Sie halten zuweilen Convente, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, und ihre gemeinschaftlichen Vortheile zu verabreden; aber sie bekriegen sich auch, und die türkische Regierung sucht diese Uneinigkeiten zu unterhalten. — Die Türken sind entweder Soldaten, Staatsbedienten, Capitalisten oder Kaufleute, werden verachtet, aber gefürchtet. — Die Syrer, deren etwa 500 im Lande seyn mögen, bereichern sich durch die Pacht der Zölle. — Die Armenier sind fleißige, geschäftige Leute, Fabrikanten, Gold- und Juwelierarbeiter, oder Kaufleute. Die Griechen waren ehedem nebst den Kopten die herrschende Nation in Ägypten, nun sind es die Türken und Araber. Es giebt auch nur wenige griechische Familien in den Städten, die durch Manufacturen und Handel Reichthümer erwerben. — Magrebinen sind eingewanderte Westafrikaner, mehrentheils Landstreicher und anderes Gesindel. Viele von ihnen kommen durch die Karavanen ins Land, alle aber nehmen mehrentheils Militairdienste. — Die Zahl der Juden schätzt man im ganzen Lande zu 60 bis 80000 Köpfen; sie sind Geschäftsträger, Unterhändler, und haben noch andere Nahrungszweige, werden aber verachtet, gedrückt, gehaßt, und müssen sich durch eine vorgeschriebene Kleidung auszeichnen. Die mehresten leben in Armuth. — Alle Europäer heißen in der Türkei Franken. Es sind ihrer nicht viele; einige italienische, französische und englische Handelshäuser in Kahira, Alexandrien und Raschid nebst

ihren Consuln und Factoren, und einige Mönche und Missionarien in den wenigen lateinischen Klöstern. Sind sie auf ägyptische Art gekleidet, so dürfen sie keine Mißhandlungen auf der Straße befürchten; aber kein Christ, Vornehme ausgenommen, und auch nur dann wenn sie dafür bezahlen, darf auf einem Pferde reiten; er muß sich eines Esels bedienen, und absteigen, wenn ihm ein vornehmer Ägypter begegnet. — Die Mamlucken (in unsrer Sprache, Sclaven) waren anfänglich, zu Dschingischans Zeiten, nichts weiter als Sclaven, wovon der damalige ägyptische Sultan 12000, von jenem Asiatischen Eroberer aus den kaukasischen Gegenden zusammengetrieben, aufkaufen ließ, um durch sie die fehlende Tapferkeit seiner Unterthanen zu ersetzen. Er ließ sie deshalb in militairischen Geschicklichkeiten unterrichten, und bildete aus ihnen ein schönes Corps, das aber bald frech, zügellos und rebellisch wurde, sich in Staatsangelegenheiten mischte, und endlich im Jahr 1254 die Regierung ganz an sich riß. Als im Jahr 1517 Ägypten von dem türkischen Sultan Selim erobert wurde, behielten sie die Statthalterschaften, und existiren noch jetzt, ob sie sich gleich durch Heirathen wenig fortpflanzen. Fast alle werden in den obgenannten Gegenden als Sclaven gekauft, nach Kahira gebracht, muhamedanisirt, in arabischer und türkischer Sprache und in den Waffen unterrichtet, und von reichen Muselmännern in Dienste genommen. Ihre Anzahl betrug, bis auf die französische Expedition, welche sie fast ganz aufrieb, etwa 8000. Sie gehörten zum Luxus ihrer Herren, wurden gut behandelt, prächtig gekleidet, und belohnten diese Wohlthaten gewöhnlich mit Treue. Die Klügsten erhielten Hausbedienungen und dann Unterstatthalterschaften, Staatsämter, und ihr letztes Ziel war das Amt eines Beis. Ihr Einfluß war wichtig, und gewöhnlich entschieden sie die

Streitigkeiten der Beis, indem sie sich entweder auf die eine oder die andere Seite schlugen. Die Beis und ihre Stütze, die Mamlucken, hatten alle Macht in ihren Händen, und gleichsam die gesetzgebende und ausübende Gewalt. Allein diese Herrlichkeit scheint mit der Aufhebung der Beis, und mit der Regierungsveränderung die der jetzige Sultan vornimmt, ihr Ende erreicht zu haben.

Die Lebensart der Ägypter ist einförmig orientalisch. Man steht früh auf, besucht die Moscheen und die Kaffeehäuser, geht spät an die Arbeit und endigt sie früh; die mehreste Zeit ist der Ruhe, den Weibern und den Kaffeehäusern gewidmet. Auf freundschaftlichen Umgang, Geselligkeit und Spaziergänge hält man wenig, mehr auf Abendlustfahrten auf dem Nil. — In der Kleidung, die lang und weit ist, und die Mode ändert, geben die Großen, wie bei uns, den Ton an. Die Stücke der Kleidung aber bleiben, nur der Schnitt wechselt. So trägt jeder Muhamedaner den Turban mehr oder weniger reich. Die Araber, Mann und Weib, begnügen sich mit einem Hemde, einem weißen baumwollenen oder wollenen Tuch, doch haben viele auch Oberkleider mit weiten Ärmeln. Der Landmann geht in einem groben blauen Hemde und einem schwarzen Mantel, und läßt die Hosen oft weg. Kinder gehen nackend. Der Stadtpöbel geht zerlumpt im Hemde und in Beinkleidern, worüber einige ein braunes Gewand werfen. Ihre Füße sind entblößt, aber der Kopf wird mit einer Mütze gedeckt. Höhere Stände tragen ein baumwollenes oder feines leinenes Hemde, große leinene weiße Hosen, leinene Socken, und darüber rothe lange Beinkleider mit leichten ledernen Socken, und beim Ausgehen noch andere Pantoffeln. Das Hemde und die rothen Beinkleider deckt ein weites um die Hüften befestigtes Gewand von leichtem ostindischen Zeuge

worüber der Kaftan von reichem Stoffe gezogen, und durch einen kostbaren Gürtel um den Leib befestigt wird, in welchem ein langes großes Messer mit metallner Scheide und prächtigem Griff, und um freier zu gehen, die Enden des Kaftans stecken. Über den Kaftan wird eine Dschube gelegt, oder ein ungefüttertes und mit Ärmeln versehenes Gewand, das bis an die Ellenbogen reicht, und im Winter mit Pelz besetzt ist. Hierüber zieht man noch den Benisch, oder das Staatskleid, einen sehr weiten Mantel von feiner Baumwolle, der bis auf die Erde hängt und dessen Ärmel die Finger berühren. Die Prachtliebe ist überhaupt sehr groß. Der Mamlucke trägt obenein noch eine Überhose, worin er alle Unterkleider verbirgt. Leute vom Mittelstande lassen den Kaftan und die Dschube weg. Vom Kopfputze, der übrigens oft geändert wird, hat man drei Arten: entweder eine hohe mit Baumwolle gefütterte und unten mit feiner Leinwand künstlich umwundene Filz-, oder eine kleinere, aber auch umwickelte, oder eine tuchene, unten mit Lämmerfell überzogene Mütze. Die Nationen und Stände unterscheiden sich durch die Größe, Form, Farbe und Umwickelung dieses Turbans, unter welchem man auf dem nackten Kopfe (denn die Haare werden bis auf ein kleines Zöpfchen ganz abgeschnitten) ein rothes Käppchen trägt. Jeder läßt den Bart lang wachsen. Die Christen tragen sich auch so, nur kein Grün, und den Franken sind nur gelbe Pantoffeln erlaubt. Am Beiramsfeste kleidet man sich und seine Bedienten neu, und dies kostet manchem, der sich viel Leute hält, an 20000 Ducaten. Diese Domestiken sind Neger, Magrebinen und Mamlucken. Die Frauenzimmer kleiden sich wie die Männer, nur feiner und kostbarer. Ihr Hauptstück ist ein schwarzer langer Schleier; auf den Kopf stecken sie reiche ostindische Tücher, Edelsteine und Perlen, lassen das Haar entweder in na-

türlichen Locken herunterfallen, oder befestigen sie geflochten über ein Tuch. Sie verschwenden und ändern in den Kleidern mehr als die Europäer, salben das Haar mit Essenzen, waschen sich den ganzen Leib mit Rosenwasser, räuchern die Kleider mit Aloe, färben die Augenbrauen schwarz, die Nägel auroragelb, und bestecken die Finger mit Ringen. Gemeine Weiber gehen desto schlechter, in einem bloßen Hemde und in Beinkleidern, schlagen um den Kopf ein Tuch, hängen an die Haarflechten Schellen, an Ohren, Nase, Hände und Füße bleierne und andere Ringe, färben Hände und Füße gelb, die Nägel roth, und die übrige sichtbare Haut schwarz und blau gestreift.

Im Essen und Trinken ist der Ägypter sehr mäßig. Der Arme nährt sich kümmerlich; ungesäuertes Durrabrod, rohe Zwiebeln, Wasser und Öl, (das Brod hinein zu tauchen) sind seine tägliche Nahrung. Glücklich ist, wer zuweilen saure Milch, Käse, Honig und Früchte haben kann; nur der reiche Landmann ißt an hohen Festtagen Fleisch. Der bemittelte Städter genießt Pillau, Ragouts, Hasches, Karbenaden, Geflügel, gefüllte Gurken, Melonen, Obst und Backwerk. In der Hitze pflegen nur Hülsenfrüchte, Fische und Kräuter aufgetischt zu werden, und in den Fasten bei Tage gar nichts. Schweinefleisch ißt niemand. Die Speisen werden in Kupfer zubereitet, in Kupfer auf einen niedrigen mit einer Kupferplatte belegten Tisch gesetzt, um welchen die Gesellschaft, nach orientalischer Art, auf Teppichen sitzt. Nur der Vornehme hat Servietten; sonst liegt ein langes Tuch um den Tisch, wovon jeder einen Theil gebraucht. Das Essen wird in der Küche zerlegt, weil man sich der Messer und Gabel nicht bedient, aber vor und nach der Mahlzeit die Hände reinigt. Der Arme und der Araber nimmt mit hölzernen Tellern und irrdenem Küchengeräthe, und mit einem Leder,

statt

ſtatt des Tiſchtuches, vorlieb. Bei der Mahlzeit trinkt man nicht, außerdem aber gewöhnlich Nilwaſſer, in irrdenen Gefäßen aufbewahrt, und durch bittere Mandeln wohlſchmeckend gemacht. Wein und Branntwein genießt der Muhamedaner heimlich; der Gemeine trinkt Buza. Kaffee, ohne Milch und Zucker, Sorbet, Orangeblüthwaſſer, Zimmtwaſſer und Opium werden häufig genommen. — Viele Kinder zu haben ſieht der Ägypter als ein Glück an. Jede Mutter ſäugt ihr Kind ſelbſt, das durchaus nicht verzärtelt, nicht einmal gewiegt wird. Dagegen badet man die Kinder täglich, reibt ihre Glieder mit Öl ein und biegt ſie, damit ſie geſchmeidig werden. Die Schönheit der Kinder verſchwindet aber bald durch Clima, Lebensart, Sclaverei ꝛc. Die erſte Erziehung giebt ihnen das Harem, wobei jedoch die Ausbildung des Geiſtes verſäumt wird. Man ſieht mehr auf körperliche Geſchicklichkeiten, und in der That zeichnet ſich der Ägypter in der Biegſamkeit des Körpers, im Tanzen, Reiten, Fechten, Schwimmen, ſo wie im Ausdauern bei harter Arbeit aus. Kinder niedrigen Standes wachſen in Unwiſſenheit auf, denn die mehreſten haben weder Zeit noch Gelegenheit die Schulen zu beſuchen, die man überdies auf dem Lande nicht findet. An Verſtand und Anlage, Wiſſenſchaften zu treiben, fehlt es den Ägyptern nicht, aber ſie werden durch Trägheit, Weichlichkeit, Stolz, Neigung zu Vergnügen und Pracht, und durch andere Urſachen an der Cultur gehindert. Anſtatt nach wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zu trachten, richtet man Thiere ab, beſonders in Kahira die Eſel, und ehedem Brief-Tauben, macht allerlei Kunſtſtücke mit giftigen Vipern, denen man ohne Schaden die Finger in das Maul ſteckt, ſpielt ohne Furcht mit Scorpionen, welche die Araber ſogar im Buſen tragen, und richtet Schlangen zum Tanz ab. Verſchiedene Familien ſollen ein Geheimniß

beſitzen, mit ſolchen ſchädlichen Thieren vertraut umgehen zu können, und beſonders wird noch jetzt eine Schlange verehrt, die ſeit undenklichen Zeiten in der Familie des Scheiks Heredy ohne Schaden geliebkoſet worden war. Die Zauberer eſſen Schlangen, zum Erſtaunen des Pöbels, roh und gekocht. Gaukler, Taſchenſpieler, Marionetten- und Schauſpieler ziehen überall im Lande umher. Aber unter allen Fertigkeiten der Einwohner iſt ihre Reitkunſt die vorzüglichſte: Sie ſchnallen den Sattel nicht durch Riemen an, doch ſitzen ſie feſt, ſchwingen ſich in vollem Laufe aufs Pferd, ſtehen im Bügel aufrecht und wenden ſich rück- und vorwärts. Es giebt hier eine doppelte Art öffentlicher Tänzerinnen. Einige zeigen ſich bei elender Muſik ſehr unanſtändig gekleidet vor dem Pöbel auf der Straße, und werden Ghaſie genannt; andere aber, die Alme, ſind beſſer gekleidet, tanzen in den Häuſern der Vornehmen, und erfreuen den weichlichen Orientaler durch eine reine Sprache, lieblichen Geſang, ſchlüpfrige Wendungen und angenehme Muſik. — Von der ägyptiſchen Gelehrſamkeit iſt deſto weniger zu ſagen. Der Araber kann ſelten leſen, und die Wiſſenſchaft der mehreſten Kopten beſchränkt ſich nur auf leſen, ſchreiben und rechnen, daher man ſie zu vielen Geſchäften braucht. Sucht ein Europäer nach Alterthümern, ſo hält man ihn für einen Schatzgräber, und er ſetzt ſein Leben in Gefahr. Daß hier wahre Schätze, aber von ganz andrer Art, als der gemeine Haufe träumt, zu holen ſind, kann dem unwiſſenden Ägypter nicht einfallen. Bücher ſieht man ſelten, denn die Lectüre hat keine Verehrer. Der Sultan unterhält übrigens eine hohe Schule in Kahira, worin Religion, Logik, Aſtronomie, Aſtrologie und Geſchichte gelehrt, am meiſten aber die Geſetze ſtudiert werden, und ſie ſteht in ſolchem Anſehn, daß die Araber ihre Gedichte zur Beurtheilung hieher ſchicken.

Sie besitzt eine kupferne Himmelskugel mit goldnen Sternen, ein Astrolabium und einen kleinen Quadranten zur Messung der Polhöhe. Aus denen, die auf dieser Academie studiert haben, wählt man nach überstandenem Examen die Kadi. Astrologie ist eine Lieblingswissenschaft der Einwohner. Innländische Ärzte bekümmern sich um ihre Wissenschaft wenig, sie bequemen sich mehr nach den Neigungen der Kranken. Die Kopten, und besonders ihre Geistlichen, hängen sehr an Magie, und ihre Mönche suchen den Stein der Weisen. Auf diese Art muß Aberglaube aller Art, der Glaube an Zauberei, Wahrsagerei und an Amulette herrschend seyn, und die Religion ist nicht von der Art, daß sie der Unwissenheit steuern sollte. Die muhamedanische hat sich am meisten verbreitet. Ein Wallfahrer nach Mecca wird sehr geachtet, so wie die Geschenke die man dahin bringt und öffentlich zur Schau ausstellt. In gedrängten Haufen sucht jeder sie andächtig zu berühren, und wer das nicht kann, wirft wenigstens die Mütze nach ihnen hin, und küßt den berührten Fleck. Beim Anfange der Fasten werden die Hauptstädte mit Lampen erleuchtet, die queer über den Straßen hängen, und womit die Minarets geschmückt sind; man hält feierliche Proceſſionen, wobei die Santonen, (Mönche) die in Kahira und andern Orten eigene Moscheen haben und fleißig beten, mit Prügeln umherlaufen, tanzen, schreien und sich lächerlich gebehrden. Doch stehen sie in Ansehn, und haben überall freien Zutritt. Die Derwische (auch Mönche) sind gesetzter, höflich, heirathen erst im Alter, tanzen in den Moscheen beim Gottesdienste, und haben besondere Convente. — Die Kopten bekennen sich zur christlichen Religion, haben zu Kahira einen Patriarchen, dessen Sprengel sich bis Habesch erstreckt. Er wird von den Bischöfen gewählt, die aus der Klasse der verwittweten Priester

genommen werden, muß aber unverheirathet gewesen seyn, und in einem Kloster gelebt haben. Die mehresten koptischen Klöster befinden sich in der Wüste des heiligen Macarius und in Ober-Ägypten, sind aber jedesmal nur von einigen Familien bewohnt, denn die Mönche heirathen. Die Kopten taufen ihre Knaben den vierzigsten, ihre Mädchen den achtzigsten Tag nach der Geburt in der Kirche. In Ober-Ägypten ist auch die Beschneidung unter ihnen eingeführt. Der Gottesdienst wird in der Nacht vor dem Sonntage mehrere Stunden lang gehalten. Der Fußboden der Kirchen ist mit Matten belegt; jeder zieht sich beim Eingange die Schuhe aus und küßt den Boden. Die Priester halten keine Reden, denn sie verstehen es nicht, sondern lesen Legenden ab, doch nur an Festtagen. In jeder Kirche ist ein Loch mit Wasser, womit der vornehmste Priester seinen Collegen die Füße wäscht. Ein gleiches wiederfährt dem großen Haufen am Feste der Erscheinung Christi. Sie halten das Abendmahl, wie wir, nur bedienen sie sich dabei eines warmen gesäuerten Brodes. — Trotz seines Stolzes ist der Ägypter gutmüthig und munter, der Vornehme sehr gesprächig, höflich, gastfrei und reinlich; der Geringe schmutzig und diebisch. Alle sind Liebhaber des Geldes, Verräther, Heuchler, lasterhaft und feige. Haß und Rache sind bei ihnen vorübergehend. — Man spricht das Arabische ziemlich sanft und fließend, und die Academie zu Kahira sucht die Sprache rein zu erhalten. Die türkische Sprache ist auch eingeführt. Die Handelsleute reden ein verdorben Italienisch, aber die koptische und griechische Sprachen sind nur beim Gottesdienste gewöhnlich, ohne verstanden zu werden. Da die Ägypter die Ruhe mehr als Thätigkeit lieben, und die Regierung die Betriebsamkeit mehr erstickt als befördert, so können auch nur wenig Manufacturen im Gange seyn.

Man verfertigt vornehmlich Salmiac aus allerlei Viehmist. Dieser wird getrocknet, und im März und April verbrennt; den Ruß fällt man in unverstopfte bombenförmige Gläser, vermengt ihn mit Nilschlamm oder Thonerde, deckt die Gefäße mit Werg und stellt sie auf geheizte Öfen, die bogenförmig aufgebaut sind, und drei Tage lang mit Mist geheizt werden, so daß die Hitze sich immer gleich bleibt. Der Salmiac setzt sich endlich an die Öfnung der Flaschen an, welche man zerbricht, und das Salz herausnimmt. Dergleichen Fabriken findet man viele im Delta, eine in Dsjise bei Kahira, und eine zu Mansura, die jährlich an 2000 Centner Salmiac liefert. Man webt auch viel Leinwand, vornehmlich in Nieder-Ägypten, die aber der Europäischen an Güte nachsteht; wollene Zeuge zu Überzügen, seidene Stoffe mit und ohne Gold, Sammte und baumwollene Zeuge. An mehreren Örtern unterhält man Gerbereien, verfertigt aus Dattelfasern und Schilf Taue, brennt Branntweine, macht Glas zu Laternen und Flaschen, aber nicht hinlänglich, viel unglasirte Töpferwaaren, Feuergewehre, Juwelierarbeit, und schleift ägyptische Steine zu Dosen und Messerheften. Was von Constantinopel kommt, hat in Kahira den Vorzug. Unter den Kopten, Griechen und Armeniern giebt es viele Handwerker und Künstler. — Der Handel ist, ohngeachtet der politischen Hindernisse, der Lage wegen, ansehnlich. Man führt aus: Reis, wovon die Europäer 600000 Säcke zu Damiette laden, Flachs, vornehmlich aus Raschid, einige hundert Ballen Leinwand, Natron, Baumwolle, Salmiac, an 12000 Kantars (zu 118 Pfund) Saflor, Wachs, Sennesblätter, die von den Landleuten gesammlet und jährlich für 30000 Piaster verpachtet werden, etwa 80000 Stück Häute, worunter die meisten von Büffeln sind. Einen Zwischenhandel treibt man mit ara-

bischen Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Kaffee, der aber nur heimlich ausgeführt werden kann, und mit indischen und arabischen Spezereien. Das mehreste von diesen Waaren geht nach Marseille, Livorno, Venedig und der Levante. Unter den Europäern handeln die Franzosen am meisten nach Ägypten, welche für 3 Millionen Livres einführen. Die ganze Europäische Einfuhr beträgt fast 7 Millionen Livres, und die Ausfuhr nahe an 6 Millionen. Außerdem bringen an 750 türkische und nordafrikanische Schiffe jährlich für 8 bis 10 Millionen Rthlr. an Taback, Seide, Holz, Eisenwaaren, Kupfergeschirr und Rauchwerk. Die vornehmsten Häfen am Mittelländischen Meere sind Alexandrien und Damiette; Suez unterhält die Verbindung mit Arabien und Indien. Aber die meisten indischen und arabischen Waaren werden von der Karavane, die jährlich von Kahira nach Mecca geht, mitgebracht. Sie ist durch die Verbindung mit der marocanischen an 40000 Mann stark, wird von einem Emir angeführt, durchzieht 38 Tage lang unwirthbare Wüsten, und kommt nach 3 Monaten zurück. Alle Jahr kommt eine Karavane aus Habesch und Sannaar, welche unter andern 1200 Sclaven mitbringt, nach der Hauptstadt, und von Damascus und andern Asiatischen Städten, auch aus dem innern Afrika kommen noch mehrere an. Der innere Handel geht dem Flusse und seinen Kanälen nach. In Kahira fließt am Ende alles ägyptische Verkehr zusammen, und man sagt, es solle jährlich 150 Millionen Livres in Umlauf setzen. Der ganze Commerz hängt aber von den Syrern ab, welche die Zölle für 1000 Beutel (zu 266⅔ Rthlr.) gepachtet haben, mit Natron, Seide, Cassia und Sennesblättern ausschließlich handeln und die Zollabgaben bestimmen. Europäische Münzen gelten in Ägypten so gut wie die im Lande geprägten goldnen und silbernen. Jene hat man in Stücken zu

ohngefähr 2¼, 2½ und 3½ Rthlr.; diese in Stücken zu 1¼ Rthlr., zu 20, 15, 10, 7½ 5, 2½ und ½ Groschen.

Ägyptens Staatsverfassung war bisher in einem verworrenen Zustande. Der türkische Kaiser, dem das Land gehört, hatte fast gar kein Ansehn, und der Pascha oder Statthalter keine Gewalt, denn die 18 oder 24 Beis, (Unterstatthalter) meist Renegaten und Mamlucken, spielten die Herren, ließen einen Theil des Landes für ihre Rechnung durch Kopten verwalten, und das übrige verpachteten sie nach einer im Diwan bestimmten Taxe. Sie hatten in ihren Gebieten unumschränkte Gewalt, entrichteten dem Pascha gewisse Abgaben, hielten sich Truppen und Leibgarden, womit sie einander bekriegten, setzten den Pascha ohne Einwilligung des Sultans ab, waren die beständigen Mitglieder des Diwans, und jeder von ihnen bezog jährlich wohl 1 Million Piaster. Dies alles scheint sich aber nunmehr zu ändern, seitdem die türkische Regierung sie dahin vermocht hat, auf Ägypten Verzicht zu thun. Das Land wird ins künftige von 4 Paschen regiert und auf den Fuß der übrigen Provinzen des Sultans gesetzt werden. Die fast sämmtlich verpachteten Staatseinkünfte fließen hauptsächlich aus den Ländereien, wovon die Abgaben in Naturalien oder in baarem Gelde gegeben werden; aus den Zöllen, aus dem Kopfgelde der Juden und Christen, und sollen sich auf 12 Millionen belaufen, wovon aber der Sultan kaum ein Zwölftheil bekömmt; denn das übrige wird auf Geschenke nach den heiligen Örtern Mecca und Medina, auf Besoldung der Soldaten, der Personen des Diwans, der Richter, und auf die Reinigung und Öfnung der Kanäle ꝛc. verwendet. Die Beis hoben bisher die Einkünfte, bestritten auch die Ausgaben, und in unruhigen Zeiten erhielt der Sultan gar keinen Tribut.

bischen Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Kaffee, der aber nur heimlich ausgeführt werden kann, und mit indischen und arabischen Spezereien. Das mehreste von diesen Waaren geht nach Marseille, Livorno, Venedig und der Levante. Unter den Europäern handeln die Franzosen am meisten nach Ägypten, welche für 3 Millionen Livres einführen. Die ganze Europäische Einfuhr beträgt fast 7 Millionen Livres, und die Ausfuhr nahe an 6 Millionen. Außerdem bringen an 750 türkische und nordafrikanische Schiffe jährlich für 8 bis 10 Millionen Rthlr. an Taback, Seide, Holz, Eisenwaaren, Kupfergeschirr und Rauchwerk. Die vornehmsten Häfen am Mittelländischen Meere sind Alexandrien und Damiette; Suez unterhält die Verbindung mit Arabien und Indien. Aber die meisten indischen und arabischen Waaren werden von der Karavane, die jährlich von Kahira nach Mecca geht, mitgebracht. Sie ist durch die Verbindung mit der marocanischen an 40000 Mann stark, wird von einem Emir angeführt, durchzieht 38 Tage lang unwirthbare Wüsten, und kommt nach 3 Monaten zurück. Alle Jahr kommt eine Karavane aus Habesch und Sannaar, welche unter andern 1200 Sclaven mitbringt, nach der Hauptstadt, und von Damascus und andern Asiatischen Städten, auch aus dem innern Afrika kommen noch mehrere an. Der innere Handel geht dem Flusse und seinen Kanälen nach. In Kahira fließt am Ende alles ägyptische Verkehr zusammen, und man sagt, es solle jährlich 150 Millionen Livres in Umlauf setzen. Der ganze Commerz hängt aber von den Syrern ab, welche die Zölle für 1000 Beutel (zu 266⅔ Rthlr.) gepachtet haben, mit Natron, Seide, Cassia und Sennesblättern ausschließlich handeln und die Zollabgaben bestimmen. Europäische Münzen gelten in Ägypten so gut wie die im Lande geprägten, goldnen und silbernen. Jene hat man in Stücken zu

ohngefähr 2¼, 2½ und 3½ Rthlr.; diese in Stücken zu 1¼ Rthlr., zu 20, 15, 10, 7½ 5, 2½ und ½ Groschen.

Ägyptens Staatsverfassung war bisher in einem verworrenen Zustande. Der türkische Kaiser, dem das Land gehört, hatte fast gar kein Ansehn, und der Pascha oder Statthalter keine Gewalt, denn die 18 oder 24 Beis, (Unterstatthalter) meist Renegaten und Mamlucken, spielten die Herren, ließen einen Theil des Landes für ihre Rechnung durch Kopten verwalten, und das übrige verpachteten sie nach einer im Diwan bestimmten Taxe. Sie hatten in ihren Gebieten unumschränkte Gewalt, entrichteten dem Pascha gewisse Abgaben, hielten sich Truppen und Leibgarden, womit sie einander bekriegten, setzten den Pascha ohne Einwilligung des Sultans ab, waren die beständigen Mitglieder des Diwans, und jeder von ihnen bezog jährlich wohl 1 Million Piaster. Dies alles scheint sich aber nunmehr zu ändern, seitdem die türkische Regierung sie dahin vermocht hat, auf Ägypten Verzicht zu thun. Das Land wird ins künftige von 4 Paschen regiert und auf den Fuß der übrigen Provinzen des Sultans gesetzt werden. Die fast sämmtlich verpachteten Staatseinkünfte fließen hauptsächlich aus den Ländereien, wovon die Abgaben in Naturalien oder in baarem Gelde gegeben werden; aus den Zöllen, aus dem Kopfgelde der Juden und Christen, und sollen sich auf 12 Millionen belaufen, wovon aber der Sultan kaum ein Zwölftheil bekömmt; denn das übrige wird auf Geschenke nach den heiligen Örtern Mecca und Medina, auf Besoldung der Soldaten, der Personen des Diwans, der Richter, und auf die Reinigung und Öfnung der Kanäle ꝛc. verwendet. Die Beis hoben bisher die Einkünfte, bestritten auch die Ausgaben, und in unruhigen Zeiten erhielt der Sultan gar keinen Tribut.

Das Militair besteht 1) aus 20000 Mann Cavallerie, wovon ein 2000 Mann starkes Corps aus Hofstaatspersonen, Beis und reichen Kaufleuten zusammengesetzt ist, und vom Pascha selbst angeführt; das zweite vom Diwan zur Aufsicht auf die zufälligen Staatseinkünfte gebraucht wird, und das dritte und stärkste in den Provinzen vertheilt ist; 2) aus 14000 Janitscharen, wovon aber nur 3 bis 8000 Dienste thun, und in Odas oder Compagnien getheilt sind, welche von Odabassis commandirt werden, so wie das ganze Corps von einem Aga, den der Diwan einsetzt. Sie bewohnen mit den Asabs, einem Infanteriecorps von 4000 Mann, das Kastell in Kahira, und vollziehen die Befehle des Diwans, ohne dem Pascha Rechenschaft zu geben. Haben beide Theile die Absetzung des Paschas beschlossen, so ergiebt er sich ihnen ohne Umstände, und der Sultan ernennt einen andern.

Die Justiz wird auf türkische Art verwaltet, d. h. man setzt mit Gelde alles durch, und entzieht sich den härtesten Ahndungen, begeht die gröbsten Ungerechtigkeiten, und straft ertappte Verbrecher, wenn sie sich nicht durch ihren Reichthum befreien können, hart, wenn auch nicht immer ungerecht. Backt der Bäcker z. B. das Brod zu klein, so räumt man den Laden aus, und nagelt den Betrüger mit einem Ohre auf 12 Stunden an seine Hausthüre; läßt er sich noch einmal ertappen, so bekommt er die Bastonnade, und das drittemal wird er geköpft oder gespießt. Mit diesen letzten Strafen belegt man auch Diebe und Straßenräuber. Den Fleischern, die falsches Gewicht haben, oder faules Fleisch verkaufen, hängt man ein Stück davon unter die Nase, bis ihnen die Würmer auf den Leib fallen. Der Chef der Justiz ist der Kadeleskier in Kahira, der im Diwan Sitz und Stimme hat, alle Donnerstage Gericht hält, und in den mehrsten Städten Kadis einsetzt.

Das

Das ganze Land wird in Ober-, Mittel- und Nieder-Ägypten getheilt, und hat wahrscheinlich 2495 Städte und Dörfer. Die Hauptstadt ist Kahira. Sie liegt 1200 Schritte vom Nil und an beiden Seiten eines Kanals, über welchen 15 Brücken führen, auf einer sandigen Ebene, ist ¾ Stunden lang, nicht ganz so breit, hat etwa 1½ Meilen im Umfange, 250000 Einwohner, enge, winklichte, ungepflasterte, und wegen des beständigen Gewühls sehr staubige Straßen. Die Häuser sind ein bis drei Stock hoch, von Erde, Ziegel- oder Kalksteinen erbaut, und haben kein gutes Ansehen, weil die Eingänge schlecht sind, und die Fenster nach dem Hofe herausgehen. Vornehme Wohnungen sind geräumig, und mit einigen hohen, luftigen und kühlen, nach orientalischer Art verzierten Sälen versehen. So sieht man darin längs den Seitenwänden eine mit Teppichen belegte Erhöhung, einen bedeckten Fußboden, Mahlereien an den Wänden und der Decke, sehr bequeme und reiche Sofas. Die Wohnungen der Frauen haben mit dem Hauptgebäude keine Gemeinschaft, sondern jede Frau hat ihre eigene Haushaltung mit allen dazu nöthigen Bequemlichkeiten. Die Dächer der Häuser sind platt, größtentheils mit Geländern umgeben, mit Blumen und Orangerie, und zuweilen mit Gezelten besetzt, denn man besucht diese Plätze des Abends. Viele Häuser haben neben sich Gärten mit dichten kühlen Lauben, duftenden Bosquets und weichen Ruheplätzen. Die Bauart ist übrigens nicht sonderlich; aber die unansehnlichsten Häuser sind Palläste gegen die niedrigen, unreinlichen, räuchrigen, von Erde und Lehm gebauten Dorfhütten, wo man oft das unentbehrlichste Hausgeräth vergebens sucht. Die Stadt hat 11 Thore, wovon einige schön sind, und ist in Quartiere abgetheilt, deren Eingänge des Abends geschlossen werden. Die Janitscharenwache und die Polizei erhalten

bei Tage und Nacht Sicherheit und Ruhe. Die neun Teiche in der Stadt bekommen ihr Wasser durch Kanäle aus dem Nil, wenn er steigt, und dann befährt man sie des Abends mit Musik; nachher aber verwandeln sie sich in grüne Plätze. Moscheen zählt man 300, wovon die des Sultans Hassan die größte und schönste, aber zugemauert ist, weil öfters Rebellen ihre Zuflucht dahin nahmen. Sie giebt 4000 Blinden Unterhalt. Eine andere Moschee ist auch mit einer milden Stiftung und mit einer Schule verbunden. Der Chans, oder Waarenmagazine, große, feste, aber unbequeme Gebäude, giebt es sehr viele. Nahe bei dem einen ist ein Hospital für Wahnsinnige, worin auch arme Kranke gut unterhalten, und sogar durch Musik aufgeheitert werden. Öffentliche Fleischmärkte hat Kahira 9, und öffentliche geräumige und reinliche Bäder 70. Die Juden haben eine Synagoge und die Christen Kirchen, die Franziscaner aber ein Kloster. Die großen Bazars oder Marktstraßen sind immer voll Waaren und Käufer. In Kahira ist überhaupt, als in der Haupthandelsstadt Ägyptens, ein beständiger Zusammenfluß von Menschen aus allen Gegenden der Welt. Öffentliche Plätze und Straßen werden bei gewissen Gelegenheiten des Nachts durch zwey Reihen Lampen erleuchtet. — Zwischen der Stadt und einem Berge liegt das Kastell. Es hat drey Quartiere, für den Pascha, die Janitscharen, und die Asabs. Die Wohnung des ersten, wo sich auch der Diwan versammlet, ist schon sehr verfallen. Das Janitscharen-Quartier ist mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, und schließt den sogenannten Josephsbrunnen in sich. Er ist 276 Fuß tief in dem Kalkberge ausgegraben, vermuthlich auf des Sultans Saladins Veranstaltung, und man steigt in zwey Absätzen auf Stufen hinunter. Das Wasser wird durch ein von Ochsen getriebenes Rad in ein Bassin

auf den ersten Absatz, und auf eben die Art bis an die Öfnung gehoben, aus welcher man es mit Krügen, die an einem Seile hangen, herausschöpft. Es schmeckt aber salzig und wird nur im Nothfall getrunken, denn man bekommt durch eine Wasserleitung von 317 Bogen süßes Wasser. Im Quartiere der Asabs liegt der Josephspallast, in welchem verschiedene Zimmer musivische Arbeit, Inschriften, Malerei, und andere Überreste alter Pracht enthalten; auch wird darin das nach Mecca jährlich abgeschickte Tuch verfertigt. Außerdem sind in dem Kastelle noch viel Moscheen, Badstuben, Kaffee- und andere Häuser, und freie mit Bäumen besetzte Plätze. Es ist also an sich groß und einer Stadt nicht unähnlich. — Der Hafen von Kahira, der Flecken Bulac, eine halbe Meile westlich, ist sehr volkreich, hat ansehnliche Bazars, geräumige Magazine für Reis, Salz, Holz, Saflor, Korn und Salpeter, und das größte Zollhaus im Lande. — Eine halbe Meile davon liegt der lebhafte Ort Foskat, der eine halbe Meile im Umfange, starkes Verkehr, einen Zoll für die Waaren von und nach Ober-Ägypten, ein militairisches Kornmagazin und viele Kirchen und Moscheen hat. Die Gegend umher ist reich an Ruinen und an Gartenhäusern, die vornehmen Damen aus Kahira gehören. Westlich von Kahira ist die kleine Stadt Osjise oder Ghize, wo wir eine Salmiacfabrik und verschiedene Töpfereien, und einen Büchsenschuß davon westsüdwestlich 3 große Pyramiden, viereckige Gebäude, die oben spitz zugehen, finden. Man sieht diese Gebäude nur in Mittel-Ägypten, westlich vom Nil zwischen Ghize und Medun, auf felsigten Höhen am Fuß der Gebirge, die Ägypten in Westen begrenzen. Sie stehen fast in einer geraden Linie, 400 Schritte von einander. Die Basis der nördlichsten Pyramide ist ein Viereck, nicht genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, jede Seite 710

Fuß lang, die ſenkrechte Höhe beträgt 448 Fuß, und die Spitze 12 Quadratfuß. Sie beſteht aus Quaderſtücken von Kalkſtein, jedes 20 bis 60 Ellen lang, 2 bis 3 breit und eben ſo dick, und dieſe Stücke liegen in 208 Abſätzen über einander, ſo daß ſie nach oben zu im Umfange kleiner werden, daher man die Pyramide von außen erſteigen kann. Auf der nördlichen Seite derſelben iſt ein auf Befehl eines Kalifen mit Gewalt gemachter Eingang, welcher zu fünf Gängen und drey Kammern führt. In der erſten iſt eine leere Niſche, in der zweiten ein Sarkophag (Sarg) von Granit ohne Deckel, und die dritte iſt ganz leer. Die zweite Pyramide, deren Baſis 655 Fuß, die Höhe aber 398 Fuß beträgt, kann nicht ſo leicht erſtiegen werden; die dritte iſt 162 Fuß hoch, und um ſie her ſtehen noch mehrere kleinere. Sie wurden von den frühern ägyptiſchen Königen, den bekannten Pharaonen, vor etwa 2800 Jahren aufgeführt. Der Zweck dieſes Baues iſt aber nicht völlig gewiß; vielleicht dienten ſie zu Begräbniſſen fürſtlicher Perſonen, vielleicht zu Sternwarten, und nebenbei konnte der Bau müßigen Einwohnern Beſchäftigung und Unterhalt verſchaffen. Zwiſchen dem Dorfe Sucara (ſüdlich von Ghize) und Buſiris iſt das ſogenannte Mumienfeld, eine ſandige Ebene mit unterirrdiſchen meilenweiten Gängen und Gewölben, oder Katakomben, zu denen man durch ſenkrechte 20 und mehr Fuß tiefe Öffnungen gelangt, und worin die Mumien liegen. Dies ſind uralte ägyptiſche, durch Einbalſamirung ſteinhart gewordene Leichen, welche theils in hölzernen Särgen, theils in Palmenblätter bloß eingewickelt liegen, wovon viele nach Europa gebracht worden ſind, wo man ſie in Naturalienſammlungen ſehen kann. Die alte ägyptiſche Kunſt, durch Einbalſamirung das Verweſen der Leichen zu verhüten, vielmehr ſie, in Stein verwandelt, Jahrtauſende zu erhalten, iſt gänzlich verloren ge-

gangen. — Wir gehen nördlich nach Nieder-Ägypten durch die kleine Stadt Mansura nach Terane, am Westarme des Nils. Gen Abend von der Stadt ist die 3 Tagereisen lange und breite Wüste des heiligen Macarius mit den Natronseen, und vier koptischen, schwach bewohnten Klöstern, deren Mönche sich wie die Bauern nähren und kleiden, und aus Furcht vor den Arabern nur selten ihre Wohnungen verlassen.

Die Handelsstadt Alexandrien liegt auf einer Erdzunge am Mittelländischen Meere, hat zwey Häfen, wovon der östliche für Europäische Schiffe bestimmt, und nicht so gut ist als der erste und sichere westliche Hafen, in den nur türkische Schiffe einlaufen. Vor beiden liegt die Halbinsel Farillon mit einem Kastelle und einer Besatzung von ein paar hundert Janitscharen, deren Aga Gouverneur der Stadt ist, die noch durch ein zweites Kastell vertheidigt, aber mit dem ersten durch einen gemauerten Damm verbunden wird, durch dessen Bogen die See durchfließen kann. Die Stadt ist nicht groß, schwach bevölkert (6000 Einwohner), und nur eine Straße hat moderne Häuser. In vielen Gebäuden findet man hin und her Säulen angebracht. Trinkwasser bekommen die Einwohner durch einen Nilkanal, der es in gemauerte unterirrdische Cisternen leitet. Die alte Stadt ist ein Steinhaufen, enthält aber noch manche Alterthümer, als Katakomben, einen Obelisk ꝛc. In der Nähe steht die Pompejussäule, die höchste auf der Erde, auf einer beträchtlichen Erhöhung. Sie ist aus drey großen Granitmassen zusammengesetzt, hat einen korinthischen Knauf, 88 Fuß 6 Zoll Höhe, und unten 8 Fuß 4 Zoll Dicke. Es scheint eine kolossalische Statüe obenauf gestanden zu haben, aber nicht die des Pompejus. Vermuthlich ist die Säule errichtet worden, um den Schiffen die Nähe der Stadt anzuzeigen, die ziemlich tief liegt, und sie vor der niedrigen gefährlichen

Küſte zu warten. Öſtlich von Alexandrien liegt der Flecken Abukir mit einem beſetzten Kaſtelle, merkwürdig durch die Seeſchlacht zwiſchen den Britten und Franzoſen den 1. Auguſt 1798. Raſchid (Roſette) iſt eine große reinliche Stadt am Nil im Delta, mit einer großen Leinwandmanufactur und lebhaftem Tranſitohandel. Es wohnen hier viel Europäiſche Kaufleute und einige Conſuls, doch weniger als in Alexandrien. Die hieſigen Muhamedaner ſind höflicher als an andern Orten. — Nördlich von der großen Stadt Mehalla, die ebenfalls ſtarkes Verkehr hat, zieht ſich eine zwey Tagereiſen lange und breite Ebene bis ans Meer, auf welcher Büffel, Rinder und Ziegen weiden, und in deren Mitte die heilige, mit 25 Kuppeln gezierte Damianne-Kirche ſteht. Das Feſt der heiligen Damianne wird im Mai gefeiert; dann lagern ſich acht Tage lang Kopten und Muſelmänner, welche jene bewirthen, um die Kirche her, und beluſtigen ſich mit Pferderennen, Tänzen, Ringen und Lanzenwerfen. Damiat, 2 Meilen von der See, an der Oſtſeite des Nils, hat 80000 Einwohner, die ſich gegen Fremde nicht freundſchaftlich betragen. Die mehreſten Häuſer ſind elend, aber die mit indiſchen Zeugen, ſyriſcher Seide, ägyptiſchem Salmiac, Reis ꝛc. angefüllten Chans und die öffentlichen Bäder ſind gut. Sie hat den größten Gewinn von ihrem Flachsbaue, von der Fabricirung der Leinwand, die hier am beſten verfertigt wird, und vom Reisbaue. 500 Schiffe fahren jährlich für 6 Millionen Livres Reis aus; aber es kommen nur kleine türkiſche Schiffe hieher, und die Europäiſchen bleiben auf der Rhede. Die Chriſten von Halep und Damasc haben den größten Antheil am hieſigen Handel. — Weiter öſtlich kommen wir zu einer ſieben Tagereiſen langen, mit einigen angebauten Stationen verſehenen Wüſte, die über die Landenge weg nach Syrien zu liegt. Der-

gleichen Plätze sind, Cattie mit einem Schlosse, Elarisch am Mittelländischen Meere, mit Festungswerken, und Rafech, eine Tagereise von der syrischen Stadt Gaza. An der südlichen Seite der Landenge und an der nördlichen Küste des arabischen Meerbusens, 23 Meilen von Kahira, liegt die Stadt Suez, welche mit Dschidda in Arabien Seehandel unterhält, und ein großes Schiffswerft hat, auf welchem aber kaum alle 3 Jahr einige Schiffe gebaut werden. Die Häuser des Orts sind elend, gegen arabische Überfälle durch Mauern gesichert; die Chans aber geräumig und fest. Die Gegend umher ist felsig, unfruchtbar und wasserarm, und der Hafen so schlecht, daß nur sehr kleine Fahrzeuge mit der Fluth einlaufen können. Nach dem Nil zu dehnt sich die öde, felsige, wasserlose Wüste des heiligen Antonius und Paulus. Das Kloster jenes Heiligen hat keinen Eingang, so daß alles hinauf und hinunter gelassen werden muß, außer einem bequemen Besuchzimmer nur dunkle und schmutzige Zellen für 15 Mönche, die bei den Früchten ihrer großen und fruchtbaren Gärten und Weinberge ein sehr strenges Leben führen, und 3 Kirchen, die eine mit einer Thurmglocke, die einzige in ganz Ägypten. Ein unersteiglicher Felsen trennt es von dem Pauluskloster, zu dem man nicht anders als auf einem 15 Meilen langen Umwege kommen kann. Beide stehen unter einem General-Superior zu Bouche am Nil. — Die Küste längs dem arabischen Meerbusen wird durch einen Stamm Araber, welche Feinde von den nach dem Nil hin wohnenden Stämmen sind, sehr beunruhigt. An der Küste liegt die elende verfallene Stadt Cossir mit einem besetzten Fort und einem Hafen, in welchen die Schiffe von Lootsen geführt werden müssen. Der Durchgang ostindischer und ägyptischer Waaren, besonders Weizen für Arabien, ist lebhaft; allein die Gegend umher ist wüste und schauerlich; an der Küste sieht man nichts als

Sand und Felsen. — Wir wenden uns wieder zum Nil, um Ägypten südlich von Kahira zu durchwandern. Hier liegt Menie, ein guter und befestigter Ort, wo brauchbare Krüge fabricirt werden; gegenüber, auf der Ostseite des Nils, liegen die jetzt unbewohnten in Felsen gehauenen Einsiedlergrotten, die von Thebais bis Monfalut reichen. — Von der Stadt Mellavi an, die ein schönes Ansehn hat, und mit der umliegenden Landschaft jährlich 390000 Säcke Korn nach Mecca schickt, werden die Akazienbäume immer häufiger. Monfalut ist eine große Stadt, hat einen koptischen Bischof, und Leinwandhandel, die hier in Menge gewebt wird. Jährlich kommen drey Karavanen aus Burnu und Zanfara an, die unter andern Sclaven mitbringen, welche man nach Persien und der Türkei wieder verkauft. Die Einwohner der schlecht gebauten Stadt Fajum, drey Tagereisen von Kahira südwestlich, sind durch Verfertigung der feinsten Fußdecken, Leinwand, Tücher, wollener Zeuge, Leder, lederner Schläuche und Rosenwassers in guten Umständen, und Pächter der 61 Dörfer der gleichnamigen fruchtbaren und mit Kanälen durchschnittenen Provinz, die mehrere Überreste des Alterthums, unter andern einen Obelisk, Ruinen des Labyrinths und Pyramiden enthält. — Nun fängt Ober-Ägypten oder Said an, ein Land, das zwölf Tagereisen in die Länge, aber nur, so weit es angebaut ist, 4 Stunden in die Breite einnimmt. Hier liegt die große, gut gebaute und volkreiche Stadt Siut, in Said die beträchtlichste, mit deren Opium ein starker Handel getrieben wird. Bald darauf erreichen wir das Gebiet des Emirs von Achmin, das östlich gebirgig und westlich wenig angebaut ist, überhaupt schlechten Boden hat, daher sich die Einwohner mit der Schiffahrt stark beschäftigen, aber nicht in gutem Rufe stehn. Der Emir residirt in Achmin, einer großen regelmäßigen,

aber

aber ungesunden Stadt, auf der Ostseite des Nils, die groben Kattun und irrdenes Geschirr verfertigt, Häuser von Granit, die schönste koptische Kirche in ganz Ägypten, und ein Franciscaner Hospitium hat, deren Ober-Ägypten 4 zählt. — Girge, westlich vom Nil, die Hauptstadt in Said, hat eine Meile im Umfange, viel Moscheen, Märkte und andere freie Plätze, und rings herum Gärten. Die Kopten dürfen hier keine Kirche erbauen. Von Girge an bis an die Wasserfälle ist das Land sehr fruchtbar an Getreide, Zucker und Datteln, aber die türkische Herrschaft über dasselbe ist unbedeutend, weil die Araber schwer in Gehorsam zu erhalten sind. — Ginna, östlich vom Nil, ist ein großer volkreicher Ort, der viel Handwerker, Goldschmiede und andere Künstler nährt, wohlfeile Lebensmittel hat, und mit einem Damm gegen die Überschwemmungen des Nils umgeben ist. Ebbenut, oder Abnoud, hat ein großes Korn- und Fruchtmagazin. Von der Stadt Coft, östlich am Nil, führen die Kopten den Nahmen. Auf eben der Seite liegt Kus, wo viel Gefäße und Küchengeräthe von dem weichen Steine Baram gemacht werden, der am Feuer erhärtet, und den man in einem Berge, 40 Meilen östlich von Syene bricht. — Bei dem Dorfe Luxor liegen zu beiden Seiten des Nils die prächtigen Ruinen von dem alten Theben, in einem Umfange von mehr als 3 Meilen. — Assena ist eine große Stadt und Residenz eines arabischen Schechs. — Die Stadt Assuan, oder Syene, ist mit einem Fort versehen, worin ein Janitscharen-Aga commandirt, unter dem 200 bewaffnete Reiter stehn, die mit Hülfe des arabischen Stammes Ababde, andere Stämme in der Wüste Sennaar in Zaum halten. Hier ist der erste Wasserfall des Nils; der südliche Grenzpunct von Ägypten aber El Kalabsche, und nun treten wir in

das gen Süden an Habesh, gen Westen an Nigritien, und gen Osten an den arabischen Meerbusen stößt, an beiden Seiten des Nils liegt, der hier viel Krümmungen macht, und den von Osten kommenden Tacazefluß aufnimmt, und von Syene an 30 Tagereisen lang ist. Die Luft ist vom Januar bis April so heiß, daß man kaum athmen kann, und die darauf folgende Regen erzeugen tödtliche Krankheiten. Die schönste Zeit fällt im August und September. Der größte Theil des Landes liegt wüst, unangebaut und von der Sonne verbrannt; die Ufer des Nils sind fast allein grün, angenehm und mit Dörfern besetzt. Nubien hat keine ordentliche Regen, und wo sie ganz fehlen herrscht eine ewige Dürre. Auf der Ostseite des Nils zieht sich von Syene bis Gooz eine öde, kiesigte und felsigte, mit Bergen durchzogene, unerträglich heiße, keines Anbaus fähige Wüste hin, wo man selten ein lebendiges Geschöpf, an vielen Stellen auch kein Gesträuch sieht, in andern Gegenden aber kleine Wälder von Zwergakazien, oder mit Binsen, bittern Pflanzen, Coloquinten und Sennessträuchern bewachsene Striche. Die Brunnen, die sparsam und schwer zu finden sind, und bei denen Räuber und Mörder auf ihre Beute lauern, haben selten genug und gutes, meist unreines und salziges Wasser. Der Reisende ist also in Gefahr, in dieser Wüste, worin sogar Kameele fallen, zu verdursten, oder geplündert, ermordet, oder vom Flugsande begraben zu werden, denn der Wind thürmt den Sand zu Bergen auf, und erfüllt die Luft bis zum Ersticken. Besonders schädlich ist der Südwind (Samum, Chamsin). Von einer Grenze bis zur andern ist kein bewohnter Ort, aber hin und wieder lagern äußerst rohe und räuberische arabische Stämme, 2 bis 3000 Mann stark, indem sie die Wüste vom Meer bis

an den Nil durchziehn, deſſen Ufer von Takaki an mit Dörfern beſetzt ſind.

Wo die Länder angebaut ſind tragen ſie Weizen, Gerſte, Toſ, (eine Hirſeart), Reis, Melonen, Wein, Zuckerrohr, ohne gebraucht zu werden, Taback, Flachs, Bambusrohr, Pappeln, Eben-, Sandel- und anderes Holz, und von Thieren finden wir Ochſen, Pferde, Schaafe, Kameele, Zibethkatzen, Wildpret, Affen, Löwen, Panther, Giraffen, Elephanten, Krokodille ꝛc. — Die Giraffe iſt von den Vorderfüßen bis zur Spitze der Hörner 16 Fuß hoch, (das Weibchen nur 14 Fuß) und von der Bruſt bis zum Schwanze 7 Fuß lang, hat einen langen Hals und langen Schwanz, auf dem Kopfe, zwiſchen den Ohren, zwey 8 Zoll lange knochige Auswüchſe, und ein graues, ſchwarzbraun gefleckтes Fell, (bei dem Weibchen iſt es gelbbraun und dunkelgelb gefleckt). Es frißt Laub und Gras, iſt ſcheu, vertheidigt ſich mit den Hinterhufen und läuft ſehr ſchnell. — Der Elephant erreicht eine Höhe von 14, und eine Länge von 16 Fuß. Er lebt an 200 Jahre, iſt ſehr gelehrig, treu und geſchickt, hat eine grobe, runzliche, ſchwarzgraue (auch weiße und röthliche) faſt ganz kahle Haut, zwey große Stoßzähne, die 5 bis 130 Pfund wiegen und das bekannte Elfenbein geben, ſäulenartige Beine und einen langen Rüſſel, den er, wie der Menſch ſeine Hände gebraucht. Das Pflanzenreich giebt ihm Nahrung. Er trägt bis an 2000 Pfund, und lebt nicht einſam, ſondern in Geſellſchaft mehrerer. Man zähmt und gebraucht ihn vornehmlich zum Laſttragen. — Nubien hat Gold und Silber. Das Gold von Sennaar ſoll das beſte in Afrika ſeyn.

Wir finden hier vornehmlich drey Reiche, Dongala, Sennaar und Darfur. Ein nördlicher Strich von Nubien gehört noch dem türkiſchen

Kaiſer, deſſen Gebiet bei Helaue und dem mit Janitſcharen beſetzten Kaſtell Ibrim aufhört. Eine trockene, heiße Wüſte trennt es von Dongala, welches bei Chabbe nördlich anfängt. Die Reſidenz des erblichen, dem Fürſten von Sennaar aber zinsbaren Königs, iſt die von Girge in Ägypten 18 Tagereiſen entfernte Stadt Dongala, auf dem öſtlichen Nilufer, am Abhange eines dürren Hügels, von 1000 Familien bewohnt. Die Häuſer ſind von Erde und Stroh erbaut, mit ſtrohernen Dächern, und durch Sandhaufen von einander getrennt. Der Pallaſt des Königs iſt anſehnlich, und mitten in der Stadt liegt ein ſchlecht beſetztes Kaſtell, die tributairen Araber in Zaum zu halten. Die Einwohner ſind bei ſchlechter Koſt ſtark und geſund, und durch das Verkehr mit Ägypten reich und kultivirt. Vornehme Leute gehn mit geflochtenen Haaren in bloßem Kopfe; viele ſind äußerlich Muhamedaner, andere jacobitiſche Chriſten. Das gemeine Volk iſt roh und ohne Schaam, hüllt ſich in Felle oder geht nackend. Der König beherrſcht auch die Barberiner oder Barabras, ſchwarze Muhamedaner, unwiſſende, aber treue Leute. Sie tragen blaue Hemden, flechten und ölen das Haar, eſſen gern Krokodille, vermiethen ſich in Kahira als Domeſtiken, und kehren mit ihrem Verdienſte zurück, mehrentheils in beträchtlichen Haufen, damit ſie ſich die räuberiſchen Araber abwehren können. Ein Schech ſchlichtet ihre Händel. Sie ſowohl als alle Araber und Türken tragen an Ärmen und Händen Amulette. Ihre Sprache iſt die arabiſche. Sie ſammlen für die Ägypter Sennesblätter. Ihr Land fängt bei dem großen Orte Machu am weſtlichen Nilufer im Lande Fungi an, von wo der Weg nach Dongala auf eine Meile breit angenehm, jenſeits aber eine Wildniß iſt.

In 4 Tagen kommt man von der Stadt Dongala, und in 2 bis

Taf. IV.

J. M. Lehmann Sc.

UNIV. OF MICH.

3 Monaten von Aßiut (in Ägypten) durch die lange Wüste Bihuda oder Bahiuda, westlich vom Nil, nach Sennaar. Bei dem Orte Gherri (südlich von Chandi, dem Hauptorte eines Districts von 250 Häusern, wo vor 20 Jahren eine Dame regierte) müssen die aus Ägypten kommenden Fremden Quarantaine halten, um die Blattern nicht weiter zu verbreiten, und bei der Fähre einen Zoll erlegen, den die Araber willkührlich fordern. Harbagi ist eine große, angenehme, aber schlecht bewohnte Stadt, und die Residenz eines erblichen arabischen Fürsten, der unter dem König von Sennaar steht. Er fordert den Tribut von allen Nomaden, die in nahen und entfernten Gegenden des Reichs, bis an den arabischen Meerbusen umherziehen, und entrichtet ihn dem Könige. Dieser Tribut wird von allen Kameelen bezahlt, sobald sie 3 Jahr alt sind, und ist daher ansehnlich. Von hier bis zur Stadt Sennaar ziehen sich duftende Akazienwälder und fruchtbare angebaute Ebenen. Sennaar liegt westlich am Nil, auf einer Anhöhe, ohngefähr 215 Meilen von Kahira, hat fast 1½ Meilen im Umfange, etwa 100000 Einwohner, einstöckige von Lehm und Stroh schlecht gebaute, platt gedachte Häuser. Täglich werden auf einem großen Marktplatze Lebensmittel und Waaren verkauft. Jene sind sehr wohlfeil. Das gewöhnliche Marktfleisch ist von Kameelen und Rindvieh, denn Schweinefleisch wird zwar häufig gegessen, aber nicht öffentlich verkauft. Pudding aus Hirse ist ein Gericht der Vornehmen, und Weizenbrod wird nur für Reiche und Fremde gebacken; der größte Theil der Einwohner ißt Hirsebrod. Das gemeinste Getränk ist Buza und Kaffee; geistige Flüssigkeiten werden nur verstohlen getrunken. Der königliche Pallast ist zwar sehr weitläuftig, aber auch nur ein Stock hoch, von Lehm erbaut, und mit einer hohen Mauer eingefaßt. Viele

Zimmer ſtehen ganz leer, die übrigen ſind koſtbar tapezirt. Männer und Weiber tragen bloß ein blaues Hemde, (wozu die Reichen Kattun oder Seide nehmen) das bis auf die Füße reicht und umgürtet wird. Die Haare werden geflochten, und ſo wie die Arme, Ohren und Naſe mit allerlei Ringen geziert. Gemeine Leute gehen halb nackt. Unter die Füße bindet man Sohlen, und bei ſchlechtem Wetter bedient man ſich der mit Muſcheln belegten Oberſchuhe. Sie wechſeln alle Tage ihre Hemden, und ziehen des Nachts auch ein anderes an. Jeder ſalbt ſich täglich mit Kameelfett und Zibeth, um Hautkrankheiten zu verhüten, und ſtatt der Bäder läßt man ſich mit Waſſer begießen. Die hieſigen Betten ſind gegerbte Ochſenhäute. Sennaar ſteht in Handelsverbindungen mit Kahira, wohin jährlich eine Karavane geht, und wo der König, der am Handel Antheil nimmt, einen Agenten hält, auch kommen von Nigritien und Habeſh Karavanen an. Die Ausfuhr beſteht vornehmlich in Elfenbein, Gummi, Straußfedern und Sclaven, und die Einfuhr in Europäiſchen Fabricaten.

Das Gewächsreich giebt den Einwohnern dieſes Staats, welche Fungi heißen, und urſprünglich eine Negernation und Muhamedaner ſind, Nahrung im Überfluſſe. Sie bauen mehr Dora oder Hirſe, als Weizen und Reis. In guten Jahren wird viel Getreide in Matamoren (Gruben) aufgehoben, damit es in ſchlechten Jahren wohlfeil verkauft werden könne. Das Land hat große Wälder von immer grünen Tamarinden und mehrere Palmenarten. Dazu gehört der Delebbaum, welcher runde Traubenfrüchte trägt, die zwiſchen der Schaale und dem Kern eine Art von Honig enthalten, das balſamiſch riecht und angenehm ſchmeckt. Die Blätter der Domipalme verarbeitet man zu Körben, Matten und Segel, und die Frucht dient zur Speiſe, denn ſie

verbirgt eine weiße, süße, nahrhafte Substanz. An zahmen und wilden Thieren ist Sennaar nicht arm; es hat auch Mineralien, besonders Gold. Salz wird aus der Erde gezogen. Das Reich ist in 3 Statthalterschaften getheilt, in El Aice, wodurch der Fluß Abiad strömt der in den Nil geht; Kardofan, westlich vom Abiad und an Darfur grenzend, und Fazuolo, östlich vom Nil begrenzt, der hier die Wasserfälle macht. Auf der habeshinischen Grenze liegt die Stadt Serke von 6 bis 700 Häusern. Zwischen dem Nil und dem Fluß Dender, den er östlich aufnimmt, ist eine große Ebene, die von den Daheras, heidnischen Nubiern und Soldaten des Königs von Sennaar, von denen sich etwa 12000 in der Nähe der Hauptstadt aufhalten, um die unruhigen Araber zu kürren, in mehrern Dörfern bewohnt wird. Sie werden gekauft oder in den Provinzen ausgehoben, und haben viel Negerähnliches. In jedem Dorfe sind für den Gottesdienst heidnische Priester, die den Soldaten gleich besoldet werden, und auf das Volk großen Einfluß haben, das friedfertig lebt, weder raubt noch rebellirt.

Der Thron ist nur in männlicher Linie erblich, so daß der älteste Sohn seinem Vater in der Regierung folgt. Man soll aber dem Könige nur unter der Bedingung huldigen, daß ihn seine Unterthanen gesetzmäßig hinrichten können, wenn die Minister es zum Besten des Staats für nöthig erachten. Nach dem Tode des Königs läßt der Staatsrath die Brüder und Seitenverwandten des Verstorbenen umbringen, vermuthlich um Successionskriege zu verhüten. Der König hält alle Tage früh und Abends geheimen Rath, außer Mittwochs und Sonnabends, denn diese Tage sind dem Vergnügen gewidmet. Die königliche Familie besteht gewöhnlich aus Schwarzen, zuweilen heirathet der Fürst auch eine Araberin. Er trägt eine lange seidene, reich gestickte, mit feinem

Kattun umgürtete Weſte und einen weißen Turbau, und ſeine Miniſter ſind faſt eben ſo gekleidet. Wer zu ihm geht, muß die Schuhe vor dem Pallaſte ausziehen. Er muß einmal in ſeiner Regierung ein Stück Feld umpflügen und beſäen, und iſt darin dem chineſiſchen Kaiſer ähnlich. Begiebt ſich der Monarch nach ſeinem Landgute, eine Meile von der Stadt, ſo reiten 400 Mann vorauf, und eine große Schaar von Bedienten und Soldaten, die bei einer Trommelmuſik Loblieder auf ihn ſingen, begleiten ihn. Die Weiber tragen in niedlich geflochtenen Körben Schüſſeln mit Obſt und gut zubereitete Fleiſchſpeiſen, die erſt dem Könige aufgetragen, die Überbleibſel aber dem Gefolge gegeben werden. Das königliche Harem iſt mit ſchwarzen Damen ſtark beſetzt, die ſich ſehr reich kleiden.

Die Juſtiz wird unpartheiiſch und ſchnell gehandhabt. Beſchuldigte Perſonen bringt man vor den Richter, der auf der Stelle das Vergehen unterſucht, das Urtheil ſpricht, und beſtraft. Wer den Tod verdient hat, wird ſo lange auf die Bruſt geſchlagen bis er ſtirbt. Verbrecher werden überhaupt hart beſtraft. — Die um die Hauptſtadt befindliche Kriegsmacht beſteht, die Daheras mitgerechnet, aus 14000 mit kurzen Spießen und runden Schilden bewaffneten Nubiern, die nackend fechten, und aus 1800 Mann Cavallerie, Negerſclaven, deren Pferde, Panzer und Säbel ſo ſchwarz wie ſie ſelbſt ſind.

Das von Ägypten durch Wüſten getrennte Reich Darfur liegt zwiſchen dem 12 und 15° N. B., iſt ein Theil von Kardofan und Sennaar, hat ſeinen eigenen despotiſch regierenden Sultan, in den Provinzen Statthalter, und in einigen eroberten Ländern tributaire Fürſten. Der älteſte Sohn erbt den väterlichen Thron. Die Zahl der Einwohner beträgt 200000. Sie ſprechen verdorben arabiſch und berabriſch,

ſind

sind Muhamedaner, ziemlich munter, und in der Bildung, ob sie gleich ebenfalls die schwarze Farbe haben, von den übrigen Nubiern doch verschieden, denn ihr Gesicht gleicht dem Europäischen, und ihr Haar ist zwar kraus, aber nicht wollig. Sie wohnen in Häusern von Lehm und Holz, trinken Buza, und essen wie die übrigen Nubier; sie verletzen oft Anstand und Ehrbarkeit, stehlen, lügen und betrügen. Schwere Hausarbeit verrichten die Weiber, die sich nur verschleiert sehen lassen, wenn sie vornehm sind. Der Ackerbau des Landes ist sehr gut, vornehmlich im südlichen Theile, weil dieser bewässerter ist als der nördliche. Man säet zu Anfange der nassen Jahreszeit, die von der Mitte des Juni bis zur Mitte Septembers dauert, Weizen, Hirse und anderes Getreide, Feld- und Gartenfrüchte, und in zwei bis drei Monaten kann geerndtet werden. — Die Hauptstadt heißt Cobbe. Sie ist eine der volkreichsten Städte des Reichs, und hat doch nur 6000 Einwohner. Die hiesigen Kaufleute, mehrentheils Fremde, handeln nach allen Gegenden. Der Sultan hebt von allen aus- und eingehenden Waaren einen Zoll, der von einigen ein Zehntheil beträgt. Seine übrigen Einkünfte fließen aus Geldstrafen, aus freiwilligen und gezwungenen Geschenken, aus einem Tribute, den die Araber von ihrem Viehe geben müssen, und aus den Abgaben von der Erndte und dem Handel. Man bringt viel Sclaven ein, die mehresten werden auf ordentlichen Expeditionen genommen, und die Kaufleute erhandeln sie.

Zwischen dem arabischen Meerbusen und Nubien ist das Land Baza, von dem es durch steile, aber gold-, silber- und smaragdenreiche Berge getrennt wird. Auf der Küste Abex, oder Habesh, die zum Paschalick Dschidda in Arabien gezogen wird, also dem türkischen Kaiser gehört, liegt die reiche und wohlgebaute Stadt Suachim, oder Suakem.

Habesh,

ohngefähr 15300 Quadratmeilen groß, liegt südlich von Sennaar, westlich vom arabischen Meerbusen, östlich von Nigritien, in der heißen Zone, und doch ist die Luft, selbst in den niedrigen und Küstengegenden nicht zu heiß, wegen der hohen Lage des Landes, der starken Waldungen, der gleichen Tage und Nächte, und wegen der Winde, die im Winter sehr heftig wehen. In den gebirgigten Strichen — und alle Provinzen, außer Dembea, haben Berge — fällt die Kühle den Einwohnern sogar beschwerlich. Die Regenzeit, oder der Winter, dauert vom April bis September; doch sind in den ersten 3 Monaten die Tage schön, und es gewittert und regnet nur des Nachts. Aber von der Mitte des Juni bis Anfang Septembers regnet und gewittert es fast täglich. Dann ruhen die Landgeschäfte, denn die Ströme treten aus und verwandeln die Thäler in Seen und Moräste. Die Regen machen die Luft ungesund und erzeugen besonders im September und October bösartige Fieber, Ruhr und andere Krankheiten, die durch den Wechsel der Tageshitze und Nachtkühle, durch die leichte Bekleidung, und durch den Gebrauch stehender fauler Wasser vermehrt werden. Die nicht weit vom arabischen Meerbusen südlich laufende Bergkette verursacht auf beiden Seiten entgegengesetzte Witterung. Die habeschinischen Berge sind rauh, steil, mit Abgründen versehen, schwer zu ersteigen, und die Einbildungskraft leiht ihnen oft die Gestalten von Thürmen, Schlössern und Mauern. Der Lamalmon im Gebirge Samen, das im Reiche Tigre liegt, und über welchen eine Heerstraße nach Gondar führt; der Amba Gideon in Südosten, und der Namera im Reiche Gojam sind die höchsten Bergspitzen, und ein wenig mit Schnee bedeckt. Habesh kann wegen seiner Berge, reinen Luft,

Fruchtbarkeit und Wasserbehälter mit der Schweitz verglichen werden. Es ist stark bewässert. Die Hauptströme sind der Nil, Dender, Abiad und Tacaze. Der Nil entspringt bei Sacala im Gebiete der Agaws, in einer angenehmen, mit Wasser stark durchzogenen Gegend, am Fuße des Berges Gisch aus 3 Quellen, krümmt sich anfänglich, von mehreren Bächen verstärkt, nach Osten, windet sich durch Felsen, nimmt östlich den Zemna und westlich den Kelti und Branti auf, durchfließt den See Dembea, mit vieler Gewalt, schließt kreisförmig das Reich Gojam fast ganz ein, und setzt seinen Lauf nördlich fort. Unter dem 14° 45′ N. Br. vereinigt er sich östlich mit einem Strome, der aus dem Dender und Rohak entstanden ist, westlich unter dem 15° 10′ mit dem Abiad oder Maley, der so ansehnlich ist als der Nil, und fast parallel mit ihm läuft, und östlich mit dem Tacaze oder Atbara, der aus drey großen Quellen auf dem Berge Arguagua entspringt, die Reiche Tigre und Daqhim durchströmt, sehr klar und fischreich ist, und angenehme beschattete Ufer hat. Der Hawash, Mareb und andere Flüsse verlieren sich im Sande. Der See Dembea oder Tzana hat viele Inseln, worauf Mönche wohnen, eine ausgenommen, die zum Staatsgefängnisse gebraucht wird, nimmt viel Flüsse und Bäche auf, tritt in der Regenzeit aus, und enthält Krokodille und noch mehr Nilpferde, auf welche die Anwohner Jagd machen, weil sie ihr Fleisch essen, und die Haut zu Schilden, Satteln ꝛc. gebrauchen.

Der fruchtbare Boden bietet den Einwohnern fast freiwillig seine Geschenke dar. Doch sind mehrere Gegenden vorzüglich angebaut, und sogar einige Berge. Man gewinnt Hirse, Gerste, Weizen, Mais, Tof, (eine Getreideart, deren Korn kleiner und feiner als Senf ist, sich lange hält, von Würmern nicht leidet und ein gutes Brod giebt), To-

cußo, ebenfalls eine Art von Getreide, Seſam, und das ölreiche Noock. Die Erndten ſind zwar nicht ſehr ergiebig, aber dafür hält man ſie zwei bis dreimal, und wo Waſſer iſt, wird zu allen Jahreszeiten geſäet. Rindvieh tritt das Korn aus, deſſen Stroh verfault oder verbrannt wird. Aus gänzlichem Mangel an Mühlen reibt man die Körner im Tiegel mit Steinen, und ſiebt das Mehl. Nur die vornehmſten Perſonen eſſen ein überaus feines Weizenbrod. Tofbrod aber iſt die allgemeine Speiſe. Der Teig wird in irrdnen Gefäßen bereitet, in Wannen ans Feuer geſetzt, damit er gähre, und in runde Kuchen geformt. Hirſe und Gerſte werden auch zu Brod verbacken, und aus Tof, Gerſte und Tocuße, Buza und Cana, wohlſchmeckende Getränke gebraut. Man preßt zwar auch Wein, aber er iſt weniger beliebt als Meth, der mit etwas Opium verſetzt wird. — Hülſenfrüchte, Europäiſche und einheimiſche Gartengewächſe werden in Menge und fleißig gezogen. Koriander wird getreidemäßig geſäet, und an Südfrüchten iſt ſo wenig Mangel, als an Officinalkräutern und Wurzeln. Aus Safran preßt man Öl. Zuckerrohr, Aloe, Myrrhen, Kaffee, Caßia, Tamarinden, Cypreſſen, Tannen, Fichten, Buchen, Cedern und andere Forſtbäume ſind im Überfluſſe vorhanden, denn Habeſh hat ſtarke Waldungen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Blumen, welche die Luft mit balſamiſchen Düften erfüllen, ſind ungemein groß. Die Ufer der Flüſſe ſind mit Lilien, Jonquillen und andern duftreichen Blumen beſetzt. Von der Enſete, einer krautartigen Pflanze, aus deren Mitte ein langer Stiel hervorgeht der Feigen trägt, ißt man nach abgezogener grüner Haut, das weiße Fleiſch gekocht. Von der Troglodyten-Myrrhe, einem Baume, nutzt man Rinde, Harz, Blätter und Holz, welches zur Feuerung dient. Der Saſſabaum lie-

fert ein dunkelbraunes, glattes Gummi, welches zum steifen der blauen suratischen Zeuge gebraucht wird. Die Wurzel des Wooginoosstrauches ist ein gutes Mittel gegen Dysenterie. Der Eußobaum ist der schönste und nützlichste. Um die Würmer abzutreiben gießt man zwei Kannen Bier auf eine handvoll Eußoblüthe, und trinkt sie. Dies sind nur einige Anzeigen von dem starken Reichthum des Landes an Gewächsen. Das Thierreich ist eben so mannigfaltig. Viele Leute leben von der Rindviehzucht. (Es giebt hier auch Rinder ohne Hörner.) In der Regenzeit treiben sie das Vieh auf die Berge, in der trocknen Jahrszeit in die Ebenen; viele lassen es ohne Aufsicht umher laufen, andere schließen es des Nachts ein. Jeder Besitzer von 1000 Kühen muß jährlich an einem Tage seine Verwandten bewirthen, ihnen ein Milchbad geben, und diese Gelage so oft wiederholen, als er Tausende an Kühen besitzt. „Er hat sich so oft gebadet," heißt, er hat so und so viel 1000 Kühe. Die Ochsen werden zur Arbeit und zum Lasttragen gebraucht. Die hiesigen Mastochsen übertreffen die Europäischen an Größe, und ihre Hörner, deren man sich zu Flaschen bedient, halten über 20 Quart. Diese großen Hörner scheinen aber eine Krankheit zu seyn, denn das Thier zehrt ab, so wie sie zunehmen. Man mästet sie, indem man ihnen täglich die Milch von drei bis vier Kühen giebt. Butter und Käse bereitet man nur da, wo die Hitze leidlich ist, und vermischt jene mit der Würzel einer Möhren-ähnlichen gelben Pflanze, damit sie sich besser halte. Die Pferde sind groß, stark muthig, und gewöhnlich schwarz. Sie werden nicht beschlagen, und man bedient sich ihrer nur in Schlachten und Rennen, nie zum ziehen und Lasttragen. In gebirgigten Gegenden hält man zum tragen der Menschen und Lasten Maulthiere, in den Ebenen Kameele.

Die Schaafe ſind groß, meiſt ſchwarz, und haben Haare. Die Ziegen ſind auch groß, aber kurzhaarig. Wilde Thiere laufen in unbeſchreiblicher Menge umher: Nilpferde, Elephanten, Rhinoceroſſe, Bären, Panther, Wölfe, Luchſe, Hyänen, Füchſe, wilde Schweine, Giraffen, Hirſche, Rehe, Dachſe, Haſen, Gemſen, Gazellen, Antelopen und Zibethkatzen. Die Büffel ſind wild, halten ſich in der Nähe großer Gewäſſer auf, ſchlafen bei Tage, und fallen die Menſchen an. Affen halten ſich zu Hunderten bei einander, und wenn nicht jährlich ſo viele andern Thieren zur Beute würden, ſo könnte niemand einen Garten behalten. Um einen Garten zu plündern kommen ſie ganz ſtill an, mit Vorläufern welche die Gegend ausſpähen, und mit Wachen, die ſie auf Anhöhen ausſtellen, um durch ihr Geſchrei die Annäherung ihrer Feinde anzuzeigen. Das Rhinoceros iſt faſt 7 Fuß hoch, und 11 Fuß lang, lebt einſam in ſumpfigen Gegenden, frißt harte Pflanzen und Zuckerrohr, hat eine ſchwarzbraun und graue dicke und harte Haut, von der Flintenkugeln abprellen, und die ſich in etlichen großen Falten über einander ſchiebt, wo ſie weicher iſt, damit ſich das Thier bewegen kann, das auf der Naſe ein, noch öfter aber zwei Hörner hat, die man wie Elfenbein verarbeitet. Das Zebra, das hier auch gefunden wird, gleicht an Wuchs und Größe einem Mauleſel, iſt über den ganzen Leib auf einem weißgrauen Grunde braun geſtreift, läuft äußerſt leicht und ſchnell, und lebt von Pflanzen. — Die meiſten Europäiſchen Vögel ſind auch in Habeſh, aber keine Gänſe, keine Kukuke, keine Adler; dagegen, Strauße, Kaſuare, weiße Nachtigallen, drey Arten von Rephühnern, Tauben und Honigvögel. Der Pipi, ein kleiner Vogel, warnt durch ſein Geſchrei die Jäger vor ſolchen Stellen, wo ſich giftige Schlangen aufhalten. Der Eurvanz hat

oben ſchwarzes, unten weißes Gefieder, einen langen Hals, auf dem Kopfe einen Federbuſch, und breitet ſeine Federn wie der Pfau aus. Die Habichte, Geier, Weihen und andere Raubvögel, Störche, Ibiſſe, reinigen das Land vom Aaſe, Ratten, Mäuſen, und Inſekten. Man ſieht auch viel Perlhühner, Schnepfen, Schwalben, Eulen, Papagaien, Mandelkrähen. Alle Flüſſe enthalten Krokodille. Unter den Eidechſen giebt es ziemlich große, beſonders den Angueg, der mit ſeinem Schwanze dem Menſchen ein Bein abſchlagen kann. Habeſh hat viel Schlangen, auch giftige, und die Boa. Unter den Fiſchen bemerkt man den Zitterrochen, mit deſſen electriſcher Kraft Fieber curirt werden. Heuſchrecken kommen in großen Schwärmen an, die Felder zu verheeren. Es giebt hier zahme und wilde Bienen. Die letztern, klein, ſchwarz und ohne Stachel, bauen entweder in hohlen Bäumen, oder unter der Erde, wo ſie ſehr kleine Eingänge machen, die ſie, wenn ſich ein Menſch nähert, mit ihren Köpfen ſo geſchickt verſtopfen, daß ſie nicht erkannt werden können. Unter den drey Ameiſenarten iſt die eine ziemlich groß, wandert in beträchtlichen Haufen, verzehrt die Früchte, und verurſacht durch ihren Biß Entzündungen. — Das Land hat viel Gold. Man ſammlet es aus dem Sande der Flüſſe, und gräbt es aus Bergen, beſonders in der Landſchaft Narla. Wenn ein ſtarker Regen gefallen iſt läuft jeder aufs Feld, Gold zu ſammlen, das die Regenbäche von den Bergen herabgeſchwemmt haben. Das feinſte wird am Fuße des Gebirges Dyre und Tegla, weſtlich von Habeſh, gefunden. Nach Eiſen gräbt niemand, man begnügt ſich mit dem auf der Oberfläche entdeckten. Steinſalz iſt im Überfluſſe, beſonders an der Grenze von Tigre und Angote. Es wird ſtatt einer Münze gebraucht, in Stücken von einer Spanne lang, 4 Finger breit und 3 Finger dick,

oder in Stücken von 1 Quadratfuß gebrochen, und theuer verkauft. Auf der Stelle kosten 100 Stück ¾ Ducaten. Die Ebene, wo das Salz gegraben wird, ist 4 Tagereisen lang, eine breit, und versorgt das ganze Land mit diesem Producte. Es kommt durch Regenbäche von den Bergen herab.

Mehrere Völkerschaften, die in vielen Stücken übereinstimmen, wohnen hier neben einander. Gewöhnlich ist der Habeshinier schlank, von mittler Größe, braun, olivengelb und röthlich, mit gut gespaltnen Augen, kleiner, platter, gut geformter Nase, langem Haare und wenig Barte. Der Nareaner, an der südwestlichen Grenze, und der Bergbewohner sind heller, und noch nicht so gelb wie ein Sicilianer, aber die in Niederungen wohnen sind schwarz. Sie besitzen viel Kraft, können Arbeiten ertragen, und werden alt. Die Christen machen den größten Haufen aus und sind die Herren des Landes. Sie wohnen in Städten, Flecken und Dörfern, bauen von Holz, Lehm, Stroh und Rohr runde Häuser mit strohernen kegelförmigen Dächern. Kalk ist bloß in der Hauptstadt gebräuchlich. Die Hütten der Gemeinen sind höchst elend, und die Thüren und Wände so schlecht, daß sie von wilden Thieren eingestoßen werden können. Vornehme Häuser haben Höfe, große reinliche, mit seidenen Sophas gezierte Zimmer, deren Fußböden mit persischen Teppichen und Kissen belegt werden. — Höhere Stände und Reiche tragen über einem feinen Hemde eine kurze Weste von Kattun oder Seide, die bis an das Knie reicht, vorne bis an den Gürtel offen und mit kleinen Knöpfen besetzt ist; darüber legt man eine weitere seidene oder wollene Weste. Die engen Beinkleider sind auch von Seide. Das Haar wird des Abends mit Butter eingerieben und am Tage gekräuselt. Arme Leute tragen bloß Beinkleider und hüllen sich

in

in ein grobes baumwollenes Tuch. Jedermann trägt Baumwolle, nur der ganz Gemeine und Arme ſchlägt ſich ein Fell um den Leib. An die Füße ſchnallt man Sandalen. Frauenzimmer laſſen von ihrem Körper kaum das Geſicht und die Nägel ſehen. — Die Mahlzeiten fordern keinen großen Aufwand. Alle Speiſen haben einen ſcharfen Geſchmack und ſchwimmen in Butter. Man trägt ſie in ſchwarzen, irrdenen, auf runden Brettern geordneten und mit ſtrohernen Deckeln zugedeckten Schüſſeln auf die runden Tiſche, die weder mit Tellern noch mit Servietten, weder mit Meſſern noch Gabeln verſehen ſind. Vornehme Perſonen laſſen ſich von Bedienten die Speiſen in den Mund ſtecken, und eſſen mit großem Geräuſche, denn das erfordert Höflichkeit und Stand. Ein Stück rohes noch warmes Rindfleiſch iſt ihnen ein Leckerbiſſen. Bei einem Gaſtmahle wird ein Viertel vom Ochſen mit einer ſcharfen Brühe aus den Eingeweiden des Thieres aufgetragen. Viele eſſen rohes Fleiſch, und trinken Blut; nur der König und der Patriarch gebrauchen Wein, weil er ſelten iſt. Im Trinken iſt man unmäßig. Die königliche Tafel hat vor denen großer Herren keine Vorzüge. Weder der König noch die Magnaten ſpeiſen öffentlich. — Die Habeſhiner haben gute Anlagen, ſind gutmüthig, mitleidig, beſonders gegen Arme, daher es deren ſo viele giebt; ſie ſind gerecht, billig, fromm, aufgeweckt, aber auch verſtellt und abergläubiſch. Sie halten viel auf Zauberei und Einwirkung des Teufels, und bekommen eine ſchlechte Erziehung, daher ihre Gelehrſamkeit unbedeutend iſt. Sie können zwar ſchreiben, und beſitzen auch Bücher; aber alles Lernen iſt ihnen unausſtehlich. Briefe werden ſelten, und königliche Befehle auf Pergamentrollen geſchrieben. Zu den Schriften bedient man ſich der ethiopiſchen oder Gheezſprache, die mit der amhariſchen verwandt iſt.

Übrigens hat jede Provinz und in derselben jede Classe von Einwohnern seine eigne Sprache. Ihre Arzneikunde taugt wenig; jeder hilft sich selbst, so gut er kann. Außer den theologischen Büchern giebt es nur einige Chronicken, ein Vocabelbuch, (aber keine Sprachlehre, kein Wörterbuch) und einige geistliche Gedichte. In den schönen Künsten sind sie ganz unerfahren, denn ihre Gemählde in Kirchen und Büchern taugen nichts. Europäische Mahler haben sich hier große Reichthümer erworben, es möchte aber selten einer dahin gehen, weil er sich hier verheirathen und niederlassen muß. Das Habeshiner Jahr fängt mit dem 1sten September an, und wird in zwölf Monat zu dreißig Tagen getheilt. Der letzte Monat bekommt fünf Tage, und alle vier Jahre sechs Tage mehr. Sie rechnen den Tag von Sonnenuntergang an, theilen ihn aber nicht in Stunden. Ihre Religion ist von der koptischen nur in einigen Meinungen und Gebräuchen verschieden, und hat viel jüdisches. Sie beschneiden die Kinder acht Tage nach der Geburt, und vierzig Tage darauf taufen sie. Neben dem Sonntage wird auch der Sabbath durch Enthaltung von aller Arbeit gefeiert. Was Moses verboten hat, essen sie nicht. Die Polygamie ist zwar gesetzlich verboten, aber nicht ungewöhnlich. Ehescheidungen bleiben der Willkühr des Mannes überlassen. Sie fasten drei Tage im Februar, zum Andenken der Buße der Niniviten, haben das alte und neue Testament, verehren Heilige und Märtyrer, und neun Ordnungen von Engeln. Die Kirchen, welche so sehr geachtet werden, daß man nicht einmal vorbeireitet, nicht mit Schuhen hineingeht, und nicht darin ausspuckt, haben keine Sitze und sind klein und dunkel, und die mit Gemählden der Heiligen ausgezierten Altäre haben die Gestalt der Bundeslade, wovon eine Abbildung in der Hauptkirche zu Axum aufbewahrt wird.

Es wird weder gesungen, noch gepredigt, denn der Gottesdienst besteht blos in Austheilung des Abendmahls, und Vorlesung einiger Stücke aus dem Neuen Testament. Die Taufen geschehen vor den Kirchthüren durch besprengen und waschen des Täuflings. Heiden werden mit mehrern Umständen in die christliche Gemeinde aufgenommen. Am Tage der heiligen drey Könige wird ein großes Fest zum Andenken der Taufe Christi begangen. Jederman badet sich an dem Tage vor Sonnenaufgang. Vor dem 25sten Jahre empfängt keiner das Abendmahl, welches den Laien an der Kirchthüre, den Geistlichen aber in der Sacristei gereicht wird. Das Brod dazu ist, außer am grünen Donnerstage, gesäuert, wird in der Sacristei gebacken, und mit einem doppelten Kreuze bezeichnet. Statt des Weins nimmt man Traubensaft. Glocken haben sie nicht, aber musikalische Kircheninstrumente, als Schellen, Trommeln, Pauken, Klapperhölzer. Die Fasten hält man bis Sonnenuntergang sehr streng, die Jahresfeste sind die der katholischen Kirche, wozu noch einige eigene kommen. Das geistliche Oberhaupt ist der Abuna (Vater), der auf Verlangen des Königs von dem koptischen Patriarchen aus seiner Geistlichkeit ernannt wird, und die Prediger ohne vorherige Prüfung ordinirt. Seine Einkünfte, die aus den Gebühren der Ordination und aus den ihm gehörigen Ländereien fließen, sind mäßig. Der König ist Richter des gesammten Clerus, und bestraft ihn wie den Laien. Die Kirchen haben Vorgesetzte, welche ihre weltliche Angelegenheiten besorgen, und andere, welche mit den Domherren zu vergleichen sind. Der Geistliche unterscheidet sich in seiner Kleidung nicht von den andern Einwohnern, geht aber nie ohne ein Kreuz aus, das er den Vorübergehenden zum Kusse hinreicht. Die Priester können sich einmal verheirathen, und ihre Söhne bekommen ihre Pfründen, sind aber ge-

wöhnlich arm, und nähren sich von Handarbeit und Feldbau. Die Mönche, die mit Ausschluß des Abts, ebenfalls verheirathet und Feldbauer sind, streng und enthaltsam leben, sich in zwei Orden, Tecla und Eustathius theilen, deren General der nächste nach dem Abuna ist, wohnen nicht in Klöstern, sondern zerstreut um ihre Kirchen her, außer die jüngsten, welche beim Superior wohnen und speisen. Übrigens binden sie sich nicht streng an eine Ordensregel, werden auch selten visitirt. Jedes Mönchshaus erwählt seinen Abt. — Die Habeshiner verheirathen sich früh, die Mädchen schon im elften Jahre. Die Ehen, welche der Priester einsegnet, dauern so lange, als beide Theile mit einander zufrieden sind, können aber wieder erneuert werden. Bei Scheidungen nimmt jeder sein Eigenthum zurück, und die Kinder werden getheilt. Todte werden gewaschen, geräuchert, in Kleider gewickelt, und von den Priestern singend zum Grabe getragen, bei welchem vor der Hineinsenkung der Leiche ein Kapitel aus dem Johannis vorgelesen, gesungen, geräuchert, und die Leiche mit Weihwasser besprengt wird. Die Verwandten folgen laut klagend dem Zuge. Vornehme begräbt man in Kirchen, die übrigen auf Gottesäcker. Die Leichenbegleiter essen drey Tage lang im Trauerhause, und das Jahr hindurch kommen sie alle acht Tage zusammen, um zu weinen, sich zu zerkratzen, welches besonders die Weiber thun, die sich deshalb den Nagel am kleinen Finger wachsen lassen, und um sich die Haut mit Wachskerzen zu versengen. Zur Trauer gehört auch das Abscheren der Haare, welches jeder thut, sobald der König stirbt. Dann werden auch in den Kirchen Feierlichkeiten angestellt, und in den Pallästen der Statthalter Trauercantaten aufgeführt.

Die Manufacturen und Künste, welche ehedem geblüht haben;

aber in großen Verfall gerathen sind, und deren Verbesserung durch Ausländer, verschiedene Landesherrn, doch umsonst, sich angelegen seyn ließen, sind sehr unvollkommen und in geringer Anzahl. Sie schränken sich fast allein auf Gerbereien ein, besonders in der Provinz Tigre, wobei man sich zum wegbeitzen der Haare, des Safts vom Kollqualbaume und einer andern Pflanze bedient, auf Verfertigung des Pergaments aus Ziegenfellen, wovon Axum das beste liefert, auf baumwollen Zeugweberei, auf Horndrechsler- Maurer- Dachdecker- Töpfer- und Schmiedearbeiten. Fast eben so gering ist der Handel, denn Habesh hat keine Häfen, keinen Fluß, der sich ins östliche Meer ergöße, keine gebahnte, aber wohl gefährliche Landstraßen, und ein Volk, das sich, aus Furcht und Haß gegen die sie umgebenden Muhamedaner und heidnischen Völker, in sich selbst verschließt und glaubt, daß Kauf und Verkauf Männern schimpflich sey. Im Lande werden baumwollene Zeuge, Lebensmittel, Gold und Salz gegen einander umgetauscht. Salz ist die Münze, und wenn sich zwei Freunde begegnen, so reichen sie einander Salzstäcke zum belecken hin. Auch das innländische grobe baumwollen Zeug gilt durch ganz Habesh als Geld. Sonst hat man auch Goldstangen von 1 Unze bis zu ½ Drachme. Nach der Küste gehen zu Lande Getreide und andere Lebensmittel, gestohlene Sclaven, die man in Arabien und Indien, wegen ihrer Treue und Gutmüthigkeit, theuer bezahlt, auch Gold, Elfenbein, Felle, Leder und Honig. Von Arabien werden über Massuah eingeführt, blaue, suratische Zeuge, rothe Tücher, seidene und grobe baumwollen Zeuge, venetianische Glaskorallen, Krystall, Trinkgläser, rothes Spießglas, (die drei letzten Artikel aus Kahira) altes Kupfer, böhmische Flaschen, breite zur Elephantenjagd dienliche slavonische Schwerdter (aus Trieste), Pfef-

ser und Flinten. Muhamedanische Karavanen unterhalten den Handel mit dem Auslande durch die Häfen Suakem und Massuah, und die Kaufleute von Sennaar nehmen habeshinische Waaren nach Ägypten mit, und bringen von dort andere zurück.

Der König (Negus) herrscht unumschränkt, und wird Hatzege (größter Fürst) angeredet. Sein Wappen ist ein Löwe der ein Kreuz hält, mit der Umschrift: Gewonnen hat der Löwe von Juda. Er heirathet jedes Frauenzimmer das ihm gefällt, von denen eine zur Itegha (Königin) feierlich erklärt wird. Wenn dies geschehen soll hört sie mit dem Könige die Messe an, nimmt mit ihm das Abendmahl, und im Pallaste ertheilt ihnen der Abuna den Segen, worauf der König die Hofleute, die Königin aber die Damen bewirthet. Darauf wird sie zur Itegha proclamirt, indem sie sich, festlich gekleidet, neben ihren Gemahl auf den Thron setzt, und eine der ersten Hofdamen von einer Anhöhe herab ruft: Wir haben unsre Sclavin zur Königin gemacht! Um alle Meutereien zu verhüten, werden die Prinzen in ein Bergschloß eingesperrt, bloß im Lesen und Schreiben unterrichtet, hart gehalten, und in gefährlichen Zeiten wohl gar umgebracht. Die Prinzessinnen haben dagegen mehr Freiheit, spielen zuweilen seine Intriguen, um ehrgeizige und andere Absichten zu erreichen, und überhaupt soll ihre Aufführung nicht die beste seyn; wenigstens verändern sie ihre Gemahle oft, und schaffen sie auch wohl aus der Welt, wenn sie ihnen im Wege stehen, oder ihrer überdrüßig sind. Nach dem Tode des Königs besteigt sein ältester Sohn den Thron, wenn er zufällig auf freien Füßen seyn sollte; ist das aber nicht, so wählt der Minister nach Gefallen einen Prinzen zum Regenten. Der Erwählte wird in der Stadt Axum auf einem Platze vor der Hauptkirche, auf dem ein Obelisk mit Hierogly-

phen steht, gekrönt. Der Platz ist mit einer seidenen Schnur eingefaßt und der Boden mit Teppichen belegt. An dieser Grenzlinie steigt der König, von den vornehmsten Hofbedienten begleitet, ab, und verlangt dreimal von den dorstehenden Mädchen den Einlaß; beim letztenmale zerschneidet er die Schnur, jene rufen ihn zum Könige aus, und alles stimmt unter Musik und Abfeurung schlechter Kanonen ein Halleluja an. Hierauf führt ihn der Abuna, von Geistlichen umgeben, unter Gesang und Klang nach der Kirche, setzt ihm eine blaue, sammtne, mit Tressen und unächten Steinen (weil es keine ächten im Lande giebt) gezierte Mütze auf, liest die Messe und giebt ihm das Abendmahl, worauf der König das in Schlachtordnung gestellte Heer besieht, und die Glückwünsche annimmt. Zum Hofstaate des Königs gehören sechs von ihm aus dem Adel gewählte Kammerherren, mit denen er sehr vertraut umgeht. Der Oberkammerherr ist zugleich Garderobenmeister. Die königliche Gewalt ist überaus groß. Er ist Herr des Vermögens und der Personen seiner Unterthanen; ihm gehört alles, und jeder Unterthan ist geborner Sclave, dem nur die königliche Gnade einen höhern Rang geben kann. Stirbt das Haupt einer Familie, so behalten die Erben nur zwei Drittel des Vermögens; ein Drittel nimmt der König und belehnt damit einen Vasallen, der ihm dafür Kriegsdienste leisten, oder Soldaten stellen muß. Über dergleichen Lehngüter werden in allen Provinzen Register gehalten. Der Vasall bekommt zum Lehnszeichen eine Taftbinde, die ihm feierlich um die Stirn gebunden wird. — Der erste Staatsminister, der zugleich Chef des geheimen Raths und der Armee ist, heißt Ras (Chef). Auf ihn folgen der Herr der Bedienten, unter dem die Beamten, Vicekönige, Statthalter und die Unterrichter stehen, und sein Lieutenant, der die Aufsicht über den Hofstaat

hat. Dieſe und die übrigen Miniſter, als der Oberſt der Haustruppen, der Oberſchenk, Oberſtallmeiſter, der Inſpector des Löwenhauſes und der des Speiſehauſes, der Officier, welcher vor dem Könige das Gedränge verhütet, der Secretair, die Generale und Vicekönige ſcheinen aus dem Adel genommen zu werden und an den Staatsgeſchäften Antheil zu nehmen, weil ſie in den Rathsverſammlungen, denen der Monarch beiwohnt, ihre Meinungen ſagen, die aber der königlichen untergeordnet ſind, welche als Befehl publicirt wird. Die Edelleute (Ozoros) ſtammen vom königlichen Geblüte ab, und ihr Rang richtet ſich nach dem Grade der Verwandſchaft mit dem Könige. Dieſer ſetzt die Statthalter willkührlich ein und ab; er verkauft dieſe Stellen, wofür jene die Unterthanen plündern. Doch ſollen einige Statthalterſchaften, als im Reiche Tigre, erblich ſeyn; ihre Inhaber können aber auch abgeſetzt werden. Wer dem Könige eine Bitte vorzutragen hat, ſtellt ſich früh ein, ehe er aufgeſtanden iſt, und ſchreit unter ſeinem Fenſter ſo laut er kann. So ſieht man den ganzen Tag einige hundert Menſchen vor dem Pallaſt ſtehen, die in verſchiedenen Sprachen alle durch einander um Gehör ſchreien. Bei der Juſtiz ſind weder Advocaten noch Formalitäten üblich, und die Prozeſſe werden kurz abgemacht. Falſche Zeugen ſind nicht ſelten. In den Gerichten ſitzen Ober- und Unterrichter. Die Partheien wählen ſich die Schiedsrichter ſelbſt, wenn ſie nicht auf Verlangen von den Statthaltern ernannt werden. Die Appellationen gehen an den Vicekönig und von dem an den Hof. Schriftlich wird nichts verhandelt. Jeder kann in ſeiner Sache drey bis viermal reden, und ſich von ſeinen Freunden unterſtützen laſſen. Jedes Gericht wird auf freiem Felde gehalten. Nach Maasgabe des Vergehens ſind die Gefängniſſe und Strafen verſchieden, die gewöhnlich in Schlägen

mit

mit Riemen, in Augenausstechen, Köpfen, Henken und Confiscationen bestehen, und nach gefälltem Urtheile auf der Stelle vollzogen werden. Dem Hochverräther hackt man Hände und Beine ab; Kirchenräuber werden verbrannt, und die gröbsten Verbrecher gekreuzigt oder geschunden. Ein ertappter Mörder wird den Verwandten des Ermordeten überliefert und von ihnen gesteinigt; ist aber der Mörder nicht zu entdecken, so müssen die, welche in der Nähe des Orts wohnen, wo der Mord begangen wurde, eine Geldstrafe erlegen. Der Körper des Hingerichteten wird nicht beerdigt, sondern den wilden Thieren überlassen. Justiz und Polizei sollen gut verwaltet werden, so daß man wenig von Verbrechen und großen Strafen hört.

Der König bekommt seine Einnahmen, die nicht groß sind, in Naturalien, und jedes dritte Jahr empfängt er den Zehnten von den Hausthieren. Wo Webereien im Gange sind, werden Kleidungsstücke und Tücher geliefert. Zölle und Wegegelder hebt man nach Gutdünken, und der König verpachtet sie. Er hat auch Domainen. Der Tribut der Statthalter ist gering, und wird doch oft versagt, daher der König mit solchen Rebellen fast immer in Kriege verwickelt ist, welche die Regenzeit jedesmal endigt.

Die Habeshinier sind kriegerisch, gute Reiter, können Strapazen ertragen, aber in der Kriegskunst sind sie unerfahren. Die Soldaten sind mit Lanzen, Schwerdtern und Schilden, selten mit Flinten bewaffnet, und werden nicht besoldet. Der König kann 40 bis 45000 Mann aufbringen, wovon 4 bis 5000 beritten sind, die Pferde aber nur in der Schlacht gebrauchen, bis dahin Maulthiere. Der Troß ist groß, die Disciplin schlecht, und der erste Angriff entscheidet gewöhnlich Sieg oder Flucht. Zu der Kriegsmusik gehören auch die Pauken, welche die

Europäiſchen an Größe übertreffen; die königlichen heißen Bär und Löwe. Der König, von ſeinem Adel umgeben, führt die Armee an. Die in 4 Compagnien getheilte und von Oberſten commandirte Haustruppen betragen 8000 Mann Infanterie, wovon der vierte Theil mit Flinten verſehen iſt. Der Soldat feuert aber nicht aus freier Hand, ſondern legt ſein Gewehr auf eine Stange, die er bei ſich führt. Infanterie und Cavallerie haben beſondere Fahnen mit gewiſſen Zeichen; das der Cavallerie iſt ein Löwe. Die ſchwarzen Reiter ſind gepanzert, ſo wie der Kopf der Pferde. Die Weiber bei der Armee tragen das Gepäcke und alle nöthigen Geräthe: ſie ſind die Marketender. Im Lager, das aus vier Theilen beſteht, und immer einerlei Form hat, herrſcht viel Ordnung.

Das Reich iſt in mehrere, nach den Zeitumſtänden verſchiedene Provinzen getheilt, von denen einige den Titel Königreiche führen. In der fruchtbarſten und angebauteſten, Dembea, liegt die Haupt- und Reſidenzſtadt Gondar, auf einem Hügel an zwei Flüſſen, die nachher vereinigt in den Nil fallen. Sie iſt faſt ſo groß als Kahira, und wird von 10000 Familien bewohnt. Das Schloß, meiſt Ruine, iſt ein großes Viereck, 4 Stock hoch, hat an den Seiten viereckige Thürme und eine 30 Fuß hohe Ringmauer mit Schießlöcher. Die Märkte ſind voll Lebensmittel und der Handel beträchtlich. Jeder Kaufmann hat auf dem Markte eine Stelle, wo er ſeine Waaren auf Decken auslegt. Die Muhamedaner, welche ſich ſelbſt Gibberti nennen, bewohnen 1000 Häuſer in einem beſondern von den Chriſten durch einen Fluß getrennten Viertel, ſo auch in andern Städten, außer zu Emfras, wo ſie auch nur öffentlichen Gottesdienſt haben. Sie ſind arbeitſam, meiſt Handelsleute, den Habeſhiniern zinsbar, werden aber verachtet, und

zuweilen gedrückt. Man braucht sie bei der Armee zum Aufschlagen und Einpacken der Zelte und Equipage. Die Stadt hat viele Kirchen, die zum königlichen Pallast gehörige ist groß und heißt Noahs Arche. — Emfras, südlich von Gondar, die sie an Schönheit übertrifft, hat 300 Häuser und schöne Gärten. Von dem hiesigen Berge hat man eine vortreffliche Aussicht auf den See Dembea und seine Ufer. Vom Nil eingeschlossen ist die Provinz Gojam, woran das in Provinzen getheilte fruchtbare Reich Dampt stößt. Die südliche Landschaft ist Narea, die von eingebornen Fürsten regiert wird, und deren Einwohner mittelst dazwischen wohnender Völker mit Melinda am indischen, und Angola am äthiopischen Meere handeln. Die ebenfalls südliche Provinz Shoa hat einen unabhängigen Fürsten, der aber doch des Königs Freund ist, und ihn im Nothfalle unterstützt. Östlich von Gojam liegt die Provinz Amhara, worin sich viel Adel aufhält. Hier ist der prinzliche Verbannungsort, der Felsen Gueron oder Geshen, der aber jetzt weniger (vielleicht gar nicht mehr) gebraucht wird, als das Staatsgefängniß Wechne auf einem hohen Berge, 2 Tagereisen südöstlich von Gondar. Es ist eine tiefe Grube, worin die Gefangenen des Abends hinunter gelassen, und, wenn sie zu Spaziergängen Erlaubniß haben, am Tage heraufgezogen werden. Die nördliche Provinz Begemder, wozu die Bergprovinz Lasta gehört, hat viel Schaafzucht und Eisengruben, und liefert die meiste Reiterei. Nördlich liegt auch die volkreiche Provinz Wagara, die Kornkammer von Gondar. Die nördliche Provinz Samen, von Sire durch den Tacazze getrennt, hat die höchsten Berge, den Amba Gideon und den Lamalmon, über welchen die Straße von der Hauptstadt nach der Küste geht. Größtentheils ist Samen im Besitz der Falashas, Juden, welche einen eigenen Staat

bilden, eine eigene Sprache (nicht die hebräiſche) reden, Synagogen und hebräiſche Bibeln beſitzen, von ihrer Religion nicht ſprechen, der Zauberei ſehr ergeben ſind, ſehr ſchmutzig leben, gehaßt und verachtet werden, aber einen eigenen König haben, der Gideon genannt wird, ſo wie ſeine Gemahlin Judith. Andere Juden wohnen unter den Habeſhiniern in den übrigen Ländern zerſtreut, und nähren ſich von Handwerken und Handel. — Die Provinz Sire iſt eine ſchöne waſſerreiche Ebene. Die Hauptſtadt Sire iſt groß, liegt am Ende eines reizenden Thales und webt viel grobes baumwollenes Zeug. Noch öſtlicher liegt die Provinz Tigre, wodurch der Waarenzug von der Küſte nach dem innern Habeſh geht. Sie iſt ſehr bevölkert, aber die Einwohner werden als böſe Leute geſchildert. Die Hauptſtadt Adowa hat nur 300 Häuſer und einen gefängnißähnlichen Pallaſt, der auch dazu gebraucht wird. Die Krönungsſtadt Axum iſt noch einmal ſo groß, und hat in der Nähe anſehnliche Ruinen, von denen man auf den ehemaligen blühenden Zuſtand des Reiches ſchließen kann. Man findet darunter einen 64 Fuß hohen ausgehöhlten Obelisk, der von unten bis oben durchlöchert iſt, als wenn gewölbte Fenſter über einander ſtänden. Nach der Küſte zu, aber von derſelben durch eine hohe Bergkette getrennt, liegt das Gebiet des Baharnagaſh (Meerkönig), der von dem Vicekönige von Tigre ſehr abhängig zu ſeyn ſcheint. Hier iſt auf einem Felſen die Stadt Dobarwa von 300 Häuſern, am Mareb, von vielen Mauren bewohnt. Die Häuſer ſind von Quaderſteinen und haben auf den Dächern Terraſſen. Sie iſt die Niederlage der indiſchen Waaren, der Schlüſſel zu Habeſh von der Seeſeite, und von dem Naibe von Arkiko gepachtet. Die Stadt Dixan nährt ſich vornehmlich vom Verkauf geſtohlner Kinder, die nach Maſſuah und von da übers Meer als

Sclaven verhandelt werden. — Die Küste steht mit den anliegenden Inseln unter türkischer Herrschaft, allein die weite Entfernung schwächt die großherrliche Gewalt. Da finden wir Arkiko, Residenz des Naibe (Fürsten) von Massuah, den der türkische Kaiser zum Gouverneur der Stadt, der Inseln und der Wüste Sambar (zwischen der Küste und dem Gebirge) aus einer innländischen Hirtenfamilie ernennt. Er giebt sich selbst den Titel Aga, und steht unter dem Pascha von Dschidda (in Arabien), dem er auch einen Theil der Zolleinnahme abgeben muß. Arkiko hat 400 Häuser von Gras oder Rohr. Gegenüber liegt der unfruchtbare, ungesunde und wasserlose Felsen Massuah, mit einer unbedeutenden Festung, aber einem vortrefflichen Hafen. Der Handel mit Arabien ist auch ansehnlich; unter andern verkauft man dahin 500 Sclavenkinder für so viel Flinten. Die Lebensmittel müssen aber aus fernen Gegenden hieher gebracht werden, und sind schlecht und theuer. Um die Brunnen mit frischem Wasser nicht zu verlieren, ist die Festung dicht an der Meerenge von den Türken angelegt, mit Janitscharen und etwas Artillerie besetzt worden. Der arabische Meerbusen ist in dieser Gegend 92 Seemeilen, oder 69 deutsche Meilen breit. Die Insel Dahalak an dieser Küste hat 20 Meilen im Umfange, ist gesund, und fruchtbar an Gewächsen und Thieren, hat 370 in Stein gehauene, aber nicht rein gehaltene Cisternen, 12 Dörfer und einen von dem Naibe abhängigen Statthalter. Die Hälfte der Einwohner arbeitet gewöhnlich an der arabischen Küste, und versorgt die zu Hause gebliebenen mit Mohrhirse, denn die Insulaner treiben keinen Ackerbau. — Nach der Meerenge von Babelmandab zu, finden wir das kleine, unfruchtbare und menschenarme Land Dankali, dessen Regent vom habeshinischen Könige abhängig ist, und sich mit seinen schwarzen Unterthanen zur

muhamedaniſchen Lehre bekennt. Man gräbt hier Steinſalz, und bringt es mit geringem Profit durch brennende Wüſten nach dem nächſten habeſhiniſchen Markte. Den Hafen Bailar beſuchen alle Jahr einmal arabiſche Schiffe, um Schaafe, Butter u. dergl. gegen baumwollene Zeuge umzutauſchen.

In und um Habeſh halten ſich noch einige Völkerſchaften auf, die den Negern ſehr ähnlich ſind. Dahin gehören:

1) die Agows. Sie wohnen an den Quellen des Nils, in einem fruchtbaren Lande, ſind zahlreich, geben viel Abgaben, führen ein elendes Leben, tragen, wenn ſie verheirathet ſind, ein langes Hemde, das um den Leib gegürtet wird, in der Regenzeit aber Häute. Unverheirathete hingegen gehen unbekleidet. Sie bringen in großen Karavanen Lebensmittel nach Gondar, und handeln auch mit den benachbarten Schwarzen, beſonders mit den Shankalla. Um den Urſprung des Tacazze, in einem rauhen, felſigten Lande, wohnen noch andere Agows, die ſich in 5 Stämme theilen, von denen jeder ein unabhängiges Oberhaupt hat. Sie ſind ſehr kriegeriſch, beritten, und werden für die tapferſten Soldaten gehalten. Beide ſind wild und unbezwingbar, weil ihre Länder ſie vor Verfolgungen ſichern. Ihre Religion iſt ein Gemiſch von Heiden- und Chriſtenthum. Sie verehren einen im Nil wohnenden Geiſt, den ſie das Auge der Welt nennen, und opfern ihm an den Nilquellen jährlich eine Kuh; auch die Schlangen ſind ihnen ſo heilig, daß ſie einige in den Häuſern halten, um an ihrem Freſſen zu ſehen ob etwas zu unternehmen ſey, oder nicht. Jeder Agow kann ſich ſo viel Weiber nehmen, als er hunderte von Kühen hat. Die Mädchen heirathen ſchon im eilften Jahre.

2) Die Shankalla, weſtlich von den Agows, grenzen in der

Bildung an die Affen, denn sie sind schwarz, lang, stark, haben wolliges Haar, eine niedrige Stirn, hohe Backenknochen, platte Nase, großen Mund, kleine Augen, sind dabei sehr wild, überfallen die Agows, verkaufen die gefangenen Kinder, schießen mit 1½ Ellen langen vergifteten Pfeilen, jagen Elephanten und Rhinoceros, essen alles ohne Unterschied, wohnen unter Bäumen und in Höhlen, nach Beschaffenheit der Jahreszeit in einem heißen waldigen Lande, theilen sich in zwei Stämme, und diese in Familien, deren Häupter in den Versammlungen die Nation vorstellen. Beide Geschlechter gehen unverheirathet nackend; verheirathet aber bedecken sie den Unterleib. Sie sind Heiden, und haben Zauberer unter sich.

3) Die Gallas, südlich von den Agows, sind braun, und haben langes schwarzes Haar, das sie mit Ochsendärme durchflechten, die sie auch um den Leib tragen, bestreichen sich mit Fett, gehen bis auf eine Schürze von Ochsenhaut, und bis auf ein Halstuch von Ziegenfellen, nackend, essen unter andern rohes Kuhfleisch, und färben sich mit dem Blute, nähren sich auch von Gewächsen, säen und backen, und leben in Polygamie, die aber nicht überall gewöhnlich ist. Der älteste Sohn erbt vom Vater alles, nur muß er den Schwestern so viel herausgeben, als ihnen der Vater bestimmt hat, der bei zunehmenden Alter und Unfähigkeit am Kriege Theil zu nehmen, dem Sohne alles Vermögen abtreten muß, wogegen er von ihm ernährt wird. Sie sind Fetischdiener, d. h. sie verehren allerlei natürliche Gegenstände als Götter, z. B. den Mond, einige Sterne, gewisse Steine ꝛc., glauben an Zauberei, aber auch an ein Leben nach dem Tode. Einige Völkerschaften bekennen sich zur muhamedanischen Lehre, bei allen aber ist die Beschneidung Sitte. Sie sind eigentlich Nomaden, beschäftigen sich mehr mit der

Viehzucht, als mit dem Ackerbau, und theilen sich in drei Abtheilungen, jede von sechs bis sieben Völkerschaften. Ein solcher Theil wohnt östlich nach dem indischen Meere zu, der andere an der Südseite des Nils, und südlich von den Agows, und der dritte westlich von Habesh. Jede von diesen Abtheilungen wählt sich einen König aus den adlichen Familien, und jedes 8te Jahr einen Kriegsanführer. Ein Galla König sitzt bei der Audienz in einer großen, aber elenden Hütte auf der Erde, und seine Hofleute mit Knitteln in den Händen an der Wand. Tritt nun der Fremde, welcher Gehör verlangt, ins Zimmer, so wird er mit Schlägen empfangen, um ihm von der Tapferkeit der Nation einen kleinen Begriff zu machen. Wenn sie einen Eid schwören, so bestreichen sie ein Schaaf mit Butter, legen ihre Hände auf den Kopf desselben und schwören, das Versprechen zu erfüllen, und diesen Schwur brechen sie nie. Alles verräth bei ihnen den kriegerischen Muth, der sie ihren Nachbarn so furchtbar macht. Ein Jüngling wird nicht eher als Mann anerkannt, bis er einen Feind erlegt hat. Wer bei der Mahlzeit zuerst nach den besten Bissen zugreifen will, muß auch der vorderste im Treffen seyn. Sie führen Spieße, Pfeile, Kolben, sind bei Überfällen gut zu gebrauchen, marschiren schnell, setzen durch Flüsse, können aber nicht lange aushalten, und bezeichnen ihre Märsche mit Grausamkeiten und Schandthaten, indem sie brennen, morden, und im Kriege keine Mannszucht halten, so sehr sie auch zu Hause zu der strengsten Ordnung gewöhnt sind. Sie greifen hitzig und mit Geschrei an, und ein Gefecht mit ihnen ist immer gefährlich, denn ihre Losung ist Sieg oder Tod. Von ihren Gefangenen tödten sie die Männer, lassen aber die Jünglinge am Leben. Werden sie geschlagen, so ziehen sie sich in Wüsteneien zurück. Sie haben schon viele Provinzen von

dem

Taf. III.

OF
WYOH.

dem habeshinischen Reiche abgerissen, Cambata und Narea von dem Hauptbande völlig getrennt, und würden vielleicht schon längst das ganze Reich unterjocht haben, wenn ihre Stämme immer einig wären.

4) Die Guragne, südöstlich von Gojam, ein wildes, räuberisches Volk, das einige elende Dörfer, mehrentheils aber Erd- und Berghöhlen bewohnt, sich auf Zauberei legt, und aus Ochseneingeweiden wahrsagt, geben dem Könige von Oggy einen Tribut an Golde, 1000 Ochsen und wilde Thierhäute, lassen sich lieber todtschlagen, als gefangen nehmen, weshalb man auch keine Sclaven von dieser Nation antrifft, und folgen, in der Absicht zu stehlen, den habeshinischen Lägern. Sie verbergen sich nehmlich nackend und mit Fett beschmiert unter ein Reisbund, das sie sich auf den Rücken heften, und kriechen so nach dem Orte hin, wo sie stehlen wollen. Entdeckt man sie, so lassen sie das Bund fahren und laufen davon, und wegen des fettigen Körpers entgleiten sie dem, der sie halten will, versetzen ihm auch wohl mit einem spitzen Messer eine tödtliche Wunde.

5) Die Gafates, am südlichen Nil, bilden eine zahlreiche Nation, reden eine eigene Sprache, sind Heiden, verehren den Nil, führen ein elendes, nomadisches Leben, und werden als Fremdlinge angesehen und verachtet. In ihrem Lande soll viel Gold gefunden und trefflicher Cattun gewebt werden. — Andere minder bekannte Nationen übergehen wir, und wenden uns südlich zu dem

Königreiche Adel,

das sich von der Straße Babelmandab bis zum Cap Guardafui erstreckt, und von einem Könige oder Imam beherrscht wird, der sich mit seinem Volke zur muhamedanischen Religion bekennt. Die Küste ist 120 Meilen lang, hoch, eben, aber dürr und unwirthbar, und hat

nur an zwei Stellen Waſſer, öſtlich vom Berge Felix, und 10 Meilen öſtlicher bei Khaji. Das innere Land hat Myrrhen, Getreide, Ölgewächſe, Honig, Wachs, Schaafe, Rindvieh, Elfenbein und Gold. Der Hafen Zaila, der Meerenge gegenüber, führt den Arabern Lebensmittel zu. Das Verkehr zwiſchen Adel und Habeſh wird durch die Gallas verhindert. Zehn Tagereiſen von Zaila landeinwärts iſt die Reſidenz, Aura oder Aucagurale. — Die Einwohner von Adel ſind ſchwärzlich, groß, hager, ſtarkknochig, treulos und grauſam, vornehmlich die Küſtenbewohner, welche die hier landenden Schiffe wegnehmen, und die Mannſchaft tödten; ſie kleiden ſich in lange Hoſen, in einen kameelhaarenen oder wollenen Rock, der vorne offen iſt und keine Ärmel hat, und in einen groben Turban. An Adel grenzt

die Küſte Ajan,

vom Cap Guardafui bis Zanguebar, und iſt ein Theil der Oſtafrikaniſchen Küſte, deren Länge vom genannten Vorgebirge bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung faſt 910 deutſche Meilen beträgt, und größtentheils ſehr niedrig liegt, oft überſchwemmt wird, undurchdringliche Waldungen, und ein ſehr heißes, ungeſundes Clima hat. Die Hauptbewohner ſind Araber und Heiden, die wenig Ackerbau, mehr Jagd, und tiefer im Innern Viehzucht treiben. Ajan hat die Producte wie Adel. Zwiſchen Guardafui und Magadoxo liegt eine öde, ſandige, nur hie und da von Straußen durchzogene Wüſte.

Die Küſte Zanguebar

erſtreckt ſich vom Fluße Quilmanoi bis zum Cap Delgado, iſt niedrig, ſumpfig, waldig, voll Flüße und Bäche, mit Inſeln beſetzt, hat ungeſunde Luft, aber größere Fruchtbarkeit als Ajan, daher ſie Lebensmittel dahin ſchickt. Auf dieſer Küſte liegt

Das Reich Magadoxo, das an Getreide, Reis, Früchten, Rind- und Schaafvieh, Pferden und Kameelen, einen Überfluß, Bären, Panther, Leoparden, Strauße und andere Thiere, wahrscheinlich auch Gold und Silber hat. Die Einwohner sind weiß, olivenfarbig und schwarz, sprechen arabisch, sind träge, und handeln wenig, auch kommen selten Europäer hieher, weil es an sichern Ankerplätzen fehlt, und sie keine freundliche Aufnahme finden. Der Gemeine nährt sich von Reis, Öl und Früchten; der Vornehme ißt außerdem noch Rind- und Hammelfleisch, und Wild, selten Fische und Geflügel. Alle Speisen werden mit Pfeffer und Salz stark gewürzt. Man kocht im Freien, um nicht die Hitze in den Häusern zu vermehren. Matten, auf dem Boden ausgebreitet, sind die Tische und zugleich die Betten. Das gemeine Volk geht nackt, nur der Vornehme bekleidet sich mit selbst gemachtem Zeuge aus Baumrinde, von der Brust bis auf die Füße. Gegen einander zeigen sie Freundschaft und Gastfreiheit, nur nicht gegen Europäer, weil die Portugiesen ehedem hier Sklaven holten. In ihren Tempeln und Häusern stehen Götzenbilder, die der Wolfsgestalt ähnlich sind. Vermuthlich haben sie den muhamedanischen mit Fetischdienst vermischt. Der König, welcher in der ziemlich großen und schönen, ohnweit der See gelegenen, mit hohen Thürmen und Moscheen, und mit steinernen, plattgedachten und bunt angestrichenen Häusern versehenen Stadt Magadoxo wohnt, die einigen Handel treibt, hat weder Hofstaat, noch Leibwache, und keiner, der ihm begegnet, grüßt ihn. Die Königinn unterscheidet sich von dem übrigen Frauenzimmer nur durch ein roth oder grün seidenes Kleid, und durch ein mit vielfarbigen Federn geschmücktes Haar. Nur auf Reisen, die der König auf einem Elephanten unternimmt, hat er Begleitung. Er hält, von

einigen Räthen unterſtützt, ſelbſt Gericht, und läßt die Verbrecher entweder todtſchlagen, oder wilden Thieren vorwerfen. — Nicht weit von der Stadt ſind die Begräbnißplätze für die königliche Familie. Der größte, für die Könige, mißt 80 Quadratfuß. Die Gräber darin ſind von ſchwarzen und weißen Marmor, jedes mit einer Kuppel und Pyramide gezirt. In denſelben ſtehen 45 goldene Urnen, welche die Aſche von ſo viel Königen enthalten, und um ſie her hängen goldene Lampen. Der Königinnen Platz hält 50 Quadratfuß, und ſchließt 56 goldene Urnen in ſich. Der dritte iſt für die Prinzen, und der letzte für die Prinzeſſinnen, den Adel, und die vornehmſten Staatsbedienten beſtimmt. Südlich wohnen die Maracaten, ſie ſind nicht ſo ſchwarz, als die übrigen Küſtenbewohner, wohlgebaut, ſehr gewandt und ſcharfſichtig, aber bösartig und diebiſch, verſchneiden gefangene Knaben, und verkaufen die beſten Sclaven auf der ganzen Oſtküſte. — Landeinwärts nach Habeſh zu wohnen die mächtigen Machidas, deren König von den alten habeſhiniſchen Fürſten abſtammt, und faſt immer mit den Habeſhinern Kriege führt. Ihnen im Rücken ziehen die ſechs Nationen der Gallas umher.

Brava iſt eine anſehnliche Landſchaft an der Küſte, die unter einem Schech ſteht, der in der Stadt Brava reſidirt. Gemeiniglich nennt man dieſen Staat eine Republik.

Das Königreich Jubo, dicht am Äquator, an Ambra, wovon der ſchwarze der wohlfeilſte iſt, und an Cocosbäumen, Elephanten, Hirſchen, Gazellen und Affen, reich, trieb ſonſt einen beträchtlichen Handel mit den Portugieſen.

Pate, iſt ein arabiſcher Staat, mit einer gleichnahmigen und andern Küſtenſtädten, von denen man Elfenbein und Sclaven holt. —

Landeinwärts wohnen die rohen, barbarischen Mossegueios, die sich hauptsächlich von der Viehzucht nähren, und das Rindvieh zur Ader lassen, damit es nicht zu fett werde. Sie trinken das Blut. Junge Leute erhalten nicht eher ein öffentliches Amt, bis sie einen Feind erlegt haben.

An der Küste haben die Portugiesen einige wichtige Niederlassungen, als Melinda, die vornehmste Stadt auf ganz Zanguebar, mit einem geräumigen Hafen. Sie liegt auf einer schönen Ebene am felsigten Ufer, ist groß, mit Palmen- und Orangenwäldern umgeben, und hat schöne Straßen mit hohen, flachgedachten Häusern. Lebensmittel liefert sie im Überflusse. Die Eingebornen sind schwarz, wohlgebildet, stark, mit lockigem Haare, und die Araber olivengelb und reich, kleiden sich, den obern Leib ausgenommen, in Kattun und Seide, und tragen einen Turban; die Weiber verschleiern sich. Man führt Gold, Ambra, Elfenbein, Wachs und Pech aus. Der König ist ein Muselmann, und hat einen glänzendern Hofstaat, als die südlichern Majestäten. Will er ausgehen, so tragen ihn die Hofleute auf den Schultern, und parfümiren die Straßen. Kommt er nach einem andern Orte, so wird er von Mädchen mit Blumen, Weihrauch und Loblie-dern empfangen. — 15 Meilen südlicher liegt auf einer von Natur festen, und an Lebensmitteln und Wasser reichen Flußinsel, auf einem Felsen die große, schöne Stadt Mombaza, deren Hafen von einer Schanze vertheidigt wird. Die mehresten Gebäude sind von Steinen. Die Bewohner sind ebenfalls Araber, und in der Farbe verschieden. Der Hafen ist immer voll Schiffe, die auswärtige Artikel bringen, und Elfenbein, Honig und Wachs abholen. — Etwas südlicher, nahe an der Küste, liegen drei beträchtliche Inseln und Reiche, Pemba, Zan-

einigen Räthen unterſtützt, ſelbſt Gericht, und läßt die Verbrecher entweder todtſchlagen, oder wilden Thieren vorwerfen. — Nicht weit von der Stadt ſind die Begräbnißplätze für die königliche Familie. Der größte, für die Könige, mißt 80 Quadratfuß. Die Gräber darin ſind von ſchwarzen und weißen Marmor, jedes mit einer Kuppel und Pyramide gezirt. In denſelben ſtehen 45 goldene Urnen, welche die Aſche von ſo viel Königen enthalten, und um ſie her hängen goldene Lampen. Der Königinnen Platz hält 50 Quadratfuß, und ſchließt 56 goldene Urnen in ſich. Der dritte iſt für die Prinzen, und der letzte für die Prinzeſſinnen, den Adel, und die vornehmſten Staatsbedienten beſtimmt. Südlich wohnen die Maracaten, ſie ſind nicht ſo ſchwarz, als die übrigen Küſtenbewohner, wohlgebaut, ſehr gewandt und ſcharfſichtig, aber bösartig und diebiſch, verſchneiden gefangene Knaben, und verkaufen die beſten Sclaven auf der ganzen Oſtküſte. — Landeinwärts nach Habeſh zu wohnen die mächtigen Machidas, deren König von den alten habeſhiniſchen Fürſten abſtammt, und faſt immer mit den Habeſhinern Kriege führt. Ihnen im Rücken ziehen die ſechs Nationen der Gallas umher.

Brava iſt eine anſehnliche Landſchaft an der Küſte, die unter einem Schech ſteht, der in der Stadt Brava reſidirt. Gemeiniglich nennt man dieſen Staat eine Republik.

Das Königreich Jubo, dicht am Äquator, an Ambra, wovon der ſchwarze der wohlfeilſte iſt, und an Cocosbäumen, Elephanten, Hirſchen, Gazellen und Affen, reich, trieb ſonſt einen beträchtlichen Handel mit den Portugieſen.

Pate, iſt ein arabiſcher Staat, mit einer gleichnahmigen und andern Küſtenſtädten, von denen man Elfenbein und Sclaven holt. —

Landeinwärts wohnen die rohen, barbariſchen Moſſegueios, die ſich hauptſächlich von der Viehzucht nähren, und das Rindvieh zur Ader laſſen, damit es nicht zu fett werde. Sie trinken das Blut. Junge Leute erhalten nicht eher ein öffentliches Amt, bis ſie einen Feind erlegt haben.

An der Küſte haben die Portugieſen einige wichtige Niederlaſſungen, als Melinda, die vornehmſte Stadt auf ganz Zanguebar, mit einem geräumigen Hafen. Sie liegt auf einer ſchönen Ebene am felſigten Ufer, iſt groß, mit Palmen- und Orangenwäldern umgeben, und hat ſchöne Straßen mit hohen, flachgedachten Häuſern. Lebensmittel liefert ſie im Überfluſſe. Die Eingebornen ſind ſchwarz, wohlgebildet, ſtark, mit lockigem Haare, und die Araber olivengelb und reich, kleiden ſich, den obern Leib ausgenommen, in Kattun und Seide, und tragen einen Turban; die Weiber verſchleiern ſich. Man führt Gold, Ambra, Elfenbein, Wachs und Pech aus. Der König iſt ein Muſelmann, und hat einen glänzendern Hofſtaat, als die ſüdlichern Majeſtäten. Will er ausgehen, ſo tragen ihn die Hofleute auf den Schultern, und parfümiren die Straßen. Kommt er nach einem andern Orte, ſo wird er von Mädchen mit Blumen, Weihrauch und Lobliedern empfangen. — 15 Meilen ſüdlicher liegt auf einer von Natur feſten, und an Lebensmitteln und Waſſer reichen Flußinſel, auf einem Felſen die große, ſchöne Stadt Mombaza, deren Hafen von einer Schanze vertheidigt wird. Die mehreſten Gebäude ſind von Steinen. Die Bewohner ſind ebenfalls Araber, und in der Farbe verſchieden. Der Hafen iſt immer voll Schiffe, die auswärtige Artikel bringen, und Elfenbein, Honig und Wachs abholen. — Etwas ſüdlicher, nahe an der Küſte, liegen drei beträchtliche Inſeln und Reiche, Pemba, Zan-

einigen Räthen unterſtützt, ſelbſt Gericht, und läßt die Verbrecher entweder todtſchlagen, oder wilden Thieren vorwerfen. — Nicht weit von der Stadt ſind die Begräbnißplätze für die königliche Familie. Der größte, für die Könige, mißt 80 Quadratfuß. Die Gräber darin ſind von ſchwarzen und weißen Marmor, jedes mit einer Kuppel und Pyramide gezirt. In denſelben ſtehen 45 goldene Urnen, welche die Aſche von ſo viel Königen enthalten, und um ſie her hängen goldene Lampen. Der Königinnen Platz hält 50 Quadratfuß, und ſchließt 56 goldene Urnen in ſich. Der dritte iſt für die Prinzen, und der letzte für die Prinzeſſinnen, den Adel, und die vornehmſten Staatsbedienten beſtimmt. Südlich wohnen die Maracaten, ſie ſind nicht ſo ſchwarz, als die übrigen Küſtenbewohner, wohlgebaut, ſehr gewandt und ſcharfſichtig, aber bösartig und diebiſch, verſchneiden gefangene Knaben, und verkaufen die beſten Sclaven auf der ganzen Oſtküſte. — Landeinwärts nach Habeſh zu wohnen die mächtigen Machidas, deren König von den alten habeſhiniſchen Fürſten abſtammt, und faſt immer mit den Habeſhinern Kriege führt. Ihnen im Rücken ziehen die ſechs Nationen der Gallas umher.

Brava iſt eine anſehnliche Landſchaft an der Küſte, die unter einem Schech ſteht, der in der Stadt Brava reſidirt. Gemeiniglich nennt man dieſen Staat eine Republik.

Das Königreich Jubo, dicht am Äquator, an Ambra, wovon der ſchwarze der wohlfeilſte iſt, und an Cocosbäumen, Elephanten, Hirſchen, Gazellen und Affen, reich, trieb ſonſt einen beträchtlichen Handel mit den Portugieſen.

Pate, iſt ein arabiſcher Staat, mit einer gleichnahmigen und andern Küſtenſtädten, von denen man Elfenbein und Sclaven holt. —

Landeinwärts wohnen die rohen, barbariſchen Moſſegueios, die ſich hauptſächlich von der Viehzucht nähren, und das Rindvieh zur Ader laſſen, damit es nicht zu fett werde. Sie trinken das Blut. Junge Leute erhalten nicht eher ein öffentliches Amt, bis ſie einen Feind erlegt haben.

An der Küſte haben die Portugieſen einige wichtige Niederlaſſungen, als Melinda, die vornehmſte Stadt auf ganz Zanguebar, mit einem geräumigen Hafen. Sie liegt auf einer ſchönen Ebene am felſigten Ufer, iſt groß, mit Palmen- und Orangenwäldern umgeben, und hat ſchöne Straßen mit hohen, flachgedachten Häuſern. Lebensmittel liefert ſie im Überfluſſe. Die Eingebornen ſind ſchwarz, wohlgebildet, ſtark, mit lockigem Haare, und die Araber olivengelb und reich, kleiden ſich, den obern Leib ausgenommen, in Kattun und Seide, und tragen einen Turban; die Weiber verſchleiern ſich. Man führt Gold, Ambra, Elfenbein, Wachs und Pech aus. Der König iſt ein Muſelmann, und hat einen glänzendern Hofſtaat, als die ſüdlichern Majeſtäten. Will er ausgehen, ſo tragen ihn die Hofleute auf den Schultern, und parfümiren die Straßen. Kommt er nach einem andern Orte, ſo wird er von Mädchen mit Blumen, Weihrauch und Lobliedern empfangen. — 15 Meilen ſüdlicher liegt auf einer von Natur feſten, und an Lebensmitteln und Waſſer reichen Flußinſel, auf einem Felſen die große, ſchöne Stadt Mombaza, deren Hafen von einer Schanze vertheidigt wird. Die mehreſten Gebäude ſind von Steinen. Die Bewohner ſind ebenfalls Araber, und in der Farbe verſchieden. Der Hafen iſt immer voll Schiffe, die auswärtige Artikel bringen, und Elfenbein, Honig und Wachs abholen. — Etwas ſüdlicher, nahe an der Küſte, liegen drei beträchtliche Inſeln und Reiche, Pemba, Zan-

zibar und Monsia, die an Reis, Hirse, Zuckerrohr, Orangen und andern Früchten fruchtbar sind, auch viel Vieh haben, und diese Producte auf kleinen unbedeckten Fahrzeugen nach dem festen Lande bringen. Die Insulaner, kleine, schwache Leute, holen aus Mombaza cambajische seidene und baumwollene Zeuge, aus Sofala Gold, und aus Madagascar Silber. Die Weiber tragen kostbares Geschmeide. Jede Insel steht unter einem Schech.

Die Landschaft Quiloa, von Mombaza bis Mozambique, hat eine gefährliche Küste, mehrerlei Pflanzen, unter andern viel Palmen, und vortreffliches Wasser. Die Einwohner sind Araber und muhamedanischer Religion, weiß, olivengelb und schwarz, sprechen arabisch, kleiden sich gut in Seide und Kattun, und schmücken sich mit Gold und Silber. Die Stadt Quiloa, wo ein König residirt, hat hohe, steinerne Häuser, mit flachen Dächern und Gärten, und handelt mit Sofala, von wo sie vornehmlich Gold bekommt, das Fremde wieder abholen. Die kleinen Fahrzeuge werden mit wilden Weihrauch ausgepicht. Die Portugiesen besitzen ein Fort.

Die Küste von Mozambique,

deren südlicher Theil die Senaküste genannt wird, reicht vom Cap Delgado bis Cap Corrientes. Sie hat von der kleinen Insel Mozambique den Namen, deren Hafen sicher und tief ist. Die Küstenbewohner sind schwarz, mit kurzen Haaren, großem Gesichte, dicken Lippen und weißen Zähnen, streichen sich mit gefärbter Erde an, durchbohren die Lippen, um Knochen und dergleichen durchzustecken, sind furchtsam, und gehen nackend, bis auf eine Schürze von Rinde oder Blättern. Elephanten und andere Thiere sind hier sehr häufig, und Rindvieh kann man sehr wohlfeil gegen Messer, Hemden und andere Klei-

nigkeiten eintauschen. Gold ist auch zu haben. Allein die Insel ist unfruchtbar, und muß die Lebensmittel, womit sich die portugiesischen Schiffe hier zu versehen pflegen, vom festen Lande holen. Ein Scherif beherrscht die mauriſchen Einwohner, steht aber unter der Hohheit der Portugiesen, die am Hafen eine gute Festung mit Magazinen angelegt haben. Der Gouverneur, der alle 3 Jahre verändert wird, bereichert sich durch den von ihm abhängigen Handel, den Portugiesen, Indier und Araber betreiben, und auf der ganzen Ostafrikaniſchen Küste nirgends stärker ist, als hier, so daß auch Mozambique die Preise der Waaren für die übrigen Örter bestimmt. Jährlich verschickt dieser Hafen Goldbarren, Ambra, und 3 Schiffsladungen mit Elfenbein nach Goa in Asien, wogegen man solche Waaren einführt, welche bei den Schwarzen beliebt sind, als Tücher, Korallen u. s. w. Wer aber mit solchen Dingen handeln will, muß sie erst aus den genannten Magazinen kaufen. Von Madagascar tauscht man Lebensmittel ein, z. B. einen Ochsen gegen ein Paar Barbiermesser, ein Schwein gegen eine Jacke ꝛc. Die Stadt Mozambique ist offen, und hat nur 350 steinerne unansehnliche Häuser, ungesunde Luft, besonders im September, Wassermangel, weshalb das Regenwasser in Cisternen gesammlet und zuweilen portionweise vertheilt wird, 2000 Einwohner, 3 Kirchen und 3 Klöster, das eine mit einem reichen Krankenhause, worüber die barmherzigen Brüder die Aufsicht führen.

Die Küste wird durch einen breiten Meeresarm, der gewöhnlich der Kanal von Mozambique genannt wird, und durch die Menge seiner Klippen und Sandbänke den Seefahrern gefährlich ist, von der

Insel Madagascar

getrennt, welche zwischen dem 12 und 26° südlicher Breite liegt, und

225 Meilen von Nordoſt nach Südweſt lang, aber höchſtens nur 60 Meilen breit iſt. Der Flächeninhalt beträgt 10500 Meilen, folglich iſt ſie eine der größten Inſeln der Erde. Eine hohe mit Waldungen bedeckte Bergkette, deren höchſte Spitzen etwas über 1700 Klafter betragen mögen, und ſich nördlich mit dem Vorgebirge Ombra oder Natal, und ſüdlich mit dem Vorgebirge S. Maria oder Ramain endigt, durchſchneidet die Inſel der Länge nach, und giebt vielen Bächen und großen Flüſſen Urſprung und Nahrung. Die größten darunter, die ihr Waſſer dem Meere mittheilen, ſind: der Fanſhere, Mananghare, Mandrerei, Manſiatre und Yongelahe. Madagascar hat, ſo weit man es kennt, die vortrefflichſten und verſchiedenſten Anſichten. Auf den Ebenen und Hügeln erblicken wir eine nie unterbrochene Vegetation, zahlreiche Heerden von Rind- und Schaafvieh auf den fetteſten Wieſen, die von vielen Bächen in mäandriſchen Wendungen bewäſſert werden, und mit Blumen bedeckt ſind, deren Glanz und Mannigfaltigkeit die unſrigen weit zurücklaſſen, und blühenden Ackerbau, den die Natur faſt allein befördert, denn die Inſulaner reißen kaum den Boden auf, düngen ihn nicht mit ihrem Schweiße, und erndten doch hundertfältig. So wechſeln angebaute Felder, belebte Wieſen und grüne Hügel, durch Baumgruppen, welche die Natur gepflanzt hat, verſchönert, angenehm mit einander ab. In den Wäldern, dem Aufenthalte verſchiedener wilder Thiere, finden wir die tiefſte Einſamkeit, empfinden eine unter dieſem Himmel überraſchende Kühle in einem der Sonne unzugänglichen Schatten, und hören von allen Seiten die Echos von dem Gebrülle des Wildes. Nach den Bergen zu, wo die Hitze wegen der höhern Lage weniger läſtig iſt, haben die Felder ein wüſteres Anſehen, und die Heerden irren ohne Hirten umher. Die Gebirge ſelbſt enthalten wilde, ſchauerliche Gegen-

den

den, mit nackten unzugänglichen Felsen, rauschenden Wasserfällen, dicken Waldungen und tiefen Abgründen, kurz, diese Ansichten können nirgends erhabener, nirgends mahlerischer seyn, als hier. Bei dem trefflichen Clima, das nur einen lauen Frühling und einen durch Land- und Seewinde gemilderten viermonatlichen Sommer herbeiführt, gedeihen innländische und Europäische Gewächse in der größten Menge und Verschiedenheit, so daß es wenige Länder auf der Erde giebt, die ihre Bewohner so reichlich nähren, und wenige, wo der Seefahrer alle Arten von Erfrischungen in größerer Menge und wohlfeiler erhalten kann. Es würde uns zu weit führen, alle hiesige bekannte Gewächse anzuzeigen und zu beschreiben; ich will also nur die vornehmsten berühren, von denen die Einwohner täglichen Gebrauch machen. Dies sind Reis, wovon eine Art durch Kochen eine Rosenfarbe erhält; mehrere Arten von Bohnen und Erbsen, mannshohe Hirse, verschiedene Yams und Ignames, auch Fanghits, oder wilde Yamswurzeln, die die Dicke eines Menschen erreichen, eine röthliche Rinde und zarten Geschmack haben, leicht zu verdauen sind, den Urin treiben, und Hunger und Durst zugleich stillen; Kürbisse, Melonen, Wassermelonen, Senf, Betel, Ananas, Bananas, Zuckerrohr, wovon die Insulaner nur einen Syrup kochen, der einen scharfen Geschmack hat; Zwiebelgewächse, vielerlei Arten von Beeren, worunter die geschätzten Erdbeeren von Madagascar, die auf dem Toulouc-Gesträuche wachsen; Wein, der im Januar reift; vielerlei Öl- und Arzeneipflanzen, Ingwer, weißen Pfeffer, Kardamommen, Taback, Hanf, dessen Blätter zur Betäubung geraucht werden; Bagnets, aus welcher Pflanze man sehr guten Indigo verfertigt, indem man Blätter und Stängel, sobald die Pflanze in der Blüthe ist, im Wasser faulen läßt, wodurch es veilchenblau wird, und

nachher, wenn die Farbe ſich verdunkelt, Stängel und Blätter herausnimmt, eine beſtimmte Menge Olivenöl hinzugießt, das Waſſer abzapft, und den zu Boden gefallenen Indigo im Schatten trocknet. Ferner bringt die Inſel hervor, Baumwolle, baumhohen Jesmin, Buchsbaum, Epheu, Tauſendfuß, das man wegen ſeines guten Geruchs zu Guirlanden gebraucht, ſo wie die wohlriechenden Blätter des Geſträuchs Teulon-gouala zu Kopfkiſſen; ſüße und ſaure Granaten, ſieben Arten von Citronen, von der Größe einer Pflaume bis zu der eines Kinderkopfes; Gift-, Benzoe- und indianiſche Feigenbäume, aus deren in die Erde gelaſſenen Zweigen neue dicke Stämme hervorkommen, deren Rinde ein gutes Tauwerk liefert; Plantanen, Cypreſſen, Tamarinden, Ebenholz, Saudrahabäume, deren Holz ſchwärzer als Ebenholz und glatt wie Horn iſt; vielerlei Gummibäume, auch ſolche, die das beſte Drachenblut geben; Cocos-, Areka- und andere Palmen, wozu auch der Ravenbaum oder das indianiſche Blumenrohr gehört, deſſen Herz gleich dem der Kohlpalme zubereitet und gegeſſen, aus den Beeren Mehl, und aus deren Hülſen Öl bereitet wird, die feſten und biegſamen Rippen der Blätter aber, künſtlich geflochten, zu Wänden und Verſchlägen der Häuſer angewendet, die Blätter ſelbſt zur Bedachung, zu Schüſſeln, Tellern und Taſſen benutzt werden, die, weil man ſie nur einmal gebraucht, immer reinlich ſind, und aus deſſen Stamme man ſehr breite Bretter ſchneidet. Mit den Blättern des Ampali polirt man Eiſen und befreit es vom Roſte; aus dem Safte des Finguerebaums verfertigt man Fackeln, die ohne Docht brennen und gut leuchten. Der Anaze, ein Pyramidenbaum, trägt eine Art Kürbiſſe mit einem weißen eßbaren Marke; der Anacomptis birnenähnliche Früchte, die eine ſüße Milch einſchließen; der Ravendſara, ein lor-

beerähnlicher Baum, alle 3 Jahr Blätter und grüne Nüſſe, die beide wie Gewürznelken riechen, ſchmecken und deren Kraft haben; und der hohe Laben, deſſen hartes rothes Holz zu Hausgeräthen dient, eine olivenähnliche Frucht, die einen ölichten, weißen, ſchmackhaften Kern enthält. Das Holz des Sanzenelahe riecht ſtärker als Kümmel, und heilt Hautverletzungen. Von dem hohen, dicken und ſtark belaubten Foorahabaume ſammlet man einen grünen wohlriechenden Balſam zum Verſetzen der Öle, womit ſich die Frauenzimmer die Haare einreiben, und von dem hohen und ſtarken Harame, deſſen grüne Rinde ein weißes zu Schiffsplanken dienliches Holz deckt, ein weißes aromatiſches Harz, welches die Weiber zu einem Teige kneten, um ſich das Geſicht damit zu reiben und die Haut friſch zu erhalten. Die äußere Schaale der Nuß dieſes Baumes iſt ebenfalls gewürzhaft. Wilde Muskatnußbäume, von denen man eben ſo gut Gebrauch macht, wie von den mannigfaltigen Farbehölzern, findet man ſehr häufig. Die verbrannte Rinde der Schirapalme giebt ein gutes Kochſalz; der Voua-azigné, der geradeſte und höchſte Baum auf der Inſel, theils ein gelbes, ſchweres und hartes Holz zum Schiff- und Häuſerbau, theils ein gelbes geruchloſes Harz, theils ein klares wohlſchmeckendes Öl, womit die Madekaſſen ihre Reisſpeiſen zubereiten, und der Laffabaum lange Fäden, die man zu Stricken verarbeitet. Die aſchgraue Rinde des Fimpi, die wie Moſchus riecht und ſchärfer als Pfeffer ſchmeckt, wird des Wohlgeruchs wegen gebrannt. Der Tevartnabaum ſieht einer Pyramide mit ſieben Abſätzen ähnlich, und hat einen geraden glatten Stamm, um welchen die dichtbelaubten Zweige wagerecht ſtehen. Der Fotersbé iſt einer der höchſten Waldbäume, deſſen Holz zum Brennen dient. Mehrere Holzarten haben die guten Eigen-

schaften, daß sie nicht von Würmern angegriffen werden und nicht verwesen, daher man sie zu Fahrzeugen und zum Hausbau gebraucht. Verschiedene Bäume liefern ansehnliche Blätter zu Bedachungen, andere hartes Holz zu Geräthen und Waffen, und noch andere faserige Rinden zu Tauwerk. Verschiedene Rankengewächse sind den Einwohnern auf mehr als eine Art nützlich, z. B. das Baraucoco, dessen Holz zu Reifen gebraucht wird. Die Rinde, deren mittelste Haut am Feuer wie Lack schmilzt und riecht, liefert ein rothes Gummi. Woamene ist ein kriechendes Gewächs, das rothe Erbsen trägt, der man sich beim Goldlöthen statt Borax bedient. Eine kleine, flachsähnliche Pflanze, Anboutou, die einen säuerlichen Geschmack hat und stärkend ist, pflegen die Einwohner zu kauen, um Zähne und Lippen zu schwärzen, und einen angenehmen Athem zu erhalten. Mit den Blättern des Barbattenbaumes füttert man die Seidenwürmer, und aus dem dicken und hohen Bambusrohre, das in manchen Gegenden sehr häufig wächst, werden Töpfe, Eimer, Flaschen, Messer, Schreibfedern, Tabackspfeifen und Violinen verfertigt, ja man gebraucht es sogar zu Thürpfosten, Kähnen, Dächern, Ställen und Tragesesseln.

Das Thierreich verschafft den Insulanern ebenfalls große Vortheile. Sie ziehen Rinder, Schaafe, Ziegen und Hühner. In den grasreichen Thälern weiden Ochsen 7 bis 800 Pfund schwer. Es giebt hier drey Arten davon: mit, ohne und mit losen herabhängenden Hörnern, alle aber haben einen Fettklumpen zwischen den Schulterblättern. Die Schaafe haben Fettschwänze von 15 bis 24 Pfund, und sind vorzüglich schmackhaft. Die Wälder beherbergen wilde Ochsen, Schweine, Stachelschweine, Affen, Meerkatzen, Eichhörner, Dachse, Zibethkatzen, wilde Esel, Wölfe, und außerdem sieht man auch hier Kamäleons, Krokodille,

Fledermäuse von Kapaunengröße, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, mehrere Arten von Waldhühnern, Fasanen, Tauben, Gänse, Enten, Papagaien und andere Vögel; Scorpionen, Ameisen, Bienen, Seidenwürmer, Heuschrecken und Fliegen zur Plage der Menschen und des Viehes; eßbare Fluß- und Seefische, Hummern, Austern und überhaupt vielerlei Schalthiere an den Küsten. In dem nahen Meere fängt man Wallfische.

Eisen und Stahl findet man überall, besonders südlich, in den nördlichen Gegenden mehr Kupferminen; außerdem aber große Blöcke von Bergkrystall, Edelsteine, Salpeter, Steinsalz, Ambra, mineralische Wasser, und darunter warme Bäder. Die Eisenerze werden zerrieben und zerstampft, in Haufen zwischen vier mit Thonerde überzogene Steine gelegt, und durch ein mit einer doppelten hölzernen Pumpe vermehrtes Feuer in einer Stunde in Fluß gebracht, wodurch man ein geschmeidiges Eisen bekömmt.

Die Madekassen sind von schwarzer, schwärzlicher, Kupfer- und Olivenfarbe, mit kurzem krausen, wolligen Haar, von guter Bildung, mittler Größe, gewandt, munter und kraftvoll. Die Nichtschwarzen, größtentheils arabischen Ursprungs, theilen sich in Stämme. Der Stamm der Zaffe Rahimini in den Landschaften Arcossi und Carcanossi, beherrscht eigentlich die übrigen Insulaner. Er theilt sich wieder in drey Klassen, in Rhoandrians (Fürsten), aus denen der Monarch gewählt wird, und die mit ihm die Kabars (Versammlungen) halten, um darin ihre Urtheile über Staatsangelegenheiten zu geben; in Anakandrians, die aus den Ehen jener mit Negerinnen entstanden, und in Ontsatsi, Abkömmlinge von Matrosen, die mit den Arabern hieher gekommen sind, eine etwas röthliche Haut haben, sich vom Fisch-

fange nähren, und wie jene beiden, freie Leute und brave Soldaten sind, aber nur Hühner, nicht wie jene, großes Vieh schlachten dürfen. Die Zaffe Ibrahim, auf der Insel S. Marie und der nahen Küste, sind auch nicht schwarz, scheinen von Juden abzustammen, verehren Noah, Abraham, Moses und David, beschneiden sich, feiern den Sonnabend, opfern Thiere, sind gastfrei, fleißig, behandeln ihre Sclaven gut und wohnen in Dörfern. Die Zaffe Kaffimambu, auch nicht schwarz, und so wie jene beiden Stämme von der Afrikanischen Küste eingewandert, unterrichten im arabisch lesen und schreiben, sind Dichter und Schreiber, und haben weder Ansehn noch Gewalt.

Die eigentlichen Madekassen sind schwarz, und theilen sich in Voadziri, Lohavohits, Ontzaa und Ondeves. Die ersten, sonst die Beherrscher der Insel, jetzt den Zaffe Rahimini unterthänig, besitzen Vieh, Sclaven und mehrere Dörfer. Die zweiten stammen von jenen ab, gebieten jeder nur über ein Dorf, haben oft über 800 Stück Vieh, wovon sie aber keins schlachten dürfen, sondern einen Rhoandrian oder Anakandrian zu diesem Geschäfte holen müssen. Die Ontzoa sind Unterthanen der beiden ersten, und die Ondeves Sclaven. Stirbt einer aus den drey ersten Klassen der Schwarzen, so nimmt der Gewalthaber, unter dem er gestanden hat, all sein Eigenthum weg, so daß den nachgelassenen Kindern nur der Boden zum Anbau bleibt. Stirbt ein Herr, so steht es seinen Unterthanen frei sich einen andern zu wählen, der sie dafür reichlich beschenkt. — Jeder Hausvater ist Priester und Richter in seiner Familie, aber dem Lohavohit verantwortlich, so wie dieser seinem Voadziri, und der wieder seinem Rhoandrian. Die Oberhäupter der Stämme wählen den König oder Onpansakabe, welcher die Rhoandrians ernennt, von der Verlassenschaft eines Rhoandrians seinen

Theil bekömmt, und von jedem derselben ein Zehntheil der Landesproducte, eine Anzahl Rindvieh und Sclaven fordern kann. Nach seinem Tode aber betrachten sich alle Rhoandrians oder Fürsten, bis zur Wahl eines neuen Königs für unabhängig, wenn sich nicht der Sohn des Verstorbenen durch einen mächtigen Anhang auf den Thron schwingt. Der König hält wöchentlich dreymal Rathsversammlung, worin jeder seine Klagen anbringen kann, die angehört, untersucht, und nach Willkühr oder dem Herkommen gemäß entschieden werden, weil keine geschriebene Gesetze vorhanden sind. Jeder Beleidigte kann sich auch selbst Recht schaffen; auf Diebstahl aber folgt der Tod, weil weder Häuser noch Vieh verschlossen sind. Die Oberhäupter der Familien, die in Horden zu 100 bis 300 Mann leben, nennen sich Tschios (Schech) und bestrafen alle grobe Verbrechen.

Die Zahl der Einwohner wird verschieden angegeben, zu 1½ bis 4 Millionen. — Von Natur sind sie gutmüthig, nur die Europäer haben sie mißtrauisch, betrügerisch, lügnerisch, grausam, und rachsüchtig gemacht, und doch scheinen die wenigsten einen so häßlichen Charakter zu haben. Sie nehmen jeden höflich und gastfrei auf, und zeigen Leichtgläubigkeit, Ehrgeiz, Freiheitsliebe, Fleiß und Gelehrigkeit. Daher sind sie nicht ungeschickt; sie bestellen das Land ohne Pflug mit Hirse, Mais, Hülsenfrüchte, am meisten aber mit Reis, indem sie das Wasser durch Kanäle auf umdämmte Felder leiten, den Boden durch das Vieh zertreten lassen, und hierauf besäen. Indeß liegt doch noch vieles Land wüste, und jeder bekommt es zum Anbau, der es verlangt. Vieh macht den Reichthum der Nation aus, die kein Geld kennt. Viele legen sich auf die See-, Fluß- und Meerfischerei, und bedienen sich dabei der Netze, Körbe, Angeln und Harpunen. Zur

Jagd, welche aber der Vornehme für entehrend hält, so wie zum Kriege, braucht man sehr geschickt Flinten, häufiger aber Spieße und Bogen. Der Wurfspieß oder die Häßagaie ist 7 bis 8 Fuß lang, und vorne mit einer breiten und langen eisernen Spitze beschlagen. Die kleinern Spieße haben 4 bis 5 Fuß Länge, und sie treffen damit auf 20 Schritt. Wer in einer Schlacht seine Spieße abgeworfen hat, geht zurück. Der Beherzte aber weicht nicht, sondern fechtet, mit einem Schilde gedeckt, in der Nähe. Viele unter ihnen schmelzen Eisenerz, schmieden Äxte, Spieße, Hämmer, Spaten, Amboße, Messer, Zangen, um die Haare auszuziehn, und andere Geräthe, verfertigen Goldschmidts-, Töpfer- und Drechslerarbeiten. Die Jaffe Rahimini sind vorzüglich gute Zimmerleute, und bedienen sich, wie die unsrigen, des Lineals, Hobels, Zirkels, und andere Instrumente, die sie selbst machen. Die Seiler drehen Taue zu verschiedenem Gebrauche, und die Weiber weben auf einem beweglichen Stuhle. — Ihre Kleidung ist sehr einfach. Der Mann trägt blos eine baumwollene rothgestreifte Binde um den Leib, die vorn und hinten herunter hängt; die Binde der Frau ist breiter, so daß sie einem Rocke ähnlich sieht; dazu trägt sie noch ein Mieder ohne Ärmeln. Kopf und Füße werden nicht bedeckt, dagegen schmücket man Haar, Hals, Ärme, Hände und Beine mit Ringen, Korallen, Perlen, Krystall und Steinen. Der Reiche hat wohl drey metallne Ringe an einem Arme. Die Ohrlöcher sind daumweit. An der schweren Halskette hängen noch Zahnstocher, Ohrlöffel, und Haarzangen. Die Weiber schlagen das geflochtene Haar auf dem Wirbel rund zusammen, und vornehme Damen lassen sich von dazu bestellten Frauenzimmern frisieren. Langes Haar ist eine Zierde, und um es wachsen zu machen, wird es mit Öl eingerieben. — Sie wohnen in

Dörfern,

Dörfern, die bisweilen mit Gräben und Palliſaden umgeben, und mit Wache beſetzt ſind. Die Häuſer werden ein Stock hoch, von Palmen gebauet, und haben ein Blätterdach ohne Schornſtein. Die Verſchläge und Wände macht man von künſtlich geflochtenen und an Latten befeſtigten Rippen der Blätter des Ravenbaumes. Der Feuerheerd iſt am Ende des Hauſes, und hat drey Steine, den Topf darauf zu ſetzen. Das Haus eines Vornehmen zeichnet ſich durch Größe, durch zwei Säle und vier Stuben aus. Umher ſtehen kleinere Wohnungen für die Familie. In den Häuſern ſieht man gutgearbeitete Teppiche von Schilf, womit der Boden und die Wände belegt ſind, und die auch zu Betten dienen; Körbe zur Aufbewahrung der Kleider, Waaren und Zierrathen; Ölkrüge, Küchen- und Speiſegeräthe, Schlachtmeſſer, Mörſer, den Reis zu ſtampfen, hölzerne Siebe zu Methkruken; Stühle und Tiſche fehlen. Wenn man eſſen will, ſetzt man ſich auf den Teppich, gebraucht, ſtatt Tiſchtuch und Teller, große Blätter, und faltet Piſangblätter wie Löffel. Das Pflanzenreich giebt ihnen mannigfaltige Nahrungsmittel. Fleiſch ißt nur der Vornehme. Hühnerfricaſſé ſollen ſie ſchmackhaft zurichten, und Brühen würzen ſie wie wir. Das Getränk iſt abgekochtes Waſſer, Honig- und Zuckerwein, und ein Gemiſch aus beiden. Man ißt mäßig, um 10 Uhr Morgens, und 4 Uhr Nachmittags. — Jeder nimmt ſo viel Weiber als er ernähren kann, ob ſich gleich die Frauen eines Mannes haſſen, ſich auch willkührlich von ihm trennen, wenn ihnen ein anderer beſſer gefällt. Man ſieht es gern wenn ein Europäer während ſeiner Anweſenheit ein hieſiges Mädchen heirathet, wenn gleich ſolche Verbindung durch die Abreiſe des Europäers getrennt wird; allein das ſchadet dem Glücke des Mädchens nicht. Es herrſcht überhaupt unter den Einwohnern in dem

Stücke eine Sittenlosigkeit, die von der Jugend nur zu bald nachgeahmt wird. Kinder, die mit Naturfehlern, oder an unglücklichen Tagen (nehmlich in Merz und April, in der letzten Woche jedes Monats, am Mittwoch und Freitag jeder Woche) auf die Welt kommen, werden auf priesterlichem Rath erkauft, oder wilden Thieren Preis gegeben; oft aber holen die zärtlichen Eltern ihre ausgesetzten Kinder heimlich zurück, welches die Priester zu verhüten suchen. — Zur Belustigung spielen sie im Brette, singen und tanzen nach Schlag- und Blaseinstrumenten. — Europäer, die hieher kommen, werden vom Fieber überfallen; aber auch die Eingebornen leiden an dieser Krankheit, so wie am Aussatze. Sie brauchen gegen innere und äußere Übel Pflanzenmittel. Ein Verstorbener wird von seinen Freunden geschmückt und in die feinsten Kleider gewickelt, unterdeß andere schreien und nach einer Trommel springen. Den andern Tag trägt man die Leiche nach einer 6 Fuß tiefen Grube, die eine Hütte deckt, worin man einen Korb mit Reis, eine Tabacksdose, irrdene Schüssel, ein Räucherfaß, ein Kleid, und einen Gürtel legt, sie zuschließt, und einen großen Stein vorwälzt. Man opfert auch wohl Thiere, und steckt die Köpfe derselben auf Pfähle um das Grab. Ihre Religion ist die heidnische, scheint aber aus der muhamedanischen entstanden zu seyn. Sie verehren zwei Götter: den einen, als den Urheber des Guten, den andern als den Schöpfer des Bösen in der Welt. Gold ist ihre dritte Gottheit, vielleicht wie in Europa. Daneben glauben sie die Existenz vieler Engel, welche die belebte Natur regieren, und auf die Menschen Einfluß haben. Sie theilen sie in 7 Classen, und halten die letzte allein für böse. Die Priester, oder Ombiassen, verstehen arabisch, sind die Gelehrten, die Ärzte, die Verfertiger und Verkäufer der Amulette, und werden als

Taf. VI.

UNIV. OF MICH.

Zauberer und Wunderthäter geachtet. Außer ihnen giebt es noch schwarze Gaukler und Wahrsager. — Die Sprache der Insulaner ist eine eigene, in Dialecten verschieden; man schreibt aber mit arabischen Buchstaben. Pappier wird von der mittlern Rinde des Avobaums gemacht, die Tinte ist ein Decoct aus dem Arandrantobaume, und die Federn schneidet man von Bambusrohre. — Unter den Eingebornen ist Tauschhandel gewöhnlich. Von Ausländern nehmen sie zwar Münzen an, verbrauchen sie aber, etwas oder ganz verändert, zum Putze. Glasperlen, indische Zeuge, Flinten, Pulver, Spiegel, Brandtwein, Tuch und andere Europäische Fabricate nehmen sie sehr gern, und geben dafür Reis, Rindvieh, Bretter, Benzoe und Sclaven, (Kriegsgefangene). Mit den commorischen Inseln handeln sie auch, wenn die Fremden zu ihnen kommen, denn sie können in ihren kleinen Schiffen nicht übers Meer fahren. Einige sind aus einem Stamme gehöhlt, und tragen 2000 Pfund mit 15 Personen; die größten aber, die aus 7 Brettern zusammengesetzt sind, tragen an 10000 Pfund. Die Fugen werden mit Werg ausgestopft, aber nicht betheert. Im Sturm können sie nicht gut fortkommen. — Gold und Silber werden gewogen, Reis aber gemessen. Ihr Längenmaaß ist ein Klafter, und die Größe der Felder schätzen sie nach der Quantität dessen, was darauf gesäet werden kann; so wie man bei uns sagt: er hat so und so viel Scheffel Aussaat. — Die Franzosen haben das Fort Dauphin unter den 25° südlicher Breite, das sie 1642 errichteten, verlassen, weil die Anlegung einer Colonie nicht glücken wollte. Nördlicher auf der Ostseite, unter 17° 40′ südlicher Breite, ist der kleine Hafen Foulpoint, wo sich Europäische Schiffe wohlfeil mit Lebensmitteln versorgen. — Der nördliche Meerbusen Antongil oder Manghabei ist 14 Meilen tief, und 8 breit,

und soll, wo nicht der schönste, doch einer der schönsten und angenehmsten auf der Erde seyn. Auf der Westseite liegt die Bai S. Augustin, in die englische Ostindienfahrer einlaufen, und unter dem 15° 35′ südlicher Breite, auf eben der Küste, ist beim Hafen Maragar die Niederlassung Bombetok, durch welche die afrikanischen und comorrischen Araber sich auf der Insel ausbreiten und handeln.

Östlich und südlich von Madagascar liegen im großen indischen Ocean mehrere kleine Inseln zerstreut, von denen uns

die Mascarenen

am meisten interessiren. Es sind vorzüglich zwei, Reunion und Isle de France, welche ihren Besitzern, den Franzosen, wichtig sind.

Die Insel Reunion, sonst Bourbon, 1654 von den Franzosen besetzt, liegt unter 21° 30′ südlicher Breite, hat 37½ Meile im Umfange, eine hohe Lage, gesunde und gemäßigte Luft, herrschenden Südostwind, der durch seine Stürme, vom Januar bis Mai, oft vielen Schaden anrichtet, und viel Berge, wovon drey steil und so hoch sind, daß man sie bei heiterm Wetter 30 Seemeilen (22½ Deutsche) weit sehen kann. Der eine, les trois Salasses, in der Mitte der Insel, mißt 1600 Klafter senkrecht, und besteht aus vulcanischen Stoffen. Im südöstlichen Winkel ist ein wirklicher Vulcan, der Flammen, Rauch, Asche und Lava ausstößt. Die Gegend umher ist öde und verbrannt. Von den Bergen stürzen sich Ströme mit vortrefflichem Wasser in Cascaden herunter. Der größte unter ihnen, D'abord, bewässert an der Ostseite den schönsten District der Insel. — Der fruchtbare Boden bringt Reis, Mais, und andere Getreide, Gartengewächse, Manjock, weißen Pfeffer, Cubeben, mehrere Gummiarten, Bau- und Nutzholz, auch Ebenholz hervor, und außerdem finden wir 9 Millionen Kaffeebäume, Baum-

wolle seit 1780, Muscat- und Gewürznelkenbäume. Man zieht Rindvieh, Schaafe, Pferde, Schweine und Ziegen, auch giebt es wilde Schweine und Ziegen, Kaninchen, Landschildkröten, Tauben und ander Geflügel, und Fische im Überflusse. An Nahrungsmittel fehlt es also nicht, und viel von dem gewonnenen Kaffee kann nach Frankreich, und von den Nelken nach Bengalen geschickt werden. Im Jahre 1789 befanden sich hier 7300 Weiße, 800 Mulatten und 34500 Sclaven. Die Franzosen sind sehr gastfrei, höflich, munter und freimüthig, und das Frauenzimmer ist von großem, schönen Wuchse, und angenehmer Farbe. Das Ganze ist in neun Kirchspiele getheilt, wovon St. Denis der Hauptort ist, wo man aber, wie überhaupt auf der ganzen Insel, wegen der steilen Ufer und der stürmischen See, nicht gut landen kann. Große Schiffe finden hier keinen Hafen. — Einige 30 Meilen nordöstlich liegt Isle de France, die etwas kleiner ist, 432680 Morgen (zu 100 Ruthen) Oberfläche, gesunde Luft, und zwei Jahreszeiten hat. Vom April bis November herrscht der heftige Südost-, in den übrigen Monaten der schwache Nordwestwind, welche die Luft kühlen. Um die Mitte der Insel regnet es fast täglich, und vom December bis April fallen Platzregen mit Orcanen begleitet, und ob es gleich alsdann am heißesten ist, weil in den Monaten die südliche Halbkugel mehr erwärmt wird als die nördliche, so heißt diese Jahreszeit doch der Winter, weil die heftigen Winde den Schiffen das Auslaufen verhindern. Die Küste ist mit Corallenbänken umgeben, die an einigen Stellen zur Ebbezeit einen angenehmen Spatziergang gewähren. Der Boden ist weniger fruchtbar als auf Reunion, steinigt und bergigt, besonders in Südwesten, wo der höchste Berg Pieterboth liegt, der 2544 Fuß hoch ist. In der Mitte der Insel entstehen Teiche, aus denen zur Bewässe-

und soll, wo nicht der schönste, doch einer der schönsten und angenehmsten auf der Erde seyn. Auf der Westseite liegt die Bai S. Augustin, in die englische Ostindienfahrer einlaufen, und unter dem 15° 35′ südlicher Breite, auf eben der Küste, ist beim Hafen Maragar die Niederlassung Bombetok, durch welche die afrikanischen und comorrischen Araber sich auf der Insel ausbreiten und handeln.

Östlich und südlich von Madagascar liegen im großen indischen Ocean mehrere kleine Inseln zerstreut, von denen uns

die Mascarenen

am meisten interessiren. Es sind vorzüglich zwei, Reunion und Isle de France, welche ihren Besitzern, den Franzosen, wichtig sind.

Die Insel Reunion, sonst Bourbon, 1654 von den Franzosen besetzt, liegt unter 21° 30′ südlicher Breite, hat 37½ Meile im Umfange, eine hohe Lage, gesunde und gemäßigte Luft, herrschenden Südostwind, der durch seine Stürme, vom Januar bis Mai, oft vielen Schaden anrichtet, und viel Berge, wovon drey steil und so hoch sind, daß man sie bei heiterm Wetter 30 Seemeilen (22½ Deutsche) weit sehen kann. Der eine, les trois Salasses, in der Mitte der Insel, mißt 1600 Klafter senkrecht, und besteht aus vulcanischen Stoffen. Im südöstlichen Winkel ist ein wirklicher Vulcan, der Flammen, Rauch, Asche und Lava ausstößt. Die Gegend umher ist öde und verbrannt. Von den Bergen stürzen sich Ströme mit vortrefflichem Wasser in Cascaden herunter. Der größte unter ihnen, D'abord, bewässert an der Ostseite den schönsten District der Insel. — Der fruchtbare Boden bringt Reis, Mais, und andere Getreide, Gartengewächse, Manjock, weißen Pfeffer, Cubeben, mehrere Gummiarten, Bau- und Nutzholz, auch Ebenholz hervor, und außerdem finden wir 9 Millionen Kaffeebäume, Baum-

wolle seit 1780, Muscat- und Gewürznelkenbäume. Man zieht Rindvieh, Schaafe, Pferde, Schweine und Ziegen, auch giebt es wilde Schweine und Ziegen, Kaninchen, Landschildkröten, Tauben und ander Geflügel, und Fische im Überflusse. An Nahrungsmittel fehlt es also nicht, und viel von dem gewonnenen Kaffee kann nach Frankreich, und von den Nelken nach Bengalen geschickt werden. Im Jahre 1789 befanden sich hier 7300 Weiße, 800 Mulatten und 34500 Sclaven. Die Franzosen sind sehr gastfrei, höflich, munter und freimüthig, und das Frauenzimmer ist von großem, schönen Wuchse, und angenehmer Farbe. Das Ganze ist in neun Kirchspiele getheilt, wovon St. Denis der Hauptort ist, wo man aber, wie überhaupt auf der ganzen Insel, wegen der steilen Ufer und der stürmischen See, nicht gut landen kann. Große Schiffe finden hier keinen Hafen. — Einige 30 Meilen nordöstlich liegt Isle de France, die etwas kleiner ist, 432680 Morgen (zu 100 Ruthen) Oberfläche, gesunde Luft, und zwei Jahreszeiten hat. Vom April bis November herrscht der heftige Südost-, in den übrigen Monaten der schwache Nordwestwind, welche die Luft kühlen. Um die Mitte der Insel regnet es fast täglich, und vom December bis April fallen Platzregen mit Orcanen begleitet, und ob es gleich alsdann am heißesten ist, weil in den Monaten die südliche Halbkugel mehr erwärmt wird als die nördliche, so heißt diese Jahreszeit doch der Winter, weil die heftigen Winde den Schiffen das Auslaufen verhindern. Die Küste ist mit Corallenbänken umgeben, die an einigen Stellen zur Ebbezeit einen angenehmen Spaziergang gewähren. Der Boden ist weniger fruchtbar als auf Reunion, steinigt und bergigt, besonders in Südwesten, wo der höchste Berg Pieterboth liegt, der 2544 Fuß hoch ist. In der Mitte der Insel entstehen Teiche, aus denen zur Bewässe-

rung des südlichen Theils Bäche abfließen, die dem nördlichen fehlen. In den Wäldern, die fast die ganze Fläche bedecken, und durch Lianen an vielen Stellen undurchdringlich werden, findet man verschiedene Bäume zu Bau- und Nutzholz. Die dem heißen Erdstriche eigenen Früchte werden zwar gezogen, versorgen aber die Einwohner nur auf 4 Monat, die übrige Zeit holt man die Nothwendigkeiten aus Reunion, Madagascar, Batavia und vom Vorgebirge der guten Hofnung; auch ist nur ein Fünftheil des Landes angebaut, mit Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Hirse, Mais und Maniock für die Sclaven, und nicht selten werden die Felder von Heuschrecken abgefressen. Der steinigte Boden läßt den Gebrauch des Pfluges nicht zu; die Körner werden mehr gesteckt als gesäet, und der Weizen giebt kein gutes Mehl. Es werden drey Zuckerplantagen unterhalten, und jährlich 40000 Pfund Baumwolle gewonnen. Im Jahr 1791 betrug die Zahl der Indigoplantagen über 100, und zwey Jahre früher konnten schon 300000 Pfund guten Indigo nach Europa geschickt werden. Die meisten Europäischen Gartenpflanzen gedeihen gut, nur Obst nicht, außer Pfirsichen. Dafür hält man sich an Ananas, Bananas, Papayen und Gujaven schadlos. Dem ohngeachtet unterhält die Regierung ohnweit der Hauptstadt einen großen botanischen Garten, Monplaisir, der an Producten aus den vier Welttheilen, Australien ausgenommen, reich ist, und unter andern auch Muskat-, Gewürznelken-, Pfeffer- und Kaffeebäume enthält.

Die Viehzucht ist gering, und daher das Fleisch theuer und selten. Gouvernement und Hospital bekommen dafür, von der 100 Meilen östlich gelegenen Insel Rodrigue, durch abgeschickte Schiffe jährlich 7 bis 8000 Land-, und 5 bis 600 Seeschildkröten, denn selbst das Wildpret und wilde Geflügel reicht zur Speise nicht hin. — Eisenerz findet

man ohne Mühe, daher auch ein Schmelzofen unterhalten wird. — Die Insel ist der Sitz der französischen Regierung, der Hauptort ihres Afrikanisch-Asiatischen Handels, und in mehrere Quartiere getheilt. Die Einwohner (1789, 7500 Weiße, ohne 12000 Militair und Kreolen, und 1791, 50000 Sclaven) sind, der Theurung ohngeachtet, gastfrei, und ihre Häuser und Meubles besser als auf Reunion. Port de la Montagne, sonst Port Louis, ist der Hauptort, mit einem Hafen in den die Schiffe bugsirt werden, und wo man fast immer französische Kauffahrer antrifft. Er ist mit Batterieen und Festungswerken gut versehen. Die Stadt ist groß, und hat ansehnliche Magazine mit allem was zur Ausrüstung einer Flotte gehört. — Fahren wir nördlich bis zum 4° südlicher Breite, so kommen wir zu den

Sechelles oder Mahé-Inseln,

welche die Franzosen im Jahr 1780 in Besitz genommen, und die Anpflanzung der Muskat- und Nelkenbäume versucht haben. An der Küste findet man oft 300 Pfund schwere Seeschildkröten. Ein tiefer Meerbusen versorgt landende Schiffe mit Holz und gutem Wasser. Auf der Palmeninsel wächst die maldivische oder Seecocospalme, ein 40 bis 50 Fuß hoher Baum, härter und dicker als die eigentliche Cocospalme, und mit einer Krone aus 10 bis 12 gefiederten, 20 Fuß langen Blättern geziert, die auf 6 Fuß langen Stielen stehen. Die Nüsse sind zwey längliche, nierenförmige, in der Mitte an einander gewachsene Hälften, haben 8 bis 10 Zoll im Durchmesser, eine dicke faserige Schaale, und enthalten einen bittern, widerlich schmeckenden Saft, stehn aber bei den Indiern als bewährte Arzneimittel in großem Werthe, und indische Fürsten lassen sich Trinkgeschirre daraus verfertigen, die mit Gold und

Edelsteinen besetzt werden. — Durch schmale Meeresarme sind diese Inseln von den unbewohnten

Admiranten-Inseln

getrennt, die einen Überfluß an Wasser, Palmen, Cocosnüssen, Turteltauben und Fischen haben, und von den Portugiesen zu ihren Besitzungen gerechnet werden. — Südlich von ihnen und am nördlichen Eingange des Kanals von Mozambique liegen

die Comorische Inseln,

welche von der größten, Comora, den Namen führen. Die übrigen heißen Mohilla, Hinzuan oder Anjoane, und Mayolta. Sie haben die Producte des nahen festen Landes und der umliegenden Inseln; es fehlt ihnen weder an Nahrungsmitteln und Erfrischungen, noch an Ausfuhrartikeln, und werden von eigenen Königen beherrscht. Mohilla, von schwarzen Muhamedanern bewohnt, steht mit Europäern im Verkehr; Hinzuan ist aber die merkwürdigste. Sie hat ohngefähr 20 Meilen im Umfange, eine angenehme Abwechselung von waldigen Bergen und fruchtbaren Thälern, einen seltenen Reichthum an Producten, eine glückliche Bewässerung, und weder giftige noch reißende Thiere. Die Einwohner sind schwarzgelb, groß, stark, mit langen schwarzen Haaren, etwas dicken Lippen, und lebhaften Augen. Ihre Bekleidung richtet sich nach den Ständen. Gemeine Leute schlagen bloß einen Gürtel um den Leib und setzen eine Mütze auf; Vornehme tragen ein Hemde, lange Hosen und ein Kamisol; nur die Angesehensten bedecken sich mit dem Turban, lassen die Nägel wachsen und färben sie mit Henna. In dem Gürtel führen sie einen Dolch mit prächtigem Griffe. Die weibliche Kleidung besteht in einem Mieder, einer Schürze, einem Mantel, und einem Schleier, und wird, so wie der Putz, sorgfältig gewählt.

wählt. Man spricht verdorben arabisch mit der Zanguebarsprache vermischt. Jeder nimmt so viel Weiber als er erhalten kann. Ihre Religion ist die muhamedanische, und ihre Sitten sind ungekünstelt, aber nicht so roh als auf Mohilla. Man findet bei ihnen eine gute, freundliche Aufnahme. Mit königlicher Erlaubniß, die für etwas Pulver, einigen Flinten und ein paar Ellen rothes Tuch sogleich ertheilt wird, kann jedes Schiff landen, Erfrischungen einnehmen und Handel treiben. Die Insulaner geben Früchte und Vieh gegen Geld, Pulver und Flinten, welche Artikel sie allen andern vorziehen, und lassen sich von dem Schiffscapitain ihre gute Behandlung schriftlich beurkunden. Doch kommen nicht viel Europäer hieher, weil die Einwohner so wenig bedürfen, daß sich der Handel mit ihnen der Mühe nicht lohnt. Sie selbst aber fahren nach Mozambique, Madagascar und den übrigen Comoren, und die Araber von Yemen und Mascate bringen und holen Waaren. — Die Häuser gemeiner Leute bestehen aus zusammengebundenem mit Thon und Mist beklebten Rohre, und aus Blätterdächern; Vornehme besitzen steinerne Häuser, ein Stock hoch, und selbst die königliche Wohnung ist nicht besser, und schlecht meublirt. Der König wird gewählt, beherrscht 30000 Unterthanen in 73 Dörfern, und ist etwas eingeschränkt, denn er darf ohne Zustimmung der Großen keinen Krieg erklären. Mangel an Sclaven, die hier alle Arbeiten verrichten, denn die Herren sind etwas bequem, ist oft der Grund zu Kriegen. Die Hinzuaner sind nicht ganz unwissend, und zuweilen versteht ein Prinz die ächte arabische Sprache, studiert arabische Bücher, und hat Kenntnisse genug, sich in Gesprächen auf Europäische Staatsangelegenheiten einzulassen. Der Hauptort Matsamudo, wo der Gouverneur wohnt, hat einige hundert Häuser, verschiedene Moscheen, und schlecht unter-

haltene prinzliche Gärten. Ein romantisch-schöner Weg führt von hier nach der fast 3 Meilen entfernten Stadt Domani, die weiter keine Merkwürdigkeiten hat, als daß sie die königliche Residenz ist. Indem wir südlich durch den Kanal von Mozambique nach dem festen Lande hinfahren und bei Angoxa aussteigen, treten wir in

die Länder der Kaffern,

wozu alle Landstriche zwischen Mozambique und dem südlichen Hottentottenlande gehören, die von den Kaffern, d. h. Ungläubigen, wie die Muhamedaner sie nennen, bewohnt werden. — Die Kaffern sind schwarz, wohlgebildet, stark und lebhaft. Ihr Gesicht ist rund, die Stirne groß, die Nase nicht sehr breit, die Augen sind groß, die Zähne sehr weiß, und die Haare, die mit Öl eingerieben werden, kraus. Sie zeigen viel Gutmüthigkeit und Achtung gegen Weiße, nehmen den Fremden freundschaftlich und gastfrei auf, fügen keinem aus freien Stücken ein Leid zu; dagegen sind sie zur Dieberei sehr geneigt, und führen solche Streiche mit vieler Schlauheit aus. In der heißen Jahreszeit geht jeder unbedeckt, bis auf ein Stück Tuch, ein Fell oder Laub, das vor den Leib gebunden wird; im Winter aber, d. h. in der Regenzeit, wickelt man sich in Ochsenhäute, die durch ölen und reiben die Biegsamkeit des Tuchs erhalten. Gegen den Putz sind die Weiber sehr gleichgültig; die Männer aber zieren die Hüften mit Thierschwänzen, die Arme mit elfenbeinernen Ringen, und die Haare mit Kupfer, Federn, und Löwenmähnen. Die Haut wird punctirt. — Im Genuß der Speisen sind sie genügsam, nicht delicat. Gewöhnlich essen sie Brei von Mohrhirse, welche angebaut und zwischen Steinen zermalmt wird. Daraus bäckt man auch unter der Asche Brod. Hat der Kaffer zu seinem Brei ein Stück Fleisch, von welchem Thiere es sey, frisch oder alt, so hält er

eine gute Mahlzeit. Von Hunden sind sie so große Liebhaber, daß sie für einen, wenn er recht fett ist, zwei Stiere geben. Dazu trinken sie Wasser und Bombe, oder Pombie. Dieses nährende und berauschende Getränk bereiten sie aus klein gestoßenem mit Wasser vermischten und erwärmten Hirsebrod. Zum Kochen bedienen sie sich ordentlicher Töpfe, zum Essen hölzerner Näpfe und Teller, und zum Trinken großer Krüge und Cocosschaalen. — Sie wohnen in Dörfern, die insgesammt an Flüssen und weitläuftig angelegt sind, weil jedes Haus seine Gärten und Felder um sich her hat. Die Häuser, deren Zimmerwerk von innen und außen mit einem Gemisch von Kuhmist und Thon bestrichen wird, sind rund, geräumig und hoch, und das Dach, einem Sonnenschirme ähnlich, ist so dicht geflochten, daß kein Regen eindringen kann. Die mit Matten oder Blättern belegte Erde ist ihr Tisch, Gefäß und ihre Schlafstelle. — Die Kaffern treiben Ackerbau, indem die Weiber, welche auch die wasserdichten Matten und Körbe aus hohem Grase verfertigen, das Feld mit der Hacke bearbeiten, vornehmlich aber Rindvieh- und Schaafzucht, wozu ihnen das Land durch seinen üppigen Graswuchs die beste Gelegenheit darbietet. Das Vieh ist gut abgerichtet: es kommt auf den Ruf einer Pfeife, die sich weit hören läßt, von selbst nach Hause. Die eigentlichen Geschäfte des Mannes sind Töpferei, Jagd und Krieg; wer aber unter den Portugiesen oder in deren Nähe wohnt, lernt auch schneidern, schmieden, zimmern, auf Europäische Art kochen, und mehr dergleichen Geschicklichkeiten. Ihre Goldschmiede machen mit elenden Werkzeugen doch recht gute Arbeit. Zinn, Messing und Eisen schätzen und bearbeiten sie; jene beiden vornehmlich zu Ringen und Armbändern, dieses zu Wurfspießen und Hassagaien, deren Schaft entweder rund oder viereckig ist. Der Kaffer trägt 3 bis 5 bei sich, und

wirft sie in einer Entfernung von 20 bis 30 Schritt. Hat sein Gegner die Spieße mit dem 3 Fuß hohen, von Büffelshaut gemachten Schilde aufgefangen, so ist der Angreifer bis auf den Streitkolben, oder die 2½ Fuß lange Keule, entwaffnet. Die Küstenbewohner führen auch Bogen und Pfeile. Doch kosten die Kriege nicht viel Blut, weil man dem Feind durch List auszuweichen, Weiber und Kinder gefangen zu nehmen, und die Hütten abzubrennen sucht. Der Sieger behält seine Eroberungen so lange, bis ihn ein Stärkerer verjagt. — Man findet bei ihnen keine religiöse Ceremonien, weder Gottesdienst, noch Priester, weder Tempel noch Götzenbilder. Indeß halten sie ein höchstes Wesen, von dessen Macht sie sich große Vorstellungen machen, für den Urheber aller Dinge, glauben auch ein anderes Leben mit Belohnung und Strafe. Die Beschneidung, welche im neunten Jahre geschieht, ist eine allgemeine, doch keine religiöse Sitte. Ihre Zauberer werden gefürchtet, und darum geehrt. Die Vielweiberei ist üblich; indeß scheint die zuerst geheirathete Frau die rechtmäßige zu seyn, auch wird die erste Hochzeit nur feierlich vollzogen. Der Mann kauft sich eine Frau, gewöhnlich für einen Ochsen oder zwey Kühe. Diesen Weiberhandel treiben die Tambukies vorzüglich. Man tanzt nach dem Klange verschiedener Instrumente, nach ausgehöhlten und mit Häuten überspannten Blöcken, Kuhhörnern, großen stählernen Triangeln, Pfeifen aus Moosröhren, und nach einem Saiteninstrumente, welches ein halber, mit einer Saite von Haarwachs bespannter Bogen ist, in dessen Mitte ein ausgehöhlter Kürbis befestigt wird, den man auf die Brust setzt, und alsdann mit einem Röthchen auf die Saite schlägt. Die Kinder sind in ihrem ersten Jahre immer bei der Mutter, denn diese nimmt ihr Kind, so lange es nicht laufen kann, überall auf dem Rücken mit sich, und je weniger

man hier zu künsteln gewohnt ist, desto seltener finden sich Krüppel. Stirbt jemand, so erheben die Verwandten ein großes Geschrei, legen ihren Schmuck eine Zeitlang ab, und bringen auf das Grab Speise und Trank. Die Beerdigung ist verschieden. Häuptlinge werden allein in Einzäunungen beigesetzt, wo man des Nachts das Vieh einzuschließen pflegt; Kinder aber die von Ameisenlöwen ausgehöhlten Termiten- (weiße Ameisen) Wohnungen, und andere Leichen überläßt man in einigen Gegenden wilden Thieren. Jede Dorfschaft hat im Kriege und auf der Jagd einen erblichen Anführer, und eine ganze Völkerschaft einen erblichen König, dessen Nachfolger aus jenen Dorfältesten gewählt wird, wenn er unbeerbt sterben sollte. Diese Fürsten sind jedoch eingeschränkt, halten weder Truppen, noch heben sie Auflagen, und unterscheiden sich in der Lebensart wenig von ihren Untergebenen. Die Kaffern tauschen gegen Vieh, Elfenbein und Ambra, am liebsten Glaskorallen, Taback, Eisenwaaren, leinene und baumwollene Zeuge, und Europäische Kleidungsstücke ein. Die Portugiesen treiben mit denen an der Küste den meisten, ja fast einzigen Handel.

Das Kaffernland ist in den mehresten Gegenden fruchtbar, hat aber auch große Wüsteneien und unermeßliche Wälder. Wo der Boden bearbeitet wird gewinnt man Reis, Weizen, Hirse, Bietsbohnen, Erbsen, Wassermelonen, und andere Feld- und Gartengewächse. Orangen- und andere Fruchtbäume wachsen ohne Cultur. Elephanten, von denen man nicht selten so große Zähne bekommt, daß zwey Personen an einem zu tragen haben, durchstreichen die Wildnisse in Heerden. Man zähmt aber keine, weil ein Elephant täglich so viel als 30 Menschen frißt, und man sie doch theils durch den Fang in bedeckten Gruben, theils durch die Jagd haben kann. Die mit Wurfspießen versehenen Jäger

ſuchen ein ſolches Thier einzuſchließen; dann greifen die ihm im Rücken ſtehenden durch Abwerfung ihrer Spieße zuerſt an, und ſo wie ſich der Elephant nach ſeinen Angreifern hinwendet, wird er von den übrigen beſchoßen, und dies Manöver ſo lange fortgeſetzt, bis er zu Boden fällt. Man nimmt nichts weiter als die Zähne, die längern Haare, die zum Putze dienen, und den Rüſſel, aus dem ein wohlſchmeckendes Gericht bereitet wird; alles übrige bleibt liegen, denn nur der arme Kaffer ißt Elephantenfleiſch. Das Rhinoceros wird ſeines Hornes wegen gejagt, woraus man Becher, Doſen, Ringe und andere Sachen verfertigt. Zu dem übrigen Wilde gehören Löwen, Panther, Bären, Luchſe, Hyänen, Tſchakals, wilde Pferde, Zebras, Giraffen, Affen, Flußpferde, auf welche man Jagd macht, Büffel, Elennthiere, Leoparden, auch Hirſche, Rehe und Haſen. Der Leoparde iſt dem Panther ſehr ähnlich, er hat nur ein ſchöner gefleckter Fell.

Der Afrikaniſche Büffel iſt über 8 Fuß lang, ſchwärzlich, lebt wild, ohne ſich zähmen zu laſſen, iſt äußerſt boshaft und ſo ſtark, daß er wohl den Löwen bekämpft. Sein Fleiſch iſt ſehr hart. — Das Elennthier (nicht das Nordiſche) auch Empophos genannt, gehört zu den Antilopen, iſt 5 bis 8 Fuß hoch, blaugrau, hat 2 Fuß lange, gerade von der Wurzel bis zur Mitte gedrehte Hörner, und an der Stirne und Bruſt einen Haarbüſchel. Er hält ſich in gebirgigten Gegenden auf, und hat wohlſchmeckendes Fleiſch. Wildes Geflügel läßt ſich in großer Menge und Verſchiedenheit ſehen; aber auch Krokodille, vornehmlich im Fluſſe Zambeſe, vor denen ſich die Schiffer hüten müſſen, und Schlangen, gegen deren Biß die Kaffern immer ein gewiſſes Kraut bei ſich tragen. Eine große Landplage ſind die weißen Ameiſen, welche Koffer und Kaſten, mit allem was darin iſt, zernagen, und

kaum Stein und Metall liegen laſſen. Sie heißen auch Termiten, und gehören zum Geſchlechte der Florfliegen, leben in großen Geſellſchaften, Männchen, Weibchen, und Geſellſchaftsloſe, haben, wie die Bienen, einen König und eine Königin. Ein befruchtetes Weibchen wird 2000mal größer als zuvor, und legt in 24 Stunden über 80000 Eier. Nach ihrer Verwandlung bekommen ſie für einen Tag Flügel, durchſchwärmen die Luft und ſterben. Ihre Wohnungen ſind merkwürdig. Sie bauen nehmlich 10 bis 12 Fuß hohe Hügel aus Thon und Sand, die auswendig viele Spitzen und Zacken haben, inwendig aber hohl und mit vielen Gängen, mit größern und kleinern Zellen verſehen, und ſo feſt ſind, daß mehrere Menſchen darauf ſtehen können, ohne ſie einzudrücken. In der Ferne ſehen ſie wie Negerhütten aus. — Noch läſtiger bei Tage und in der Nacht ſind die Mücken. Um vor ihnen einigermaßen Ruhe zu haben, muß man ſie bei den Mahlzeiten verjagen und ſich des Nachts ſtark verhüllen. Der größte Reichthum des Landes iſt, außer dem Rindvieh, Gold. Der Goldſand, durch Gewäſſer von und aus den Bergen in die Ebenen geſpielt, liegt nicht tief unter der Erde, und darf nur ausgegraben und geſchlemmt werden. Dieſe Arbeiten pflegen die Weiber zu verrichten, unterdeß ihre Männer ſie vor Überfällen bewachen. Die Sammler bringen täglich ihren Obern ein beſtimmtes Gewicht, und behalten das was darüber iſt für ſich. Die Portugieſen ſammlen auch Gold, aber mehrentheils nur in ihren Bezirken.

Zu den vornehmſten den Europäern am meiſten bekannten Kafferſtaaten gehören

Angoxa, gleich unter Moſambique, an der Küſte. Er ſteht zuweilen unter portugiſiſcher Hoheit, hat Reis und Hirſe im Überfluſſe,

aber wenig Vieh. Unter den Kaffern befinden sich auch Araber, die gegen Gold und Elfenbein, in den nördlichen Handelsplätzen seidene und baumwollene Zeuge zur Bekleidung eintauschen. — Südwestlich folgt

Das Kaiserthum Monomotapa, fast ganz von der See und den schiffbaren Strömen Zambeze und Manica eingeschloßen. Jener, der auch Quama heißt, ist über 134 Meilen lang, und fällt in vier Mündungen ins indische Meer. Das Land ist goldreich, und daher, so wie Sofala, den Portugiesen sehr wichtig. Das meiste von diesem Metalle wird aber in den Districten Massapa und Fura, und in den inneren Reichen Manica (südlich) und Butua (westlich) gefunden. Man sagt, daß die Einwohner des letztern auch nach dem 75 Meilen entfernten und an der Westafrikanischen Küste gelegenen Reiche Angola Gold bringen. Das Reich Chicova, nördlich von Butua, soll Silberminen enthalten. — Monomotapa hat viel Berge und Waldungen, und ist fast nur an den Flüssen angebaut und bewohnt, doch an Producten reich. Der Monarch, welcher über mehrere Könige und Fürsten gebietet, bewohnt einen ansehnlichen mit Elephantenzähnen eingeschlossenen Pallast, der sich aber in der Bauart von den übrigen Kafferhäusern nicht unterscheidet. — Die Portugiesen besitzen mehrere Niederlassungen in diesem Staate, worunter Senna am Zambeze, eine Festung, zur Abhaltung der Eingebornen stark genug, mit einem Gouverneur und Generalvikar (geistlichem Oberhaupte), und Tete, 90 Meilen vom Meere, auch am Zambeze, die vornehmsten sind. Tiefer sind sie noch nicht eingedrungen.

Maravi, tief im Innern von Africa, nördlich von Monomotapa, ist vielleicht das größte Reich der Kaffern. Der Hauptort Marawi

liegt

liegt am Südende des größten Afrikaniſchen Sees, der eben ſo heißt, aber den Europäern, wie das Land, noch ſehr unbekannt iſt. — Das Königreich

Sofala, erſtreckt ſich vom Meere weit ins Land hinein. Die Küſte iſt voll Sandbänken und Untiefen, das innere Land aber größtentheils geſund, fruchtbar, und nicht übermäßig heiß. Es hat an Gewächſen, Viehheerden und an Gold ausgezeichnete Schätze. Die Einwohner ſprechen neben der Kaffernſprache auch die arabiſche, verfertigen feine weiße baumwollene Zeuge, und werden von einem Könige beherrſcht, der die Abhängigkeit von den Portugieſen anerkennt, die hier viel Geſchäfte machen. — Die Küſte vom Cap Corrientes ſüdlich hat Holzmangel, daher die Bewohner Miſt brennen, und ſich gegen die von den Südwinden verurſachte Kälte in Thierhäute hüllen.

Die Küſte Natal oder Lagoa, reicht bis zum 33° ſüdlicher Breite und ſtößt an die holländiſchen Beſitzungen. Die Dalagoa Bai liegt unter 26° ſüdlicher Breite, und nimmt den heiligen Geiſtfluß, der 150 Meilen lang iſt, und 40 Meilen aufwärts in der guten Jahreszeit befahren werden kann, nebſt den Macumbo und Tumbo auf. Die Regenzeit dauert hier vom November bis März; in den übrigen Monaten iſt die Hitze, die der Südwind veranlaßt, einige kalte Tage abgerechnet, ſo groß, daß die Schuhſohlen verſengen. Gegen den Morgen thauet es ſtark, und die Nächte ſind immer kühl. — Der Boden wird nicht angebaut, obgleich die Eingebornen die Vortheile recht gut bemerken, welche die unter ihnen wohnenden Portugieſen von ihren Gärten und Feldern ziehen, und doch bringt er Nahrung im Überfluße. Vieh und Weiber machen den Reichthum der Einwohner aus. Für 10 Ellen Kattun geben ſie einen Ochſen, und für 10 gelbe

Knöpfe 5 Kühe hin. Sie ſelbſt verfertigen Nägel, Tabackspfeifen, Beile und Spieße aus Eiſen; Rohrkörbe, hölzerne Schüſſeln, Löffel; aus Binſen Netze und Stricke, und Feuer bringen ſie, wie ſonſt alle Kaffern, durch das Reiben zweier Hölzer hervor. Die meiſten Speiſen eſſen ſie halb gar; Hühnerdärme aber mit ihrem Inhalte ganz roh. Beide Geſchlechter rauchen Taback und wilden Hanf aus eiſernen Pfeifen. Ihre Hütten haben einen kleinen Vorhof von Stacketen. Jede Frau eines Mannes hat ihre eigene Wohnung, die bei ihrem Tode abgebrannt wird. Stirbt der Mann, ſo nimmt ſein nächſter Verwandter Frauen und Kinder zu ſich. Heirathen werden ſchon im 13ten Jahre geſchloſſen, und bekommt eine Frau Zwillinge, ſo wird ein Kind davon umgebracht. Die Kinder kommen weiß zur Welt, ſie haben bloß einen ſchwarzen Ring um den Nabel. — Das Tattowiren iſt allgemeine Sitte, ſonſt kleidet ſich jeder nach ſeinem Geſchmack, oder gar nicht. Wenn ſie Europäiſche Kleidungsſtücke bekommen können, ſo tragen ſie dieſelben, die Stücke mögen zu einander paſſen oder nicht. So ſah ein Reiſender ohnlängſt einen hieſigen Fürſten in einer holländiſchen Seeuniform, mit einem Huthe woran eine dreifarbige Kokarde befeſtigt war. Blanke Knöpfe, Porzellainſtückchen, meſſingene Arm- und Halsbänder, und Gänſefedern ſind ihr Putz. Die Vornehmen halten ſich Sclaven, die ſchlecht behandelt werden, und mit Gras und Waſſer vorlieb nehmen müſſen. Unter einander leben die Lagoer verträglich, ſind auch gaſtfrei, genügſam, nicht boshaft, keinesweges ganz roh, und ſingen und tanzen gern nach dem Hackbrett und der Schalmeie. Aber die weſtlichen ſind kriegeriſcher und wilder, als die öſtlichen und ſüdlichen. Dieſe ziehen eine Mütze von Stroh, die nur für die Augen und den Mund Öfnungen hat, im Gefechte über das Geſicht. Im ſüdlichen

Theile sind vierzehn Oberhäupter, deren vornehmstes Capellah heißt, der ein Gebiet von zehn Tagereisen in die Länge, und fünf in die Breite haben soll. — Das Land wird von beträchtlichen Flüssen durchströmt, die südlich ins Meer fallen, unter andern von dem Seekuhfluß, dem großen und kleinen Mogasie, an welchem die Kaffern große Gärten bearbeiten. Zwischen dem letztern und dem Dombie halten sich die Hambonaas auf, eigentlich eine Hottentotten Nation, die eine gelbliche Farbe, und langes grobes Haar hat, das sie in Form eines Turbans zusammenlegen. Ein Theil von ihnen hat sich elf Tagereisen weit nördlich bis an den Zomofluß ausgebreitet, lebt in bürgerlichen Gesellschaften, und treibt Hornviehzucht. Zwischen dem Nabayora und Zomo wohnen die Tambukis, die den Hambonaas im Äußerlichen ähnlich, aber weit mächtiger und streitbarer sind, und Schmelzöfen unterhalten, wobei jene Tagelöhnerdienste thun. An sie grenzen die noch streitbarern Mambuki. Das südliche Kaffernland, zwischen dem Kaiskammafluß, dem Key und dem großen Fischflusse, ist wegen der guten Bewässerung, fetten Weiden, grünen Ebenen und Hügeln, und lebhaften Waldungen vorzüglich schön.

Das Hottentottenland

ist eine Halbinsel, die westlich an das äthiopische, südöstlich an das indische Meer stößt, und südlich in das Vorgebirge der guten Hoffnung, (die Südspitze von Africa) ausläuft. Der große Fischfluß trennt die Hottentotten in Südosten von den Kaffern, und bis dahin sind vom Cap 200 Meilen; in Nordwesten macht der Kaussiefluß die Grenze, und diese Küste soll vom Cap, so weit sie nehmlich von Holländern bewohnt wird, 100 Meilen lang seyn. Vom Cap reichen die Europäischen Niederlassungen in gerader Linie nach Norden 75 Meilen. Die Größe

des ganzen Landes berechnet man zu 6045 Quadratmeilen, die Entfernung von Holland auf 2100, und die von Batavia auf 1500 Meilen. Es ist den Holländern, die hier herrschen, darum wichtig, weil es die Ostindienfahrer mit den nöthigen Erfrischungen versehen kann. — Hier sind nur zwei Jahreszeiten, weil nur zwei Hauptwinde wehen, der Nordwest im Winter, und der Südost im Sommer. Im Winter ist die Luft neblicht, dick und feuchtkalt, und es ist die Regenzeit. Die Kälte ist aber nicht so heftig daß man einheitzen müßte, erzeugt auch weder Schnee noch Eis (außer auf den hohen Bergen), vielmehr hat der hiesige Winter, weil trübes, regnigtes Wetter mit heiterm-Himmel abwechselt, viel Vorzüge vor dem Sommer, der überhaupt sehr trocken, und entweder mit unmäßiger Hitze, besonders wenn der Südostwind ausbleibt, oder mit heftigen und oft kalten Winden vergesellschaftet ist. Im Innern des Landes herrscht eine gewaltige Dürre, so daß selbst große Flüße austrocknen. Von den Stürmen leiden die Einwohner sehr viel, denn sie heben oft solche Staubwolken in die Höhe, daß die Luft dadurch verdunkelt wird, und keiner es wagt auszugehn; aber den Gebäuden und Anpflanzungen thun sie den meisten Schaden. Indessen ist die Witterung nach Beschaffenheit des Bodens und der Lage sehr verschieden. So regnet es im Hutniqualande, wenn die Bewohner des Caps gutes Wetter haben. In den nördlichern Gegenden ist die Luft immer kühler als auf dem südlichern Vorgebirge. Diese mehrentheils ungünstige Witterung erzeugt viel Krankheiten. Mehrere Menschen leiden an den Augen, der Schnupfen hört gar nicht auf, und Halsweh ist nicht allein sehr häufig, sondern auch gefährlich. Gicht und Wassersucht stellen sich auf dem Lande nicht selten ein, und die Blattern greifen weit um sich. — Die Beschaffenheit des Bodens

ist nicht überall gleich. Felsige, sandige, magere Landstriche und Heiden, die wenig Quellen, keine Landseen, keine schiffbare Flüsse, oft gar kein Wasser haben, wo man grüne Auen vergeblich sucht, wechseln mit ungemein fruchtbaren, angebauten und bewohnten Gegenden ab. Letztere sind hauptsächlich an der Südostküste, wo die Natur reicher ist als im Westen. Ohne ein Afrikanisches Klima würde in den meisten Landschaften, wo man doch nur die besten Stellen benutzt, gar nichts gedeihen. Das Gras steht dünn und sparsam, nirgends so dicht daß sich der Wanderer darauf lagern könnte; die Weizenäcker sind wie die Grasplätze, durch dürre Sandfelder von einander getrennt. Hin und wieder, vornehmlich auf der östlichen Seite sind große Waldungen, die auf der westlichen fehlen, und in der Nähe der Capstadt findet man bloß etwas Buschwerk; daher man mit dem Holze räthlich umgeht. Man läßt täglich von den Sclaven Brennholz suchen, das meiste Nutzholz aber kommt aus Europa und Ostindien. Hohe, nackte Berge durchstreichen das Land von Nordwest nach Südost. Zwischen ihnen liegen Thäler, die nach Norden zu mehr den Ebenen gleichen. Die letzten Strecken des Gebirges, das mit der durchs Kaffernland sich ziehenden Bergkette Lupata, oder Weltrücken, zusammenhängt, sind die Schneeberge, denen auch im Sommer der Schnee nicht fehlt. Unter den einzelnen Bergen kennt man den Teufelsberg (von 3100 Fuß), den Tafelberg (von 3350 Fuß), und die Löwenberge (von 2585 Fuß) am meisten. Alle drey liegen an der Südostseite der Tafelbai, die zwey Meilen im Umfange, eine eben so breite Mündung, und vor sich die Robbeninsel hat, hängen unten zusammen, sind aber oben durch Thäler getrennt. Der sehr steile Tafelberg sieht in der Entfernung wie eine Tafel aus, und trägt auf seinem Gipfel eine Menge seltener Ge-

wächse. Der von der Capseite her unersteigliche Teufelsberg dient den Bewohnern der Capstadt zum Wetteranzeiger, denn sein Gipfel ist in Wolken gehüllt, wenn aus Südosten ein Sturm droht. Der Löwenberg hat zwei Spitzen, davon der südliche der Löwenkopf, und der andere der Löwenschwanz genannt wird. Auf dem erstern ist eine Wache von 2 Matrosen, die eine Flagge aufziehn und eine Kanone abfeuern, wenn sie ein Schiff ankommen sehen. Sie klettern gefährlich genug, vermittelst eines an einer Klippe befestigten Taues den Berg hinauf. — Alle drey Berge schließen das Tafelthal ein, dem gen Süden die norwegischen oder Steinberge liegen.

Von diesen Bergen eilen eine Menge von Flüssen, wovon die mehresten noch keinen unterscheidenden Namen führen, dem östlichen und westlichen Meere zu. Jene sind beträchtlicher und in größerer Anzahl; alle aber treten durch den Regen aus, im Sommer aber vertrocknen die meisten. Viele enthalten seichte Stellen, die man Triften nennt, und in den größten halten sich Flußpferde, aber keine andere Fische auf, als die aus dem Meere stromauf gehen. Die vornehmsten kommen unten vor.

Die Holländer haben Europäisches Getreide, Feld- und Gartenfrüchte, Forst- und Obstbäume, Stauden und Blumen hieher verpflanzt, und sie gedeihen sehr gut. Aber das Land hat auch, der vielen Sandfelder ohngeachtet, einen großen Reichthum eigener Gewächse, worunter viel Arzneipflanzen vorkommen. Der Stiel der Stiftblume giebt dem Wanderer ein durstlöschendes Wasser; aus den Stämmen der Aloe machen die Eingebornen Köcher; mit einer Amaryllis vergiften sie die Pfeile für das kleine Wild; das Stinkholz, das verarbeitet den üblen Geruch verliert, braucht der Europäer zu Meubeln; aus der Rinde des

Wollblumenbaums verfertigt man Stricke und Taue. Einige Gewächse dienen den Landleuten zu Thee, von andern ſpeiſet man die Beeren, von andern die Wurzeln. Aus den Stängeln des Haſenöhrleins macht man Strümpfe und Handſchuhe, vom Haſſagaibaume Wurfſpieße und Wagendeichſeln, aus dem Cyperngraſe (einer Art Binſen) Matten, aus mehrern Holzarten Werkzeuge und Geräthe, und aus dem Löffelbaume Teller und Löffel. Das Mark der Brodpalme verſchafft den Hottentotten Brod; das Gummi der ägyptiſchen Sinnpflanze (eines hohen Baumes) Leckerbiſſen; die Zaſerblume aber, durch ſtampfen und zuſammendrehen ein Mittel Hunger und Durſt zu ſtillen. Aus der Glipflanze, den Wurzeln und dem Honig der Möhre bereiten ſie berauſchende Getränke, und mit dem Safte der Giftbäume vergiften ſie ihre Pfeile. Eine Art Silberbaum trägt roſenartige Blüthen, und der prächtige Silberbaum wird in den Gerbereien benutzt. Der Wachsbaum, eigentlich ein Strauch, trägt weiche, ſchwarze Beeren, die mit einem Mehle überzogen ſind, das ſich durchs Kochen ablöst, und nachher wie Wachs verhärtet. Die Koloniſten machen Lichter daraus, die Hottentotten aber eſſen es ſtatt Käſe. Aus den Früchten der hieſigen Ölbäume preßt man kein Öl, ſondern braucht die Stämme zu Nutzholz. Die weiche Pharmacie macht das Rindvieh, das davon frißt, in kurzer Zeit fett. Des capſchen Pfeffers bedient man ſich an Speiſen. Mehrere Arten von Euphorbien werden zu verſchiedenen Zwecken angewendet; mit den giftigen beſtreicht man Pfeile und Spieße, die Saamenkörner von andern braucht man zum tödten der Wölfe, und andere in der Arzenei. Die Apotheker-Euphorbie wächſt an 4 Fuß hoch, iſt grün, weißlich und mit vielen Dornen beſetzt, hat keine Blätter, läßt hie und da Äſte aus, und treibt die Blüthen unmittelbar aus dem Stamme zwiſchen den

wächſe. Der von der Capſeite her unerſteigliche Teufelsberg dient den Bewohnern der Capſtadt zum Wetteranzeiger, denn ſein Gipfel iſt in Wolken gehüllt, wenn aus Südoſten ein Sturm droht. Der Löwenberg hat zwei Spitzen, davon der ſüdliche der Löwenkopf, und der andere der Löwenſchwanz genannt wird. Auf dem erſtern iſt eine Wache von 2 Matroſen, die eine Flagge aufziehn und eine Kanone abfeuern, wenn ſie ein Schiff ankommen ſehen. Sie klettern gefährlich genug, vermittelſt eines an einer Klippe befeſtigten Taues den Berg hinauf. — Alle drey Berge ſchließen das Tafelthal ein, dem gen Süden die norwegiſchen oder Steinberge liegen.

Von dieſen Bergen eilen eine Menge von Flüſſen, wovon die mehreſten noch keinen unterſcheidenden Namen führen, dem öſtlichen und weſtlichen Meere zu. Jene ſind beträchtlicher und in größerer Anzahl; alle aber treten durch den Regen aus, im Sommer aber vertrocknen die meiſten. Viele enthalten ſeichte Stellen, die man Triften nennt, und in den größten halten ſich Flußpferde, aber keine andere Fiſche auf, als die aus dem Meere ſtromauf gehen. Die vornehmſten kommen unten vor.

Die Holländer haben Europäiſches Getreide, Feld- und Gartenfrüchte, Forſt- und Obſtbäume, Stauden und Blumen hieher verpflanzt, und ſie gedeihen ſehr gut. Aber das Land hat auch, der vielen Sandfelder ohngeachtet, einen großen Reichthum eigener Gewächſe, worunter viel Arzneipflanzen vorkommen. Der Stiel der Stiftblume giebt dem Wanderer ein durſtlöſchendes Waſſer; aus den Stämmen der Aloe machen die Eingebornen Köcher; mit einer Amaryllis vergiften ſie die Pfeile für das kleine Wild; das Stinkholz, das verarbeitet den üblen Geruch verliert, braucht der Europäer zu Meubeln; aus der Rinde des

Wollblumenbaums verfertigt man Stricke und Taue. Einige Gewächse dienen den Landleuten zu Thee, von andern speiset man die Beeren, von andern die Wurzeln. Aus den Stängeln des Hasenöhrleins macht man Strümpfe und Handschuhe, vom Hassagaibaume Wurfspieße und Wagendeichseln, aus dem Cyperngrase (einer Art Binsen) Matten, aus mehrern Holzarten Werkzeuge und Geräthe, und aus dem Löffelbaume Teller und Löffel. Das Mark der Brodpalme verschafft den Hottentotten Brod; das Gummi der ägyptischen Sinnpflanze (eines hohen Baumes) Leckerbissen; die Zaserblume aber, durch stampfen und zusammendrehen ein Mittel Hunger und Durst zu stillen. Aus der Glipflanze, den Wurzeln und dem Honig der Möhre bereiten sie berauschende Getränke, und mit dem Safte der Giftbäume vergiften sie ihre Pfeile. Eine Art Silberbaum trägt rosenartige Blüthen, und der prächtige Silberbaum wird in den Gerbereien benutzt. Der Wachsbaum, eigentlich ein Strauch, trägt weiche, schwarze Beeren, die mit einem Mehle überzogen sind, das sich durchs Kochen ablöst, und nachher wie Wachs verhärtet. Die Kolonisten machen Lichter daraus, die Hottentotten aber essen es statt Käse. Aus den Früchten der hiesigen Ölbäume preßt man kein Öl, sondern braucht die Stämme zu Nutzholz. Die weiche Pharmacie macht das Rindvieh, das davon frißt, in kurzer Zeit fett. Des capschen Pfeffers bedient man sich an Speisen. Mehrere Arten von Euphorbien werden zu verschiedenen Zwecken angewendet; mit den giftigen bestreicht man Pfeile und Spieße, die Saamenkörner von andern braucht man zum tödten der Wölfe, und andere in der Arzenei. Die Apotheker-Euphorbie wächst an 4 Fuß hoch, ist grün, weißlich und mit vielen Dornen besetzt, hat keine Blätter, läßt hie und da Äste aus, und treibt die Blüthen unmittelbar aus dem Stamme zwischen den

Dornen hervor. Wenn man den Stamm ritzt, entquillt ihm ein Milchsaft, der sich verdickt und als ein äußerliches Arzeneimittel gebraucht wird. Fast alle Euphorbien sind Giftpflanzen. — Die Blume der schmetterlingsartigen Schwerdtlilie übertrifft an Schönheit alle übrigen.

Hottentotten und Europäer halten zahmes Vieh, das in den mehresten Gegenden den Reichthum seiner Besitzer ausmacht. Die wilden Thiere sind aus den bewohnten Gegenden vertrieben, doch lassen sich zuweilen noch Hyänen in der Nähe der Kapstadt blicken. Das häufigste Wild, das man auch gern auf die Tafeln bringt, sind die Gazellen und Antilopen. Im Lande Bockefeld halten sich die Springböcke zu Tausenden bei einander. Die Hirschthiere oder Hartebeesten sind unter diesen muntern Geschöpfen die gemeinsten. Büffel findet man heerdenweise; man schießt sie der Haut wegen. Giraffen halten sich vom 28° an nördlich auf. Das äthiopische Schwein ist stärker und furchtbarer als das Europäische wilde Schwein, auch größer, denn es ist 5 Fuß lang. Es sieht schmutzig braun aus, hat einen breiten, hornharten Rüssel, und vier große Hauer, womit es sich sogar gegen den Löwen, und oft glücklich vertheidigt. Der Quagga, oder der Afrikanische Waldesel, lebt hier und in den Kafferländern wild in Heerden. Er ist grau und braun, am Kopfe und Halse schwarz gestreift, und am Bauche und den Beinen weiß, hat die Eigenschaften des Esels, und läßt sich zähmen. Der Klipdas gehört zu den Fettthieren, die den Murmelthieren in gewissen Stücken ähnlich sind, indem sie in Felsenklüften und unterirrdischen Höhlen wohnen, und sich von Wurzeln, Baummoos und Pflanzen nähren. Er ist 17 Zoll lang, gelbgrau und am Bauche weiß, wird sehr fett, hat ein wohlschmeckendes Fleisch, ist nicht bösartig, wehrt sich aber mit seinen Zähnen, wenn er gereizt wird. Seine

Stimme

Stimme ist pfeifend und durchdringend. Ihm ähnlich ist der Aſhkoko in den habeſhiniſchen Gebirgen. Der Sandmoll, der faſt wie ein Schwein aussieht, ſich von Wurzeln nährt, sehr beißig iſt, aber eßbares Fleiſch hat, untergräbt die Sandhügel an den Küſten ſo ſehr, daß oft der Reiter mit dem Pferde tief hineinſtürzt. Der Capiſche Springer gehört zu dem Springergeſchlechte, das den Übergang von den Mäuſen zu den Haſen und Beutelthieren macht, kurze Vorder- aber lange Hinterfüße hat, womit es weit und ſchnell ſpringen kann. Der am Cap iſt 16 Zoll, ſein Schwanz aber 17 Zoll lang, ſieht rothbraun aus, braucht die Vorderfüße ſeinen Fraß zu halten und geht auf den hintern, mit welchen er 20 Fuß weit ſpringt. Gras und Getreide ſind ſeine Nahrung, und Höhlen in der Erde ſeine Wohnung. Er wird leicht zahm, und gegeſſen. Die übrigen Thiere hat das Hottentottenland mit den durchreisten Ländern gemein. — Die Vögel, worunter eine große Verſchiedenheit herrſcht, übertreffen die Europäiſchen im Gefieder, aber nicht im Geſange. Hier ſind einige: der Anhinga, oder Schlangenvogel, lebt auf den Flüſſen, hat einen ſehr langen Hals, ſchwarzes und weißes Gefieder, glatten Kopf, und die Größe einer Ente. Der Brachvogel gehört zu den Sumpfvögeln, iſt dunkel ſtahlgrün, hat einen nackten Kopf mit einer hochrothen Kappe, und iſt etwas größer als jener. Der Turako iſt grün, hat auf dem Kopfe einen grünen Federbuſch, rothe Augen, purpurfarbene Flügel, nährt ſich von Früchten, und hat die Größe eines Kuckucks. Spötter, dergleichen wir ſchon in Amerika haben kennen lernen, Honigzeiger, Trappgänſe, Flamingos, Faſanen, Finken, Wachteln, Rephühner, Schwalben, die hier auch Zugvögel ſind, und viele andere. Es giebt auch viel Eidechſen, Kamäleone, Scorpionen und Schlangen. Die Baumſchlange iſt 8 Fuß, die gehörnte

nur 12 bis 18 Zoll lang, aber die giftigste. Mit dem Gifte bestreichen die Buschmänner ihre Pfeile. Die Strumpfband- und die 4 bis 8 Fuß lange gelbe Schlange sind auch giftig. Ottern sind in allen Gebüschen. Wenn ein Hottentott von ihnen gebissen ist, so reibt er die Wunde mit einem Frosche, oder läßt sich das Gift aussaugen. Ameisen sind hier auch sehr häufig. Die Heuschrecken zeigen sich alle 10 bis 15 Jahre, und finden häufig in den Magen der Hottentotten ihr Grab. Zahme Bienen werden nicht gehalten, man bedient sich des Honigs der wilden, die in Klüften, hohlen Bäumen und unter der Erde bauen.

Bergwerke findet man hier nicht, weil man kein Holz hat, aber mehrere Gegenden enthalten Eisen und Kupfer. Wegen Mangel an Kalkstein brennt man Schneckenhäuser und Muscheln zu Kalk. Spuren von Salz sieht man überall. Die meisten Quellen und Flüsse haben salziges Wasser, und Salzkräuter wachsen in solcher Menge, daß man sie nicht allein beim Seifensieden braucht, sondern noch viel Sode ausführen könnte. Die Salzseen, oder Sout Pans (Salzpfannen) sind mit einer dichten Rinde des feinsten und stärksten Salzes belegt, das man sogleich gebrauchen kann. Sandstein, Steinöl, mineralisches Wasser, und besonders heiße Bäder, haben mehrere Gegenden.

Die Hottentotten, welche sich selbst Quäquä nennen, sind gelbbraun, wohlgewachsen, 5 bis 6 Fuß hoch, (die Weiber sind kleiner) haben einen dicken Kopf, große Augen, platte Nasen, dicke Lippen, hohe Backenknochen, weiße Zähne, krauses schwarzes Haar, wenig Bart, und verhältnißmäßig kleine Hände und Füße. Ihr Ansehn zeugt von Gesundheit und Zufriedenheit, ihr Körper ist stark und durch Einreiben mit Fett, weshalb sie aber einen übeln Geruch verbreiten, geschmeidig. Die Mütter tragen, wie andere Südafrikaner, ihre Säuglinge in Felle

Taf. I. P. Haas fecit.

Die Hottentotten und ihre Wohnungen.

UNIV. OF MICH.

gewickelt, beſtändig auf dem Rücken mit ſich herum, reichen ihnen die Bruſt über und unter die Arme, und gewöhnen ſie früh an Tabackrauchen. Mann und Weib hängen einen Mantel von Fellen (Kros) auf den Rücken, woran die letztern noch einen Kragen heften, um die Kinder hineinzuſetzen. Bei kaltem Wetter knöpft man den Kros vorne zu. Der Mann geht mit bloßem Kopfe, das Weib ſetzt zuweilen eine ſchwarze, aus Thiermagen verfertigte und mit Schneckenhäuſern und Glaskorallen gezierte Mütze auf. Um die Mitte des Leibes trägt jener einen Gürtel, der ſich auf dem Geſäße in ein Dreieck endigt, dieſe aber drey lederne Schürzen, wovon die unterſte eine handbreit groß iſt, die oberſte aber bis auf die Lenden reicht. Wer Schuh braucht, macht ſie von rohen Fellen, die Haarſeite auswärts gekehrt. Beide Geſchlechter ſchmücken den Unterleib mit Glaskorallen; die Weiber außerdem den Hals und die Arme mit weißen geſchliffenen Schneckenhäuſern, die ihnen die Kaffern zuführen, und mit metallenen Ringen und Ketten, woran öfters eine Schildkrötenſchaale mit Buku hängt, oder dem Pulver von einem Kraute, welches ſie unter das Fett miſchen, womit ſie den Körper beſtreichen. Mädchen tragen bis zum zwölften Jahre an den Beinen Binſenringe, nachher Riemen, wodurch ſie die Beine gegen die ſtachlichten Gewächſe verwahren; daher ſind die Beine der Matronen ganz umwickelt. Aber dieſe Riemen dienen auch im Nothfall zur Stillung des Hungers. Sie wohnen in ganz oder länglicht-runden, von Stangen und Binſenmatten aufgeführten Hütten, deren Eingang, welcher auch die Stelle des Fenſters und Schornſteins vertritt, etwa 3 Fuß hoch iſt, und bisweilen verhängt wird. Die Grundfläche hat 10 bis 14 Fuß im Durchmeſſer, aber die Höhe kaum 6 Fuß. In der Mitte iſt der Feuerheerd, um welchen ſich die Familie lagert. Von

UNIV. OF MICH.

gewickelt, beständig auf dem Rücken mit sich herum, reichen ihnen die Brust über und unter die Arme, und gewöhnen sie früh an Tabackrauchen. Mann und Weib hängen einen Mantel von Fellen (Kros) auf den Rücken, woran die letztern noch einen Kragen heften, um die Kinder hineinzusetzen. Bei kaltem Wetter knöpft man den Kros vorne zu. Der Mann geht mit bloßem Kopfe, das Weib setzt zuweilen eine schwarze, aus Thiermagen verfertigte und mit Schneckenhäusern und Glaskorallen gezierte Mütze auf. Um die Mitte des Leibes trägt jener einen Gürtel, der sich auf dem Gesäße in ein Dreieck endigt, diese aber drey lederne Schürzen, wovon die unterste eine handbreit groß ist, die oberste aber bis auf die Lenden reicht. Wer Schuh braucht, macht sie von rohen Fellen, die Haarseite auswärts gekehrt. Beide Geschlechter schmücken den Unterleib mit Glaskorallen; die Weiber außerdem den Hals und die Arme mit weißen geschliffenen Schneckenhäusern, die ihnen die Kaffern zuführen, und mit metallenen Ringen und Ketten, woran öfters eine Schildkrötenschaale mit Buku hängt, oder dem Pulver von einem Kraute, welches sie unter das Fett mischen, womit sie den Körper bestreichen. Mädchen tragen bis zum zwölften Jahre an den Beinen Binsenringe, nachher Riemen, wodurch sie die Beine gegen die stachlichten Gewächse verwahren; daher sind die Beine der Matronen ganz umwickelt. Aber diese Riemen dienen auch im Nothfall zur Stillung des Hungers. Sie wohnen in ganz oder länglicht-runden, von Stangen und Binsenmatten aufgeführten Hütten, deren Eingang, welcher auch die Stelle des Fensters und Schornsteins vertritt, etwa $\frac{3}{4}$ Fuß hoch ist, und bisweilen verhängt wird. Die Grundfläche hat 10 bis 14 Fuß im Durchmesser, aber die Höhe kaum 6 Fuß. In der Mitte ist der Feuerheerd, um welchen sich die Familie lagert. Von

Geräthen ſieht man hier nichts als einige irrdene Töpfe, lederne Schläuche, Milchnäpfe und Buttergefäße. Mehrere beiſammenſtehende (nie unter 20) Hütten machen einen Kral (Dorf) aus, der wohl 200, oft aber auch weniger Köpfe zählt. Die entferntern ſind ziemlich volkreich und in guten Umſtänden, aber die ganze Nation iſt durch das Vordringen der Europäer und durch die Blattern bis auf wenige Tauſende geſchmolzen. Man ſieht auch nicht viel Krale in der Nähe, ſie liegen oft 2 Tagereiſen aus einander. Die Hütten eines Dorfs ſtehen in einem Kreiſe dicht zuſammen, mit einwärts gekehrten Thüren, wodurch ſie einen innern freien Platz bilden, worin das Vieh zum Übernachten getrieben wird. Findet letzteres kein Futter mehr, oder ſtirbt einer im Dorfe, oder nimmt das Ungeziefer in den Wohnungen überhand, ſo zieht die Dorfſchaft weiter. Wurzeln, Kräuter, geſottenes oder gebratenes Fleiſch ſind die gewöhnlichſten Hottentotten-Gerichte, Därme und Fett aber die leckerſten. Gewürze brauchen ſie nicht, und eben ſo wenig Butter, denn damit reibt man den Körper ein. Die Jagd wird gemeinſchaftlich angeſtellt, und iſt ein großes Thier erlegt, ſo ſchmauſt die Gemeinde ſo lange, bis alles verzehrt iſt; denn ſie ſind beim Überfluß eben ſo unmäßig, als beim Mangel genügſam. Keiner hält eine beſtimmte Zeit zum Eſſen. Hungert den Mann, ſo muß die Frau etwas in Bereitſchaft haben, und iſt kein Fleiſch da, ſo behilft man ſich mit Leder und Schuhſohlen, die eingeweicht, geklopft und gebraten werden. Haben ſie gar nichts, nicht einmal Pferde- oder Schaafläuſe, ſo vertreiben ſie den Hunger durch Schlaf, oder ſchnüren den Magen ein. Gewöhnlich trinkt man ſaure Milch und Waſſer, und ſehr begierig Wein und andere geiſtige Getränke. Verdingen ſie ſich bei einem Koloniſten, ſo iſt Taback die erſte Bedingung; aber ſie rauchen auch Hanf und

vermischen ihn in mangelhaften Zeiten mit Elephantenmist. Fehlen ihnen Europäische irrdene Pfeifen, so nehmen sie ein Elendthierhorn, oder einen hohlen Stock, und stecken ihn in einen ausgehöhlten Stein. Rinder- und Schaafheerden machen ihren Reichthum aus, denn sie sind Hirten. Die Dorfschaft läßt ihr Vieh beisammen, das große vom kleinen getrennt und von Hunden bewacht, und greift bei Erblickung eines Raubthiers sogleich zu den Haßagaien, die aber nur auf 40 Schritt sicher geworfen werden können, und daher nicht gefährlich sind, und zu den Bogen und Pfeilen, die sie von Rohr mit eisernen oder beinernen Spitzen machen; aber sie schleifen Monate lang an einer Spitze, denn ihre Handwerkszeuge und Kunstfertigkeiten sind in gleich elender Verfassung. Indeß erarbeiten sie sich alles nothwendige selbst, auch die Kochtöpfe, welche die Weiber aus Thon bilden, an der Sonne trocknen und mit Mist ausbrennen. Ein solches Gefäß kann indessen ohne Stütze nicht stehen. Ihre musikalischen Instrumente sind auch sehr unvollkommen. Gomgom ist ein Bogen mit einer Saite von Pferdehaaren bespannt, an deren Ende eine Federspule sitzt. Die Saite wird durch Saugen an der Spule bewegt und tönt. Tgutbe oder Ravekinge ist einer Cither oder Geige ähnlich. Zur Trommel oder zum Rumpeltopfe nehmen sie einen mit Fell überzogenen Flaschenkürbis oder hohlen Klotz, oder einen mit Wasser gefüllten Topf, und drücken das Fell mit den Fingern ein. Die Tabackspfeifen dienen zu Blaseinstrumenten. Ihr Gesang besteht in unartikulirten Tönen, und ihr Tanz in Sprüngen einzeln und in Gesellschaft. Die Wörter ihrer Sprache sollen schwer auszusprechen seyn, denn gewisse Buchstaben werden nur durch Klatschen mit der Zunge, andere durch Lispeln hervorgebracht. Schreiben können sie nicht. Religionsbegriffe haben sie auch

nicht; aber sie glauben an Zauberei, und daher vielleicht die Existenz eines bösen Wesens. Wenn sie gleich die Gaukler sehr ehren, so ist doch der seines Lebens nicht sicher, dem sein Kunststück mißräth. — Die Polygamie ist zwar erlaubt, doch selten, auch kann eine Frau mehrere Männer haben; aber nahe Blutsverwandte heirathen einander nicht, und die Hochzeit wird ohne Ceremonie vollzogen, bis auf den jetzt verheimlichten oder abgeschafften Gebrauch, daß der Priester Ehepaar und Gäste mit seinem Urin benetzt; wenigstens widerfährt dem Jünglinge diese Ehre, der zum Manne eingeweiht wird. Den Ehebruch bestrafen sie hart, an dem Weibe sogar mit dem Tode, und will eine Wittwe zur zweiten Ehe schreiten, so muß sie sich ein Glied von einem Finger abnehmen lassen. — Sie leben mit einander in Ruhe und Frieden, kommt es aber, wiewohl wegen ihrer Feigheit selten, zu Thätlichkeiten, so fließt auch Blut. Alte hülfslose Personen werden verstoßen, mit der Mutter der Säugling begraben, krüppelhaft geborne getödtet, und stark Ohnmächtige als Todte betrachtet. Der Verstorbene, der nur einige Stunden über der Erde bleibt, wird zusammengebogen, so daß der Kopf zwischen den Beinen zu liegen kommt, und in einen Kroß geschnürt, aus einer gemachten Öfnung, nicht durch die Thüre, nach einer Grube oder Felsenhöhle getragen, welche mit Erde, Steinen und Gesträuchen angefüllt werden, damit sie vor den Raubthieren sicher sind. Der ganze Kral hockt sich in der Trauerhütte hin, und schreit Bobo (Vater), ehe diese abgedeckt, und die Leiche abgeführt wird. Die Hottentotten sind überhaupt dumm, unthätig, träge, unempfindlich, kennen weder Geld noch Zeitrechnung, manche Stämme zählen nicht über fünf, ihr Handel ist ein bloßer Waarentausch; kurz, sie gehören zu den uncultivirtesten Völkern, vorzüglich die, welche von den Kolonisten entfernt wohnen;

weniger die sich in der Nähe befinden und von den Europäern abhängig oder wohl gar ihre Dienstboten sind. Letztere werden nicht sclavisch, sondern gut behandelt, und doch laufen viele davon. Die ganze Nation theilt sich in Horden und Familien. Jeder Kral hat ein Oberhaupt, und kann als eine kleine Republik betrachtet werden. Die Häupter oder Capitains im Bezirk der Colonie ernennt und installirt der holländische Gouverneur, mit einem großen spanischen Rohre, das einen kupfernen Knopf hat, welches der Capitain immer bei sich führt. Besondere Abtheilungen der Hottentotten sind:

1) Die Buschmänner, sie halten sich in waldigen, gebirgigen Gegenden jenseit der Schneeberge auf, wohnen in Höhlen und Klüften, nähren sich weder von Ackerbau noch Viehzucht, sondern von Pflanzen, die die Erde ohne Cultur hervorbringt, von Ameiseneiern, Heuschrecken, und vornehmlich vom Raube, können lange hungern, freßen aber auch gierig alles was ihnen vorkommt; gehen ganz nackt, bis auf einen Gürtel, von dem eine Menge schmaler Riemen vorne herabhängen, putzen sich mit Holzstückchen oder Igelstacheln, die sie durch die Nase stecken, laufen sehr schnell, haben kein Oberhaupt, keine Regierung, keinen beständigen Wohnort, halten sich, um in dem magern Lande nicht zu verhungern, nur in geringer Anzahl beisammen, vergiften ihre Pfeile, womit sie auf 280 Schritt treffen, und daher gefürchtet, aber auch von den Colonisten mit Hülfe anderer Hottentotten verfolgt werden. Sie sind der Auswurf der Nation, aber durch Europäische Habsucht entstanden, und ob sie gleich ein erbärmliches Leben führen, so suchen sie doch zu entlaufen, sind sie zu Sclaven gemacht worden.

2) Die Mestizhottentotten, aus der Vermischung der Europäer mit Hottentotten-Weibern entstanden, vermehren sich, werden

auch beſſer als die übrigen gehalten, ob man ſie gleich in der Capſtadt nicht einmal der Taufe würdigt.

3) Die großen und kleinen Namaquas ſind nur zum Theil von den Holländern abhängig, ſchmelzen und ſchmieden Kupfer und Eiſen.

4) Die ſchmutzigſten Hottentotten wohnen nördlich vom Orangefluſſe, man kann ſie ſchon von weiten riechen. Sie gehen mit den Europäern nicht um.

5) Die Gonaquas, in der Nähe der Kaffern und ſchon mit ihnen vermiſcht, daher ſie ſchwärzer ſind als die übrigen, auch ſtärkere, gröbere Glieder, und einen anſehnlichern ſchlankern Wuchs haben, die Kinder beſchneiden und nackter gehen, Ackerbau treiben, und auch in andern Stücken mit den Kaffern übereinkommen.

6) Die Damaquas ſind noch näher mit den Kaffern verwandt.

Die Einwohner in der holländiſchen Colonie, deren Zahl zu 60000 Köpfe berechnet wird, beſtehen außer den Hottentotten und Meſtizen, aus Coloniſten, Europäern und Sclaven. Der Coloniſt außer der Stadt nährt ſich vom Feld-, Garten- und Weinbau, und von der Viehzucht. Ein Landmann beſitzt gewöhnlich 60 Morgen (zu 60 Rheinl. Ruthen), wovon aber die Hälfte unbrauchbares Land iſt. Er beſtellt die Acker auf Europäiſche Art mit Weizen, Gerſte, Erbſen und Bohnen, ſeltener mit Roggen, und Hanf bauet er bloß für die Hottentotten, braucht einen ſchweren Pflug, läßt die Felder im vierten Jahre Brache liegen, erndtet nach Verſchiedenheit des Bodens das 10te, 25 bis 30ſte Korn, und läßt das Getreide von Pferden austreten. Der Weizen iſt gut, giebt aber wegen der elenden Mühlen kein gutes Brod. Die Gerſte wird verfuttert, nicht zum Bierbrauen benutzt, denn man trinkt auf dem Lande Waſſer, Wein, Kaffee, Thee und Buttermilch. Nur vor der

Capſtadt

Capstadt ist eine Brauerei, die den Hopfen aus Europa kommen läßt, aber schlechtes Bier liefert, daher dänisches, englisches und holländisches Bier eingeführt, und die Flasche mit 4 bis 9 Groschen bezahlt wird. — Der Weinbau ist beträchtlich. Die ersten Stöcke sind vom Rhein, aus Persien und Spanien hiehergebracht worden. Man pflanzt sie in geraden Linien wegen der heftigen Winde, in Thälern und an Spalieren, und wegen Holzmangel nicht an Pfählen. Die Blätter schlagen im September aus, und im Februar und März ist die Weinlese, von der viele hundert Faß ausgeführt, und könnte man mehr Holz zu Fässern haben, so würde noch mehr gekeltert werden. — Die Gärten, mit Pfirsichen und Quittensträuchern eingezäunt, enthalten einen reichen Vorrath von Gewächsen, von denen sich indeß viele verschlechtern, daher man den Saamen jährlich aus Holland verschreiben muß; andere aber verbessern sich, als Rüben und alle Kohlarten. Europäisches Obst wird zwar in Menge gezogen, ist aber nicht so schmackhaft als das unsrige, und wird daher nicht geschätzt. Die Gartenerdbeeren schmecken auch nicht so gut, werden aber doch theuer bezahlt. Kirschbäume, Johannis-, Stachelbeeren- und Haselstauden kommen gar nicht fort. — Viehzucht ist der Reichthum entfernter Colonisten. Das Rindvieh ist aber klein, ohne schmackhaftes Fleisch, giebt bei dem schlechten Grase wenig und nicht fette Milch, und nur auf kurze Zeit, ja einige Kühe lassen sich ohne Gewalt gar nicht melken. Da die Milch wegen der Hitze leicht sauert, und Buttergefäße nicht überall leicht zu haben sind: so wird auch im Ganzen nur wenig Butter und noch seltener Käse gemacht, und jene steht der Europäischen nach. Das Vieh findet auf der Weide sein Futter, und kommt gar nicht in den Stall, sondern wird gegen die Nacht in einen mit Leinwand umgebenen Platz getrieben.

auch beſſer als die übrigen gehalten, ob man ſie gleich in der Capſtadt nicht einmal der Taufe würdigt.

3) Die großen und kleinen Namaquas ſind nur zum Theil von den Holländern abhängig, ſchmelzen und ſchmieden Kupfer und Eiſen.

4) Die ſchmutzigſten Hottentotten wohnen nördlich vom Orangefluſſe, man kann ſie ſchon von weiten riechen. Sie gehen mit den Europäern nicht um.

5) Die Gonaquas, in der Nähe der Kaffern und ſchon mit ihnen vermiſcht, daher ſie ſchwärzer ſind als die übrigen, auch ſtärkere, gröbere Glieder, und einen anſehnlichern ſchlankern Wuchs haben, die Kinder beſchneiden und nackter gehen, Ackerbau treiben, und auch in andern Stücken mit den Kaffern übereinkommen.

6) Die Damaquas ſind noch näher mit den Kaffern verwandt.

Die Einwohner in der holländiſchen Colonie, deren Zahl zu 60000 Köpfe berechnet wird, beſtehen außer den Hottentotten und Meſtizen, aus Coloniſten, Europäern und Sclaven. Der Coloniſt außer der Stadt nährt ſich vom Feld-, Garten- und Weinbau, und von der Viehzucht. Ein Landmann beſitzt gewöhnlich 60 Morgen (zu 60 Rheinl. Ruthen), wovon aber die Hälfte unbrauchbares Land iſt. Er beſtellt die Äcker auf Europäiſche Art mit Weizen, Gerſte, Erbſen und Bohnen, ſeltener mit Roggen, und Hanf bauet er bloß für die Hottentotten, braucht einen ſchweren Pflug, läßt die Felder im vierten Jahre Brache liegen, erndtet nach Verſchiedenheit des Bodens das 10te, 25 bis 30ſte Korn, und läßt das Getreide von Pferden austreten. Der Weizen iſt gut, giebt aber wegen der elenden Mühlen kein gutes Brod. Die Gerſte wird verfuttert, nicht zum Bierbrauen benutzt, denn man trinkt auf dem Lande Waſſer, Wein, Kaffee, Thee und Buttermilch. Nur vor der

Capſtadt

Capstadt ist eine Brauerei, die den Hopfen aus Europa kommen läßt, aber schlechtes Bier liefert, daher dänisches, englisches und holländisches Bier eingeführt, und die Flasche mit 4 bis 9 Groschen bezahlt wird. — Der Weinbau ist beträchtlich. Die ersten Stöcke sind vom Rhein, aus Persien und Spanien hiehergebracht worden. Man pflanzt sie in geraden Linien wegen der heftigen Winde, in Thälern und an Spalieren, und wegen Holzmangel nicht an Pfählen. Die Blätter schlagen im September aus, und im Februar und März ist die Weinlese, von der viele hundert Faß ausgeführt, und könnte man mehr Holz zu Fässern haben, so würde noch mehr gekeltert werden. — Die Gärten, mit Pfirsichen und Quittensträuchern eingezäunt, enthalten einen reichen Vorrath von Gewächsen, von denen sich indeß viele verschlechtern, daher man den Saamen jährlich aus Holland verschreiben muß; andere aber verbessern sich, als Rüben und alle Kohlarten. Europäisches Obst wird zwar in Menge gezogen, ist aber nicht so schmackhaft als das unsrige, und wird daher nicht geschätzt. Die Gartenerdbeeren schmecken auch nicht so gut, werden aber doch theuer bezahlt. Kirschbäume, Johannis-, Stachelbeeren- und Haselstauden kommen gar nicht fort. — Viehzucht ist der Reichthum entfernter Colonisten. Das Rindvieh ist aber klein, ohne schmackhaftes Fleisch, giebt bei dem schlechten Grase wenig und nicht fette Milch, und nur auf kurze Zeit, ja einige Kühe lassen sich ohne Gewalt gar nicht melken. Da die Milch wegen der Hitze leicht sauert, und Buttergefäße nicht überall leicht zu haben sind: so wird auch im Ganzen nur wenig Butter und noch seltener Käse gemacht, und jene steht der Europäischen nach. Das Vieh findet auf der Weide sein Futter, und kommt gar nicht in den Stall, sondern wird gegen die Nacht in einen mit Leinwand umgebenen Platz getrieben.

auch beſſer als die übrigen gehalten, ob man ſie gleich in der Capſtadt nicht einmal der Taufe würdigt.

3) Die großen und kleinen Namaquas ſind nur zum Theil von den Holländern abhängig, ſchmelzen und ſchmieden Kupfer und Eiſen.

4) Die ſchmutzigſten Hottentotten wohnen nördlich vom Orangefluſſe, man kann ſie ſchon von weiten riechen. Sie gehen mit den Europäern nicht um.

5) Die Gonaquas, in der Nähe der Kaffern und ſchon mit ihnen vermiſcht, daher ſie ſchwärzer ſind als die übrigen, auch ſtärkere, gröbere Glieder, und einen anſehnlichern ſchlankern Wuchs haben, die Kinder beſchneiden und nackter gehen, Ackerbau treiben, und auch in andern Stücken mit den Kaffern übereinkommen.

6) Die Damaquas ſind noch näher mit den Kaffern verwandt.

Die Einwohner in der holländiſchen Colonie, deren Zahl zu 60000 Köpfe berechnet wird, beſtehen außer den Hottentotten und Meſtizen, aus Coloniſten, Europäern und Sclaven. Der Coloniſt außer der Stadt nährt ſich vom Feld-, Garten- und Weinbau, und von der Viehzucht. Ein Landmann beſitzt gewöhnlich 60 Morgen (zu 60 Rheinl. Ruthen), wovon aber die Hälfte unbrauchbares Land iſt. Er beſtellt die Äcker auf Europäiſche Art mit Weizen, Gerſte, Erbſen und Bohnen, ſeltener mit Roggen, und Hanf bauet er bloß für die Hottentotten, braucht einen ſchweren Pflug, läßt die Felder im vierten Jahre Brache liegen, erndtet nach Verſchiedenheit des Bodens das 10te, 25 bis 30ſte Korn, und läßt das Getreide von Pferden austreten. Der Weizen iſt gut, giebt aber wegen der elenden Mühlen kein gutes Brod. Die Gerſte wird verfuttert, nicht zum Bierbrauen benutzt, denn man trinkt auf dem Lande Waſſer, Wein, Kaffee, Thee und Buttermilch. Nur vor der

Capſtadt

Capstadt ist eine Brauerei, die den Hopfen aus Europa kommen läßt, aber schlechtes Bier liefert, daher dänisches, englisches und holländisches Bier eingeführt, und die Flasche mit 4 bis 9 Groschen bezahlt wird. — Der Weinbau ist beträchtlich. Die ersten Stöcke sind vom Rhein, aus Persien und Spanien hiehergebracht worden. Man pflanzt sie in geraden Linien wegen der heftigen Winde, in Thälern und an Spalieren, und wegen Holzmangel nicht an Pfählen. Die Blätter schlagen im September aus, und im Februar und März ist die Weinlese, von der viele hundert Faß ausgeführt, und könnte man mehr Holz zu Fässern haben, so würde noch mehr gekeltert werden. — Die Gärten, mit Pfirsichen und Quittensträuchern eingezäunt, enthalten einen reichen Vorrath von Gewächsen, von denen sich indeß viele verschlechtern, daher man den Saamen jährlich aus Holland verschreiben muß; andere aber verbessern sich, als Rüben und alle Kohlarten. Europäisches Obst wird zwar in Menge gezogen, ist aber nicht so schmackhaft als das unsrige, und wird daher nicht geschätzt. Die Gartenerdbeeren schmecken auch nicht so gut, werden aber doch theuer bezahlt. Kirschbäume, Johannis-, Stachelbeeren- und Haselstauden kommen gar nicht fort. — Viehzucht ist der Reichthum entfernter Colonisten. Das Rindvieh ist aber klein, ohne schmackhaftes Fleisch, giebt bei dem schlechten Grase wenig und nicht fette Milch, und nur auf kurze Zeit, ja einige Kühe lassen sich ohne Gewalt gar nicht melken. Da die Milch wegen der Hitze leicht sauert, und Buttergefäße nicht überall leicht zu haben sind: so wird auch im Ganzen nur wenig Butter und noch seltener Käse gemacht, und jene steht der Europäischen nach. Das Vieh findet auf der Weide sein Futter, und kommt gar nicht in den Stall, sondern wird gegen die Nacht in einen mit Leinwand umgebenen Platz getrieben.

Die Ochſen werden zum Ziehen und Laſttragen gebraucht. Im Sommer pflegen ihnen oft die Hufen abzufallen, an welcher Krankheit viele ſterben, und überfällt ſie den Zugochſen des Coloniſten auf einer Reiſe, ſo muß er Monate lang in der fürchterlichſten Wüſte liegen bleiben, bis ſein Vieh wieder zu Kräften gekommen iſt. Die Schaafzucht iſt durch perſiſche und engliſche Widder veredelt worden. Mancher Landwirth beſitzt 2 bis 3000 Stück. Die hieſigen Schaafe haben 4 bis 6 Pfund ſchwere Schwänze, deren Fett an die Schiffe verhandelt wird, denn die Matroſen eſſen es, ſeines Wohlgeſchmacks wegen, ſtatt Butter auf Brod. Die Schaafe werden nicht gemolken, nicht geſchoren, ſondern man läßt die Wolle von ſelbſt ausfallen, ohne ſie zu Zeugen zu verarbeiten. Die Pferde, Abkömmlinge von perſiſchen, ſind wegen der ſchlechten Weide ſchwach, ſind wohlfeil, und werden nur zum Reiten gebraucht, außer in der Stadt und deren Nähe, wo Zugpferde gewöhnlicher ſind. Mancher Bauer hat 40 bis 60 Stück. Schweine hält jede Haushaltung zu ihrem eigenen Bedarf; um die Stadt her iſt dieſe Zucht am größten. Das zahme Federvieh iſt Europäiſcher Abkunft, und in Menge zu haben. Die Hunde bewachen die Heerden vor wilden Thieren, und fehlen auf keinem Hofe.

Die oft nach ihren Beſitzern benannte Bauerhöfe, die gemeiniglich über eine Tagereiſe von einander entfernt und zerſtreut liegen, gehören vom Cap bis an den Piketberg ihren Eigenthümern, ohne Entrichtung eines Grundzinſes; was jenſeit dieſer Berge liegt, iſt mit Genehmigung der Regierung urbar gemacht worden, und kann ohne Einwilligung des Gouverneurs nicht veräußert werden, verzinſet jede Hufe mit 24 Rthlr. jährlich, und hat keinen Weinbau.

Auf dem Lande herrſcht wenig Kunſtfleiß. Jeder Bauer führt

sich seine Wohnung selbst auf, von Ziegelsteinen, oder von Lehm und Sand. Der Fußboden ist festgestampft und geebnet. Elegante Geräthe braucht er nicht; er zimmert sich Tische und Stühle selbst. Manufacturen sind gar nicht zu finden, nicht einmal ein Weberstuhl; daher geht auch der entfernte Colonist mehrentheils barfuß und zerlumpt; andere verfertigen sich ihre Kleidungsstücke selbst, und noch andere nähern sich im Äußerlichen den Hottentotten. Das Verkehr im Innern ist sehr gering, denn es fehlt an Posten, an gebahnten Straßen, an Brücken, (kaum sind einige Fähren da) und an so vielen Reisebequemlichkeiten. Ein Reisender würde gar nicht fortkommen, wenn er nicht überall gastfreie und unentgeldliche Aufnahme fände, muß sich aber demohngeachtet, wegen der entlegenen Wohnungen und der unwirthbaren Gegenden, mit allem Nöthigen reichlich versehen, und daher Wagen, Ochsen, und eine zahlreiche Dienerschaft mitnehmen. Der Landmann bringt seinen Überfluß nach der Capstadt: ein mittelmäßiger Bauer alle Jahr 2 bis 300 Pfund Butter, alle zwei Jahr 8 bis 10 Ochsen und anderes Vieh, und überdies Getreide, Schaaftalg, Seife, Fleisch, und Häute von Flußpferden, Bären und Rhinocerossen, Elfenbein, Holz ꝛc. Ist der Weg lang, so kostet ihm sein Fuhrwerk viel, wozu er wohl 20 Ochsen und drey Knechte braucht, viel Zeit und Mühe verschwendet, und also wenig Gewinn hat.

Die ganze Colonie oder das holländische Gebiet wird in vier Landdrosteien: Capdistrict, Sellenbosch, Zwellendam, Graf Reinet, und in einige kleinere Districte getheilt, und von einem Polizeirathe von 8 Personen regiert, an dessen Spitze der Gouverneur steht, der alle Macht in Händen hat. Diesem Collegio sind untergeordnet der Justizsenat für peinliche, das kleine Justizcollegium für Civilsachen, die Waisen-

Die Ochsen werden zum Ziehen und Lasttragen gebraucht. Im Sommer pflegen ihnen oft die Hufen abzufallen, an welcher Krankheit viele sterben, und überfällt sie den Zugochsen des Coloniſten auf einer Reiſe, ſo muß er Monate lang in der fürchterlichſten Wüſte liegen bleiben, bis ſein Vieh wieder zu Kräften gekommen iſt. Die Schaafzucht iſt durch perſiſche und engliſche Widder veredelt worden. Mancher Landwirth beſitzt 2 bis 3000 Stück. Die hieſigen Schaafe haben 4 bis 6 Pfund ſchwere Schwänze, deren Fett an die Schiffe verhandelt wird, denn die Matroſen eſſen es, ſeines Wohlgeſchmacks wegen, ſtatt Butter auf Brod. Die Schaafe werden nicht gemolken, nicht geſchoren, ſondern man läßt die Wolle von ſelbſt ausfallen, ohne ſie zu Zeugen zu verarbeiten. Die Pferde, Abkömmlinge von perſiſchen, ſind wegen der ſchlechten Weide ſchwach, ſind wohlfeil, und werden nur zum Reiten gebraucht, außer in der Stadt und deren Nähe, wo Zugpferde gewöhnlicher ſind. Mancher Bauer hat 40 bis 60 Stück. Schweine hält jede Haushaltung zu ihrem eigenen Bedarf; um die Stadt her iſt dieſe Zucht am größten. Das zahme Federvieh iſt Europäiſcher Abkunft, und in Menge zu haben. Die Hunde bewachen die Heerden vor wilden Thieren, und fehlen auf keinem Hofe.

Die oft nach ihren Beſitzern benannte Bauerhöfe, die gemeiniglich über eine Tagereiſe von einander entfernt und zerſtreut liegen, gehören vom Cap bis an den Piketberg ihren Eigenthümern, ohne Entrichtung eines Grundzinſes; was jenſeit dieſer Berge liegt, iſt mit Genehmigung der Regierung urbar gemacht worden, und kann ohne Einwilligung des Gouverneues nicht veräußert werden, verzinſet jede Hufe mit 24 Rthlr. jährlich, und hat keinen Weinbau.

Auf dem Lande herrſcht wenig Kunſtfleiß. Jeder Bauer führt

sich seine Wohnung selbst auf, von Ziegelsteinen, oder von Lehm und Sand. Der Fußboden ist festgestampft und geebnet. Elegante Geräthe braucht er nicht; er zimmert sich Tische und Stühle selbst. Manufacturen sind gar nicht zu finden, nicht einmal ein Weberstuhl; daher geht auch der entfernte Colonist mehrentheils barfuß und zerlumpt; andere verfertigen sich ihre Kleidungsstücke selbst, und noch andere nähern sich im Äußerlichen den Hottentotten. Das Verkehr im Innern ist sehr gering, denn es fehlt an Posten, an gebahnten Straßen, an Brücken, (kaum sind einige Fähren da) und an so vielen Reisebequemlichkeiten. Ein Reisender würde gar nicht fortkommen, wenn er nicht überall gastfreie und unentgeldliche Aufnahme fände, muß sich aber demohngeachtet, wegen der entlegenen Wohnungen und der unwirthbaren Gegenden, mit allem Nöthigen reichlich versehen, und daher Wagen, Ochsen, und eine zahlreiche Dienerschaft mitnehmen. Der Landmann bringt seinen Überfluß nach der Capstadt: ein mittelmäßiger Bauer alle Jahr 2 bis 300 Pfund Butter, alle zwei Jahr 8 bis 10 Ochsen und anderes Vieh, und überdies Getreide, Schaaftalg, Seife, Fleisch, und Häute von Flußpferden, Bären und Rhinocerossen, Elfenbein, Holz ꝛc. Ist der Weg lang, so kostet ihm sein Fuhrwerk viel, wozu er wohl 20 Ochsen und drey Knechte braucht, viel Zeit und Mühe verschwendet, und also wenig Gewinn hat.

Die ganze Colonie oder das holländische Gebiet wird in vier Landdrosteien: Capdistrict, Sellenbosch, Zwellendam, Graf Reinet, und in einige kleinere Districte getheilt, und von einem Polizeirathe von 8 Personen regiert, an dessen Spitze der Gouverneur steht, der alle Macht in Händen hat. Diesem Collegio sind untergeordnet der Justizsenat für peinliche, das kleine Justizcollegium für Civilsachen, die Waisen-

kammer zur Erziehung der Waisen und Administrirung ihrer Güter; der Bürgerrath, zur Berathschlagung über das Gemeinwohl, zur Hebung der Auflagen, und zur Bestrafung geringer Vergehen; und der Kriegsrath, unter dem das Militair steht. Außerdem werden noch andere Bediente für das Seewesen, für die Correspondenz, und für die Comtoirs unterhalten; alle aber ziehen geringen Gehalt, daher sie ihre Ämter, sich zu bereichern, oft mißbrauchen. Das ganze Personale aller Collegien und Comtoirbedienten ist 1981 Köpfe stark. Der Gouverneur ist Chef der Miliz und Commendant des Forts. Die Einwohner der Districte sind in Compagnien zu Fuß und zu Pferde abgetheilt, und die Enrollirten, die, weder Sold noch Uniform, weder Waffen noch Pferde bekommen, sondern sich das Benöthigte auf eigene Kosten anschaffen müssen, und 6000 Mann betragen, aber auf das Doppelte erhöht werden können, gut gekleidet, gut bewaffnet und gut geübt sind, versammlen sich jährlich zweimal, um eine Woche lang exercirt zu werden. Wer 60 Jahre zählt, wird aus der Miliz ausgestrichen. Die Einkünfte der Regierung bestehen in den Zehnten der Erndten, und der Landmann muß diese Abgabe, ohngeachtet der weiten und beschwerlichen Wege, auf eigene Kosten in die Magazine der Capstadt liefern; ferner in Verpachtung der Wein-, Brandtwein- und Bierschenken, die jährlich an 70000 Fl. beträgt, in den Gefällen vom Stempel, in 2½ p. c. Abgaben vom Verkauf der Immobilien, in Pacht- und Grundzinse von Weiden, die in Ackerland umgeschaffen und verkauft sind, und in Ankergeld von fremden Schiffen. Die sämmtliche Einnahme betrug im Jahre 1787, 348379 Fl., die Ausgaben aber 1,798717 Fl. Die Unterhaltung der Colonie war also sehr kostbar, und man mußte sehr ernstlich auf ihre Verbesserung bedacht seyn. Die Justiz ist bisher sehr

willkührlich, und zuweilen grausam verwaltet worden. Man bestimmte Geldstrafen nicht nach dem Vergehen, sondern nach dem Vermögen; um Geständnisse zu erpressen, schärfte man die Gefängnisse, und die Sclaven wurden besonders hart bestraft. Man peitschte sie bis aufs Blut, und rieb die Wunden mit Salzwasser ein, zwickte sie für eine Mordthat mit glühenden Zangen, oder räderte und spießte sie. Rottirten sie sich zusammen, um Unordnungen anzufangen, so wurden sie für vogelfrei erklärt. Klagte der Neger gegen seinen grausamen Herrn, so wurde er abgewiesen, suchte sich aber dafür auffallend zu rächen. Da jedoch die Erfahrung gelehrt hat, daß Härte sie nur verschlimmert und zu Bosheiten reizt, so hat man angefangen sie gelinder und rechtlicher zu behandeln. Diese Sclaven gehören entweder der holländisch-ostindischen Comgagnie oder Privatpersonen. Jene wohnen in der sogenannten Loge der Capstadt; diese bei ihren Herren. Sonst holte man sie aus den Afrikanischen Besitzungen der Portugiesen und aus Ostindien; sie haben sich aber durch Vermischungen mit Matrosen und durch heirathen unter sich so vermehrt, daß fernere Einführungen überflüßig wären; nur Batavia liefert zuweilen noch einige, die öffentlich versteigert werden, wie die übrigen Waaren der Compagnie. Einen gesunden Sclaven bezahlt man mit 80 bis 120 Fl., und in den meisten Häusern der Stadt findet man 5 bis 8 als Dienstboten zu mancherlei Verrichtungen, vermiethet sie auch. Mehrere Sclavinnen, die den Europäern in der Farbe schon sehr ähnlich werden, sind in Sticken und Nähen sehr geschickt, und finden gute Herrschaften. Landleute halten viel Sclaven, die mit den Gütern vererbt werden; oft findet man auf einem Hofe ihrer 20; aber keiner von ihnen wird in der christlichen Religion unterrichtet, er müßte denn einen Europäischen Vater haben.

Die Compagnie-Sclaven werden bei magerer Koſt ſtreng zur Arbeit angehalten, ſind aber auch unbändiger als die Dienſtboten der Privatperſonen, die man beſſer hält, und die auch ohne Strenge beſſer arbeiten, man muß es ihnen nur nicht an Kleidung, Speiſe und Taback fehlen laſſen.

Wir reiſten im Gebiete der Kaffern bis an den großen Fiſchfluß; ſetzen wir über, ſo treten wir in das Gebiet der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie. Doch ſind die Coloniſten ſchon vier Stunden öſtlicher bis zur Quelle Keuyerskral vorgedrungen, und werden ſich noch weiter ausbreiten, legen ihnen die Kaffern keine Hinderniſſe in den Weg. Indem wir unſere Reiſe ſüdweſtlich nach der Capſtadt fortſetzen, kommen wir vor den Schneebergen vorbei, bis zu welchen der dürre Camdebo-Diſtrict reicht, wo vorzüglich Schaafzucht getrieben wird. Reizender ſind die Gegenden um den Sonntagsfluß, die beholzte Hügel und bewäſſerte Thäler haben. Seit 26 Jahren haben ſich auch im Lande Krakekamma Anbauer angefunden, und bis zum Kambaursfluß wohnen Hottentotten mit Kaffern vermiſcht. In den grasreichen Gegenden des Seekuhfluſſes iſt die Viehzucht beſonders ſtark. Der Diſtrict Sitſikamma iſt waldig und wenig bewohnt. Der Keurebomfluß trennt ihn vom Houtniquaslande, das ſtarke Waldungen hat, und nördlich durch hohe beholzte Berge von dem 22 Meilen langen und 2 Meilen breiten, ungemein fruchtbaren und angenehmen langen Thale, deſſen Anbauer in guten Umſtänden ſind, getrennt wird. Letzteres hat ein heißes Bad, ſo wie das nordweſtlich anſtoßende unfruchtbare und wenig bewohnte Kannaland deren mehrere zählt, die benutzt werden. Im Diſtrict Zwellendam, der an der Küſte liegt, und einen Landdroſt hat, unter dem der ganze öſtliche

Theil der Colonie ſteht, finden wir die geräumigen aber wenig beſuchten Häfen Katharina- und Muſchelbai, und den Elephanten- oder Gauritsfluß, einen der größten in Südafrika, deſſen Strom ſehr reiſſend iſt. — Der Diſtrict Drakenſtein reicht bis an die Piketberge, bis wohin vom Cap aus ein hügliches, waſſerreiches und gut angebautes Thal ſich erſtreckt, und die Gegend zwiſchen den 24 Flüſſen und den Bergfluß enthält, die zu den vorzüglichſten in der ganzen Colonie gehört. Jene 24 Flüße bilden einen Strom, der ſich in den Bergfluß ergießt, ſo wie dieſer nordweſtlich in die St. Helena-Bai. Das Land jenſeit den Piketbergen hat keine beſtimmte Grenzen. — Nordweſtlich von Drakenſtein, und von den Winterbergen eingeſchloſſen, liegt der gut angebaute Diſtrict Waveren, der zwey heiße, aber unbenutzte Quellen hat. Weſtlich davon finden wir, wie eine Inſel im Sandmeere, das grüne Thal, 8 Stunden vom Cap, das ſehr grasreich iſt, eine große Salzquelle enthält, und den Viehlieferanten zur Mäſtung des Viehes überlaſſen wird. — Der Diſtrict Stellenboſch, nach dem Cap zu, iſt vortrefflich angebaut und angenehm, und hat zum Hauptorte das Dorf Stellenboſch von 30 Häuſern, acht Stunden von der Stadt, das ſich von der Landwirthſchaft und Handwerken nährt. Die Gerichtsbarkeit über dieſen und den Drakenſteiner Diſtrict übt ein Landdroſt mit einigen Beiſitzern aus. Der nördliche Theil von Stellenboſch begreift die Landſchaft Bottelarei, der ſüdliche Theil die Landſchaft Moddergat, und Hottentotts-Holland, der ſchönſte und fruchtbarſte Strich in der Colonie. Hier findet man Zwarteberg ein warmes Bad, bei dem ſich oft 200 Gäſte einfinden, zu deren Bequemlichkeit ein großes Gebäude aufgeführt iſt. Das eigentliche Badehaus aber iſt eine 4 Klafter lange und 2 Klafter breite Hütte.

Der Capdiſtrict, welcher die ſüdliche Spitze von Afrika begreift, ſtößt nördlich an das ſchwarze Land, und öſtlich an Stellenboſch und Drakenſtein. Hier finden wir die Tafelbai mit den Tafel-, Teufels-, Löwen- und Steinbergen. Am Fuß des erſtern liegt die offene Capſtadt mit mehr als 1200 Häuſern, breiten, regulairen, aber ungepflaſterten, zum Theil mit Eichen beſetzten und von Kanälen durchfloſſenen Straßen. Die Häuſer ſind von Backſteinen, ein auch zwey Stock hoch, weiß übertüncht, und haben flache, mit Fiſchthran überſtrichene Dächer, die den Regen gut abhalten, und große luftige Zimmer ohne Öfen und Kamine. In der Stadt ſind drey große Marktplätze, auf deren einem die Waſſerkunſt ſteht, welche die Einwohner, die Sclaven mitgerechnet, 10000 an der Zahl, nur alsdann mit Waſſer verſieht, wenn es in einem niedern Behälter außerhalb der Stadt überfließt, wohin es vom Tafelberge geleitet wird. Aus dieſem Baſſin geht es auch in zwey Leitungen nach der 80 Schritt langen Anlegebrücke, an welcher die Röhren zu beiden Seiten zwiſchen den Brettern liegen, und an jeder Seite mit drey großen Hähnen verſehen ſind, welche man öfnet, ſobald die Schiffstonnen mit Waſſer gefüllt werden ſollen, zu welchem Ende ein hänfener Schlauch zwiſchen der Röhre und der Tonne befeſtigt wird. Dicht an den Marktplatz ſtößt die große reformirte Kirche, außer der noch eine, und eine lutheriſche Kirche hier zu finden ſind. Die Religion in der ganzen Colonie iſt die Proteſtantiſche, und die Reformirten haben in der Stadt zwey Prediger; die Landleute ſind aber von Kirchen und Geiſtlichen ſehr entblößt, daher bleiben ihre Kinder ſo lange ungetauft, bis ſie einmal nach dem Orte hinkommen, wo ihr Pfarrer wohnt. Das Rathhaus ſteht auf einem freien Platze. Dicht am Strande, öſtlich von der Stadt, liegt das Kaſtell, ein regulaires Fünfeck, mit

hohen

hohen Mauern und Gräben umgeben. Es vertheidigt die Stadt, schließt zwey Höfe ein, und die Wohnungen für den Gouverneur, den Vicegouverneur und für die Besatzung, die Magazine und Packhäuser der Compagnie und die Werkstätten der Wagner, Schmiede und anderer für die Compagnie arbeitender Personen. Die Besatzung, wobei zwey Lieutenants und zwey Fähnrichs stehn, ist 500 Mann stark. Die Strandbatterieen bestreichen die Rhede. Am Ufer sehen wir auch neben den Werften das Schiffsmagazin, ein ansehnliches Gebäude, worin der Equipagenmeister mit den zum Schiffbau gehörigen Personen, den Matrosen und einigen Sclaven wohnt, und das mit allen nöthigen Schiffsbaumaterialien angefüllt ist. Dazu gehört ein besonderes Magazin mit Schiff- und Bauholz. Das Hospital, mit einer 8 Fuß hohen Mauer umgeben, faßt im Erdgeschoß 400 Kranke, hat die nöthigen Ärzte und Bedienten, und ist zur sechsmonatlichen Pflege derer bestimmt, die im Dienste der Compagnie erkranken. Obgleich die Vervollkommnung desselben viel gekostet hat, so erfüllt es doch nicht seinen Zweck. Nicht weit davon ist die Sclavenloge, worin die Sclaven wohnen, die im Garten der Compagnie, bei den Bauten, den Schiffen, der Transportirung der Waaren, und zu andern öffentlichen Arbeiten gebraucht werden. Der genannte Garten ist 996 Schritte lang, 261 breit, in 44 durch Eichen- und Lorbeerhecken getrennte Quartiere getheilt, versorgt den Gouverneur, das Hospital und die Seefahrer mit Erfrischungen, und ist der beste Spaziergang in dieser Gegend, wird aber selten besucht, ob er gleich den ganzen Tag offen steht. Der Marstall endlich bildet ein großes Viereck, enthält Wohnungen für die Stallbedienten der Compagnie und des Gouverneurs, Wagenremisen, aber selten über 30 Pferde. — Viele öffentliche Beamte, deren Frauen sich mit dem Handel

beschäftigen, besitzen ansehnliche Häuser, auch halten sich hier viel Capitalisten und Gutsbesitzer auf, die nur zuweilen das Land besuchen. Bäcker und Fleischer sind fast alle reich, denn sie und alle Professionisten verkaufen ihre Waaren theuer, weil der Arbeitslohn groß ist, und sie die Materialien zur Verarbeitung der Compagnie abkaufen müssen. Daher kosten ein Paar Stiefeln 16 bis 18 Floren, und ein Schreibtisch 2 bis 300. Die Zahl der Weinschenker für Hohe und Niedere ist ansehnlich. Viele Einwohner halten sich Schaluppen, um bei Tage nach den Schiffen Marketenderei, und des Nachts Fischfang zu treiben. Überhaupt stehn die Bewohner der Capstadt in dem Rufe der Arbeitsamkeit, Geselligkeit und Gastfreiheit, ob man gleich nur einfach speist und nicht oft tractirt. Hammelfleisch kommt am meisten in die Küchen; Wild und Geflügel nur auf des Gouverneurs Tafel. Des Abends werden gegenseitige Besuche abgestattet. Die Erziehung wird aber bei dem kaufmännischen Geist, der alle beseelt, bei dem Mangel an guten Schulen und der eingeschränkten Lectüre mehrentheils vernachläßigt; doch findet man unter den Vornehmen kenntnißreiche Männer, und viele sprechen französisch, englisch, portugiesisch und malaiisch. Wer studieren will, schifft sich nach Holland ein. Öffentliche Vergnügungen fehlen, daher ist die gesellschaftliche Unterhaltung nicht überall einladend. Das Frauenzimmer belustigt sich mit Gesang, Tanz und der Laute. Die Lebhaftigkeit der Stadt hängt überhaupt von der Menge der ankommenden Schiffe ab, wovon jedes 4 bis 6 Wochen hier verweilt. So lange werden jährlich im Durchschnitt 16080 holländische Matrosen, die der übrigen Europäischen Ostindienfahrer ungerechnet, unterhalten, und zu ihrer weitern Reise verproviantirt. Diese Fremdlinge geben Gelegenheit zu einem lebhaften gegenseitigen Verkehre. Jeder, Civilist, Mi-

litair und Geistlicher will daran Antheil nehmen, und nimmt ihn auch, so viel er kann. Der Haupthandel bleibt aber in den Händen der Compagnie, weshalb sie den Colonisten alle Geschäfte von Wichtigkeit mit den Ausländern, und selbst mit den Hottentotten und Kaffern, untersagt hat. Nur die Stadtbewohner können mit der zu bezahlenden Erlaubniß des Fiskals den angekommenen Schiffen Getreide, Mehl und Zwieback verkaufen; aber der Landwirth muß das Seinige der Stadt und der Compagnie überlassen. Die Fleischlieferungen zur Versorgung der Schiffe werden zum Schaden der Fremden und Bürger zu den wohlfeilsten Preisen verpachtet, und was der Kolonist an Europäischen Waaren braucht, muß er aus den Magazinen der Compagnie nehmen. Die Kaufleute in der Stadt dürfen keine Gewölbe und Läden haben, sondern nur en Detail handeln. Viele Bürger beherbergen angekommene Fremden, und verkaufen ihnen das Benöthigte. Sind sie geringen Standes, so macht sich der Wirth durch ihre Kleidungsstücke bezahlt, die er mit Vortheil auf das Land und für die Sclaven absetzt; sind sie vornehm, so müssen sie täglich für Logis und Aufwartung 1 Rthlr. bezahlen, und haben sie Sachen zum Verkaufe bei sich, so weiß sie der listige Wirth wohlfeil an sich zu bringen. Durch diesen Detail- und Krämerhandel bereichert sich mancher. Die Compagnie verkauft Wein nach Holland und Batavia, Weizen und andere Lebensmittel nach Europa, den mascarenischen Inseln, nach Ceylon und Batavia. Geldausfuhr ist verboten. Die laufenden Münzen sind Europäische, die 25 Procent mehr gelten als in Europa, und in Zeiten der Noth, Papiergeld.

In der Nähe der Stadt sind öffentliche und Privatgärten, Weinberge, Meierhöfe und Vorwerke, auch die Tiger- und Kuhberge. Südlich

beſchäftigen, beſitzen anſehnliche Häuſer, auch halten ſich hier viel Capitaliſten und Gutsbeſitzer auf, die nur zuweilen das Land beſuchen. Bäcker und Fleiſcher ſind faſt alle reich, denn ſie und alle Profeßſioniſten verkaufen ihre Waaren theuer, weil der Arbeitslohn groß iſt, und ſie die Materialien zur Verarbeitung der Compagnie abkaufen müſſen. Daher koſten ein Paar Stiefeln 16 bis 18 Floren, und ein Schreibtiſch 2 bis 300. Die Zahl der Weinſchenker für Hohe und Niedere iſt anſehnlich. Viele Einwohner halten ſich Schaluppen, um bei Tage nach den Schiffen Marketenderei, und des Nachts Fiſchfang zu treiben. Überhaupt ſtehn die Bewohner der Capſtadt in dem Rufe der Arbeitſamkeit, Geſelligkeit und Gaſtfreiheit, ob man gleich nur einfach ſpeiſt und nicht oft tractirt. Hammelfleiſch kommt am meiſten in die Küchen; Wild und Geflügel nur auf des Gouverneurs Tafel. Des Abends werden gegenſeitige Beſuche abgeſtattet. Die Erziehung wird aber bei dem kaufmänniſchen Geiſt, der alle beſeelt, bei dem Mangel an guten Schulen und der eingeſchränkten Lectüre mehrentheils vernachläßigt; doch findet man unter den Vornehmen kenntnißreiche Männer, und viele ſprechen franzöſiſch, engliſch, portugieſiſch und malaiiſch. Wer ſtudieren will, ſchifft ſich nach Holland ein. Öffentliche Vergnügungen fehlen, daher iſt die geſellſchaftliche Unterhaltung nicht überall einladend. Das Frauenzimmer beluſtigt ſich mit Geſang, Tanz und der Laute. Die Lebhaftigkeit der Stadt hängt überhaupt von der Menge der ankommenden Schiffe ab, wovon jedes 4 bis 6 Wochen hier verweilt. So lange werden jährlich im Durchſchnitt 16080 holländiſche Matroſen, die der übrigen Europäiſchen Oſtindienfahrer ungerechnet, unterhalten, und zu ihrer weitern Reiſe verproviantirt. Dieſe Fremdlinge geben Gelegenheit zu einem lebhaften gegenſeitigen Verkehre. Jeder, Civiliſt, Mi-

litair und Geistlicher will daran Antheil nehmen, und nimmt ihn auch, so viel er kann. Der Haupthandel bleibt aber in den Händen der Compagnie, weshalb sie den Colonisten alle Geschäfte von Wichtigkeit mit den Ausländern, und selbst mit den Hottentotten und Kaffern, untersagt hat. Nur die Stadtbewohner können mit der zu bezahlenden Erlaubniß des Fiskals den angekommenen Schiffen Getreide, Mehl und Zwieback verkaufen; aber der Landwirth muß das Seinige der Stadt und der Compagnie überlassen. Die Fleischlieferungen zur Versorgung der Schiffe werden zum Schaden der Fremden und Bürger zu den wohlfeilsten Preisen verpachtet, und was der Kolonist an Europäischen Waaren braucht, muß er aus den Magazinen der Compagnie nehmen. Die Kaufleute in der Stadt dürfen keine Gewölbe und Läden haben, sondern nur en Detail handeln. Viele Bürger beherbergen angekommene Fremden, und verkaufen ihnen das Benöthigte. Sind sie geringen Standes, so macht sich der Wirth durch ihre Kleidungsstücke bezahlt, die er mit Vortheil auf das Land und für die Sclaven absetzt; sind sie vornehm, so müssen sie täglich für Logis und Aufwartung 1 Rthlr. bezahlen, und haben sie Sachen zum Verkaufe bei sich, so weiß sie der listige Wirth wohlfeil an sich zu bringen. Durch diesen Detail- und Krämerhandel bereichert sich mancher. Die Compagnie verkauft Wein nach Holland und Batavia, Weizen und andere Lebensmittel nach Europa, den mascareniſchen Inseln, nach Ceylon und Batavia. Geldausfuhr ist verboten. Die laufenden Münzen sind Europäische, die 25 Procent mehr gelten als in Europa, und in Zeiten der Noth, Papiergeld.

In der Nähe der Stadt sind öffentliche und Privatgärten, Weinberge, Meierhöfe und Vorwerke, auch die Tiger- und Kuhberge. Südlich

liegt die falſche Bai, von dem Vorgebirge ſo benannt, in welche die Schiffe vom Mai bis Auguſt einlaufen, ſonſt wählen ſie die Simonsbai. Bei jener befinden ſich allerlei Magazine, Schmieden, Bäckereien, Fleiſchhäuſer, Herbergen, Handwerkswohnungen, und ein Lazareth. — Bei dem Masberge, 5 Stunden von der Stadt, iſt ein enger Paß, der im Kriege beſetzt wird, wenn man von der falſchen Bai her einen Überfall befürchtet. In der Gegend liegen zwey Höfe, Conſtantin genannt, die den beſten Wein gewinnen.

Nördlich vom Cap und weſtlich vom Bergfluſſe kommen wir zu dem unfruchtbaren Zwartlande oder ſchwarzem Lande. Da ſind auf der Weſtküſte die Baien Saldanha, wohin nur im Nothfalle Schiffe kommen, weil die Küſte waſſerarm iſt, und S. Helena, die nördlichſte Bai im weſtlichen Gebiet der Compagnie, die auch nicht beſucht wird, weil ſie dem Nordwinde offen ſteht. Setzen wir den Weg an der Weſtküſte nördlich fort, ſo erreichen wir den Elephantenfluß, der ſich ins Meer ergießt. Die Gegenden umher ſind ſehr wild und wenig bewohnt, und haben viele und nackte Berge, worunter der Kamis von 2080 Fuß der höchſte iſt. Das trockne, ſandige Land zwiſchen dem Elephanten- und dem nördlichern grünen Fluſſe, wo ſich auch die reichhaltigen Kupferberge befinden, wird von den großen und kleinen Namaquas bewohnt, welche der 1052 Fuß breite, fiſchreiche, mit Felſen beſetzte und reißende Orangefluß trennt. Etwas mehr landeinwärts und nördlich von Waveren iſt das wenig angebaute Bokland. Alle 7 bis 8 Jahre kommen aus den nördlichen Gegenden viel Gazellen hieher, und dann muß der Koloniſt ſeine Felder wohl hüten, wenn er nicht hungern will. Dürr und felſig, ohne Bäume und wenig bewohnt iſt das nördlichere Roggeveld, wo es im Winter ſchneit und friert.

Bis hieher geht vom Cap aus ein Fahrweg, zu deſſen Erhaltung jeder der ſich des Weges bedient, eine Abgabe entrichtet. Die Reiſe bis dahin dauert 25 Tage. Weiter gen Norden ſind Wüſteneien und Einöden. Weſtlich vom Boklande iſt das große Karrofeld, eine weite Ebene mit ſaftreichen kleinen Pflanzen, im Sommer äußerſt dürr, einer Wüſte gleich, worin man vor Hitze und Durſt verſchmachtet. Die Regenzeit giebt ihr eine ganz andere Geſtalt, alsdann treibt man Schaafheerden dahin, denen die ſaftigen Kräuter ſehr bekommen. Solcher Karrofelder giebt es in der Kolonie viele, hauptſächlich in den nördlichen Strichen, und ſie ſind hin und wieder urbar gemacht, enthalten Salzquellen und Salzpflanzen, aber dem Reiſenden ſind die wilden reißenden Thiere eben ſo gefährlich als die Buſchmänner.

Wir gehen nun weiter nach Norden längs der wüſten und von den Europäern gar nicht beſuchten Weſtküſte, ohne uns weiter aufzuhalten als bei den

Makaſſen, die zwiſchen den 20 und 22° ſüdlicher Breite in einem Lande von etwa 30 Meilen im Umfange wohnen, in der Kleidung viel Ähnlichkeit mit den Hottentotten haben und von einem Könige unumſchränkt beherrſcht werden. Rindvieh iſt auch ihr Reichthum. Ihre weit von einander liegenden Wohnungen, die von den Weibern errichtet werden, welche die ganze Wirthſchaft beſorgen, unterdeß der Mann der Ruhe pflegt, ſind von Baumäſten wie ein Gewölbe geflochten, und mit Matten gedeckt. Alle zwey Jahre, wenn das Vieh das Gras umher abgeweidet hat, ändern ſie ihren Wohnort. Ein Jüngling darf vor der Beſchneidung, welche im achtzehnten Jahre vorgenommen wird, und wahrſcheinlich kein religiöſer Gebrauch iſt, nicht heirathen. An gewiſſen Tagen begehn ſie Feierlichkeiten, die mit Opfern Ähnlichkeit haben,

um ſich den böſen Gott, von dem ſie Regen, Donner, Blitz und Winde herleiten, zum Freunde zu machen. Der Tod iſt ihnen furchtbar; ſie leiten ihn von Vergiftungen oder von andern Einflüſſen böſer Menſchen her. Der Erbe des Verſtorbenen baut ſich auch eine neue Hütte, denn die alte wird niedergeriſſen. Ihr Betragen iſt anſtändig und ſittſam, und ſie verabſcheuen grobe Laſter und Verbrechen. Milch, Waſſer, eine Art Bier, das aus kleinen zerriebenen Körnern verfertigt wird, flaches, aus dem Saamen einer 10 Fuß hohen Pflanze gebackenes Brod, und Wildpret, beſonders Haſen, die ſie in Menge bekommen können, ſind ihre vornehmſten Nahrungsmittel. Mit den Haſſagaien wiſſen ſie vortrefflich umzugehen, und gebrauchen ſie ſowohl zu der Löwen- und Pantherjagd, als auch in den Kriegen mit ihren Nachbarn, die faſt nie aufhören.

In der Gegend des ſchwarzen Vorgebirges, oder Cap Negro, fängt

Nieder-Guinea

an, das ſich an dem äthiopiſchen Meere bogenförmig in einer Länge von 210, und in einer Breite von 150 Meilen bis beinahe an den Aquator, und bis zum Vorgebirge Lopez Gonſalvo hinzieht. Kleinere Landſchaften ungerechnet, beſteht es, von Süden angefangen, aus den Ländern Benguela, Angola, Matamba, Congo, Angoy, Cacongo und Loango. Alle dieſe Reiche ſind, ſo wie Ober-Guinea, Nigritien und Senegambien von Negern bewohnt, einer Menſchengattung, die ſich vom 16° nördlicher bis zum 16° ſüdlicher Breite ausdehnt und ſich in mehrere Völkerſchaften theilt, die bei aller Gleichheit doch in mehreren Stücken verſchieden iſt. Ihre Farbe iſt ſchwarz, das Haar fein, ſchwarz, wollig und kurz, nur bei einigen röthlich, die Lippen dick und wulſtig,

das Auge klein, feurig und tiefliegend, die Naſe breit und platt, die Backenknochen vorſtehend, der Kopf länglicht, das Geſicht breit und eckigt, der Wuchs von mittler Größe, meiſt kurz und unterſetzt, mit breiten Schultern, ſtarken Gliedern und einer durch Nationalzeichen zerſetzten Haut. Zuweilen behalten einzelne Menſchen aus Krankheit die weiße Farbe, womit jeder Schwarze geboren wird, und haben blondes Haar und ſchwache Augen, womit ſie beim Mondſcheine beſſer ſehen können als am Tage. Man nennt ſie Dondos, verehrt ſie wie Götter, unterrichtet ſie in der Zauberei, und ſteht ihnen aus Furcht gewiſſe Vorrechte zu. Der Neger iſt von Natur durch Erziehung und Übung ſtark, erträgt die Tageshitze ſo gut als die nächtliche Kälte, bedeckt weder Kopf noch Füße, faßt ein brennendes Holz mit der Hand, und tritt glühende Kohlen mit bloßen Füßen aus. Seine Sinne ſind ſchärfer als die unſrigen, beſonders Geſicht und Gehör, und ſein Körper wird theils durch die tägliche Übung, theils durch Reiben mit Öl ſehr geſchmeidig und gewandt. Mit vieler Leichtigkeit erklettert er einen Baum, und läuft weit ſchneller als wir. Er hat von Natur einen lebhaften, durchdringenden Geiſt, und ein vortreffliches Gedächtniß, das ihm die Schreibekunſt erſetzt. Mehrere Neger haben eine glückliche Ausbildung angenommen. Er iſt gut, launigt, liebt ſeine Freunde und hält ſeine Zuſagen, ſchweift aber in der Jugend aus und iſt im männlichen Alter träge. Er beſitzt eine ſeltene Ruhe und Gleichgültigkeit, fürchtet weder die Zukunft, noch blickt er in die Vergangenheit, entwirft nie große Pläne, lebt von einem Tage ſorglos zum andern, zeigt gegen Schmerzen außerordentliche Unempfindlichkeit, und nimmt Reiſende und Fremde ohne Unterſchied gaſtfrei und höflich auf. Wer ſie gut behandelt, dem ſind ſie dankbar und treu. Indeß wird dieſer gute Charakter

nicht überall unter ihnen gefunden, mehr bei den inländiſchen als bei den Strandbewohnern, denn dieſe ſind von den Europäern ſchon verdorben. Beſonders gutmüthig ſind die Neger der Goldküſte und in Angoy. Man wirft vielen, und wohl nicht immer mit Unrecht, Furchtſamkeit, Bösartigkeit, Untreue und Eitelkeit vor, auch ein Behagen an Menſchenfleiſch. Allein nur der erzürnte Sieger ſpeiſt ſeinen Gefangenen, und der wüthende Mörder den Erſchlagenen. Mit kaltem Blute tödtet der Neger nie einen andern, noch weniger ißt er ſein Fleiſch, auch giebt es nirgends in den Negerländern Menſchenfleiſchmärkte.

Von den Europäern begehren ſie immer etwas; erſt bitten ſie um Kleinigkeiten, um zu erforſchen, wie man gegen ſie geſinnt ſey; wird ihre Bitte erfüllt, ſo werden ſie dreiſter, können ſie ihren Zweck nicht durch die niedrigſte Schmeichelei erreichen, ſo gehen ſie in die heftigſten Schmähungen über, und man muß mit ihnen brechen, oder geben, was ſie verlangen. Eben ſo gut verſtehen ſie das Stehlen, vorzüglich die an den Küſten, denn die Inneren zeichnen ſich mehr durch ein gerades, offnes Weſen und durch eine faſt übertriebene Uneigennützigkeit aus. Sie theilen gern mit, halten den Geiz für ein großes Laſter, und hören gern ihre Freigebigkeit loben. Ihr Unwille geht in Rachſucht und Unverſöhnlichkeit über. Heimtückiſch und verſtellt benutzen ſie jede Gelegenheit zur Rache, wo ſie keine Ahndung befürchten. Sie betrügen ſich unter einander ſowohl, als die Europäer. Ihr Vaterland halten ſie für das Vorzüglichſte, und ihre Könige für die größten Monarchen der Erde. Jeder Vornehme behandelt den Geringern und Sclaven äußerſt ſtolz und verächtlich. Auf ihren Reiſen nehmen die Herren den Unterthanen alles weg, was ihnen gefällt. Ihre Trägheit zeigt ſich überall:

überall; nur die Noth treibt sie zur Arbeit, und was sie thun, ist schlecht. Sie können ganze Tage sitzen, rauchen, erzählen, singen und tanzen; das werden sie nie überdrüßig. Jeder erzählt was ihm einfällt, und sie denken lange und gut. Leute von Stande, als Kaufleute und Officiere, erzählen mit Anstand und gewähltem Ausdruck. Die Negersprachen sind aber so verschieden, daß man oft in weniger als 12 Meilen mehrere gar nicht verwandte hört. Am meisten herrscht diese Verschiedenheit an den Küsten. Der Neid scheint ihnen angeboren zu seyn, denn einer sucht den andern aus seinem Wohlstande zu verdrängen. Empfindungen von Ehre und Reue, Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe scheinen den mehrsten fremd zu seyn, daher verläumden sie, und flechten listige Intriguen. Für eine Kleinigkeit, für eine Corallenschnur, für eine Flasche Arrack, verkaufen sie Eltern und Geschwister. Die Portugiesen haben durch ihren Umgang und durch Einführung des Christenthums die Sitten der Congoer gemildert, und die Nation thätiger gemacht. Allein ihre Kenntnisse beschränken sich doch nur auf das, was sie nothwendig brauchen. Sie können nicht einmal ihre Lebensjahre zählen. Die mehrsten sind sanft, ohne Streitsucht, höflich, und erwiedern jede Begrüßung. Der Geringere wirft sich vor dem Vornehmern auf die Erde, berührt sie mit den Fingern, hält diese an den Mund, und erhebt sich mit einem Händeklatschen. Der Begrüßte beugt dagegen das Knie und klatscht auch. In Absicht der Schaamhaftigkeit sind sie vielleicht ein Muster. Ein Mädchen darf nie, außer in Gegenwart der Eltern, mit jungen Männern reden, noch weniger Geschenke von einem annehmen, wenn nicht eine Heirath beabsichtigt wird. — Der Neger, der es für eine Schande hält, unbeweibt zu seyn, verheirathet sich früh, sobald er nur eine Frau kaufen kann.

nicht überall unter ihnen gefunden, mehr bei den inländischen als bei den Strandbewohnern, denn diese sind von den Europäern schon verdorben. Besonders gutmüthig sind die Neger der Goldküste und in Angoy. Man wirft vielen, und wohl nicht immer mit Unrecht, Furchtsamkeit, Bösartigkeit, Untreue und Eitelkeit vor, auch ein Behagen an Menschenfleisch. Allein nur der erzürnte Sieger speist seinen Gefangenen, und der wüthende Mörder den Erschlagenen. Mit kaltem Blute tödtet der Neger nie einen andern, noch weniger ißt er sein Fleisch, auch giebt es nirgends in den Negerländern Menschenfleischmärkte.

Von den Europäern begehren sie immer etwas; erst bitten sie um Kleinigkeiten, um zu erforschen, wie man gegen sie gesinnt sey; wird ihre Bitte erfüllt, so werden sie dreister, können sie ihren Zweck nicht durch die niedrigste Schmeichelei erreichen, so gehen sie in die heftigsten Schmähungen über, und man muß mit ihnen brechen, oder geben, was sie verlangen. Eben so gut verstehen sie das Stehlen, vorzüglich die an den Küsten, denn die Inneren zeichnen sich mehr durch ein gerades, offnes Wesen und durch eine fast übertriebene Uneigennützigkeit aus. Sie theilen gern mit, halten den Geitz für ein großes Laster, und hören gern ihre Freigebigkeit loben. Ihr Unwille geht in Rachsucht und Unversöhnlichkeit über. Heimtückisch und verstellt benutzen sie jede Gelegenheit zur Rache, wo sie keine Ahndung befürchten. Sie betrügen sich unter einander sowohl, als die Europäer. Ihr Vaterland halten sie für das Vorzüglichste, und ihre Könige für die größten Monarchen der Erde. Jeder Vornehme behandelt den Geringern und Sclaven äußerst stolz und verächtlich. Auf ihren Reisen nehmen die Herren den Unterthanen alles weg, was ihnen gefällt. Ihre Trägheit zeigt sich überall;

überall; nur die Noth treibt sie zur Arbeit, und was sie thun, ist schlecht. Sie können ganze Tage sitzen, rauchen, erzählen, singen und tanzen; das werden sie nie überdrüßig. Jeder erzählt was ihm einfällt, und sie denken lange und gut. Leute von Stande, als Kaufleute und Officiere, erzählen mit Anstand und gewähltem Ausdruck. Die Negersprachen sind aber so verschieden, daß man oft in weniger als 12 Meilen mehrere gar nicht verwandte hört. Am meisten herrscht diese Verschiedenheit an den Küsten. Der Neid scheint ihnen angeboren zu seyn, denn einer sucht den andern aus seinem Wohlstande zu verdrängen. Empfindungen von Ehre und Reue, Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe scheinen den mehrsten fremd zu seyn, daher verläumden sie, und flechten listige Intriguen. Für eine Kleinigkeit, für eine Corallenschnur, für eine Flasche Arrack, verkaufen sie Eltern und Geschwister. Die Portugiesen haben durch ihren Umgang und durch Einführung des Christenthums die Sitten der Congoer gemildert, und die Nation thätiger gemacht. Allein ihre Kenntnisse beschränken sich doch nur auf das, was sie nothwendig brauchen. Sie können nicht einmal ihre Lebensjahre zählen. Die mehrsten sind sanft, ohne Streitsucht, höflich, und erwiedern jede Begrüßung. Der Geringere wirft sich vor dem Vornehmern auf die Erde, berührt sie mit den Fingern, hält diese an den Mund, und erhebt sich mit einem Händeklatschen. Der Begrüßte beugt dagegen das Knie und klatscht auch. In Absicht der Schaamhaftigkeit sind sie vielleicht ein Muster. Ein Mädchen darf nie, außer in Gegenwart der Eltern, mit jungen Männern reden, noch weniger Geschenke von einem annehmen, wenn nicht eine Heirath beabsichtigt wird. — Der Neger, der es für eine Schande hält, unbeweibt zu seyn, verheirathet sich früh, sobald er nur eine Frau kaufen kann.

Daher richtet ſich die Zahl der Weiber nach dem Vermögen des Mannes. Der Gemeine iſt mit fünf bis zehn, auch wohl nur mit einer zufrieden; der Reiche ſetzt eine Ehre in die Vielheit der Frauen. Will jemand heirathen, ſo wendet er ſich an die Eltern oder Verwandten des Mädchens, um die zu gebenden Geſchenke, Hausthiere, Taback, Brandtwein ꝛc. zu beſtimmen, und ſind dieſe entrichtet, ſo wird die Braut in des Mannes Hütte geführt, der ſich ſogleich durch Befehle, die die Wirthſchaft betreffen, in ſeine Rechte feſtſetzt. Bei der Hochzeit werden Luſtbarkeiten angeſtellt. Mancher kauft ſich junge Mädchen, und ernährt ſie ſo lange in ſeinem Hauſe, bis ſie mannbar ſind. Beim Kauf wird ein Wittwengehalt beſtimmt. Da aber die hieſigen Ehen ſchwache Bande haben, ſo iſt es leicht ſich wieder zu trennen; doch kann der Mann ſeine Brautgeſchenke, außer bei erheblichen Vorfällen, nicht wieder fordern. Die Kinder bleiben der Natur überlaſſen. Sind es Mädchen, und es werden immer mehr Mädchen als Knaben geboren, ſo hält man ſie frühzeitig zu weiblichen Arbeiten an; ſind es Knaben, ſo läßt man ſie umherlaufen, Vögel fangen, Neſter und Früchte ſuchen ꝛc. Der Bruder nimmt ſchon früh gegen ſeine Schweſtern einen gebieteriſchen Ton an, den er als Mann gegen ſeine Frau beibehält. Die Beſchneidung iſt bei den mehrſten Negernationen Sitte. Die Weiber eines Mannes ſind alle von gleichem Range, nur die zuerſt geheirathete, beſonders wenn ſie Söhne zeugt, iſt die Hausfrau. Jede hat aber, den Hausfrieden nicht zu ſtören, ihre Hütte. Jede beſchenkt den Mann jährlich mit einer ſelbſt verfertigten Pagne, und ſie wetteifern mit einander, welche von ihnen die ſchönſte webt und den Mann am beſten putzt. Eine nach der andern bereitet ihm die Speiſen, trägt ſie auf, und behält den Reſt davon für ſich und ihre Kinder. Der Mann

wohnt allein, und entscheidet die Streitigkeiten unter seinen Frauen, ohne Appellation zu erlauben. Er sorgt für ihre Nahrung und Kleidung durch Jagd, Feldbau und Fischfang. Eheleute haben keine Güter gemein, und zu erben giebt es wenig, denn die Grundstücke, und alles, wovon Nutzen zu ziehen ist, gehört der Regierung; der zeitige Besitzer benutzt sie, so lange es dieser gefällt, und von ihr hängt es ab, wer die Lehngüter des Verstorbenen haben soll. Europäische Zeuge, Hamacks, Waffen, Corallen ꝛc. sind in Negeraugen große Reichthümer, und wer nicht zum Pöbel gehört, kann sich auch Vieh halten, aber in Nieder-Guinea nur Ziegen, Schaafe und Schweine, und nicht über 20 Stück. Von diesem Gesetze sind nur Prinzen und Statthalter ausgeschlossen. Aber das vornehmste Negergut sind die Sclaven, die jedoch selten auf den nächsten Erben kommen, weil einer den andern darum betrügt, und sie zur Verlassung ihres Dienstes verleitet. In Congo ist die Zahl der Sclaven der Zahl der Freien fast gleich. Aber die Portugiesischen unterscheiden sich sehr von denen der Neger. Jene gehorchen aus Furcht vor grausamer Behandlung, die selbst den unbändigsten Neger folgsam macht, pünctlich, auf den Wink. Trotzen sie jeder Strafe, so wirkt doch die Furcht nach America verkauft zu werden, denn sie bilden sich ein, daß man sie dort umbringt, um aus ihren Knochen Kanonenpulver, und aus ihrem Fette Öl zu bereiten. Die Portugiesen reichen indeß ihren Sclaven bessere Kost als die Neger, daher dienen sie ihnen lieber, und finden sich durch den portugiesischen Dienst sogar geehrt. Die bei den Negern arbeiten, werden schlecht unterhalten und gemißhandelt, daher ihre Trägheit, Verwegenheit und ihr Ungehorsam. Dazu kommt noch der Neid. Steht der eine bei dem Herrn in höherer Gunst, so verläumden ihn die andern und verfolgen

ihn so lange, bis er entflieht, oder sich einen neuen Herrn aussucht. Die Sclaven der Christen sind an Nase und Ohren gezeichnet, damit man sie auf der Flucht erkenne; die der Neger durch einen besondern Schnitt und Theilung der Haare. — Die Häuser, welche gewöhnlich am Wasser stehn, sind von Stroh und Lehm kreisförmig auf Pfählen erbaut, mit eben solchen Mauern umgeben, haben einen engen und niedrigen Eingang, ohne weitere Öfnungen, Dächer von Palmblättern, die zuweilen gebrochen sind, und inwendig Mannshöhe. Familie und Vieh leben gesellig bei einander. In der Mitte wird ein nächtliches Feuer unterhalten, um welches man schläft. Nur der Reiche ruht auf Teppichen. Lage und Beschaffenheit dieser Hütten sind gleich elend. Oft werden sie von Regenbächen und austretenden Flüssen weggeschwemmt, bald reißt der Sturm sie nieder, bald durchbrechen große Schlangen das Dach, um alles was in der Hütte lebt zu vergiften, oder zu verschlingen, und zuweilen vertreibt ein aus der Erde hervorbrechende Ameisenschaar die Bewohner. Der Vornehme hat mehrere Häuser zu verschiedenem Gebrauche beisammen, so daß man aus dem einen in das andere gehet. Das eine ist das Wohnhaus, ein anderes der Saal, ein drittes die Garderobe ꝛc. Sie sind auch künstlicher gebauet und mit Matten ausgelegt, enthalten Koffer, einen großen Sonnenschirm, und Waffen an den Wänden. Das Hausgeräth des Gemeinen besteht in einem Spaten, Beile, Schwerdte, in einigen Kalebaßen, irrdenen Töpfen und Schüsseln. Der Handwerker hat noch einige Instrumente zu seiner Arbeit. Sie finden sich übrigens bei ihren geringen Habseligkeiten glücklich, und verwahren sie nicht ängstlich. An keiner Thüre sieht man ein Schloß, höchstens ein Holz, womit sie zugesteckt sind. In Congo enthalten großer Herren Häuser ansehnliche Zimmer

und Fenster, seidene Tapeten, schöne Fußdecken, sammtne Lehnstühle, Koffer, Silberzeug und andere Europäische Sachen. In den übrigen Reichen sieht ein königlicher Pallast nicht viel besser aus, als eine Privatwohnung. Mehrere beisammenstehende Gebäude heißen eine Libatta (Dorf), große Dörfer sind Banzen (Städte), beide aber unterscheidet nur die größere Menschen- und Häuserzahl, denn Bürger und Bauern ernähren sich auf gleiche Art. — Im Innern, und in den Gegenden, die mit den Europäern keinen Verkehr haben, gehen die Neger nackt, anderswo bekleiden sie sich mehr oder weniger, wie es Sitte ist, oder ihnen gefällt. Der Mittelstand legt eine Pagne (ein Stück Zeug) um die Hüfte, das bis ans Knie reicht, andere Zeuge über die Schulter und Arme. Hemden trägt keiner, und Kopf, Füße, meist auch die Lenden sind entblößt. Der Mann schlägt sich auch wohl ein wildes Thierfell um die Hüften. Kinder gehen bis ins siebente Jahr unbedeckt. Manche Weiber lassen hinten vom Gürtel herab eine Schleppe hängen. Inländische Zeuge halten nicht viel, besonders da sie nicht geschont, und durch springen und schwitzen bald verdorben werden. Es schämt sich auch niemand, zerlumpt in Gesellschaften zu gehen. Der Kopfputz ist sehr verschieden. In Congo schneiden sich die Männer die Haare ab, und stecken Federn, Hörner, Hühnerpfoten, Blätter ꝛc. auf. Anderwärts läßt man das Haar wachsen, kämmt, salbt, und zwingt sie unter baumrindene Mützen, oder legt sie in Locken; man scheert sie auch in allerhand Figuren. Vornehme unterscheiden sich durch selbstgewählte veränderliche Zeichen. Die Herren von Congo, Batta und Sogno tragen eine vom Könige geschenkte weiße Mütze als ein Ehrenzeichen, andere knüpfen eine Schelle an den Gürtel, noch andere tragen ein Band von Elephantenhaaren; verschie-

dene feilen ſich die Zähne ſpitz, manche ziehen ſich vier Backenzähne aus, und einige kerben ſich Arme, Lenden und Hüften ein. Die Könige gehen oft ſehr reich einher. Der von Congo trägt eine weiße ſeidengeſtickte Mütze, einen ſchwarzen Huth, mit einer goldenen Krone ſtatt Kokarde, ein feines Hemde, einen tuchenen, reich geſtickten langen Mantel, ſeidene Strümpfe, weiße mit goldenen Knöpfen und Edelſteinen gezierte Schuhe, und eine Menge Perlen, Edelſteine und goldene Ketten. Die Prinzen und Großen des Reichs kleiden ſich auch prächtig in ſammtne und damaſtne lange Mäntel, einige dürfen auch Mützen und Hüthe, Armbänder und Halsketten tragen, aber nur Pantoffeln ohne Strümpfe. Der ganze Hofſtaat kleidet ſich auf die Art, nur in inländiſche Zeuge und ohne Gold. Doch alle Pracht hilft ihnen nichts. Sie waſchen ſich zwar jeden Morgen, ſalben und parfümiren ſich, aber im Kurzen ſind ſie mit Staub und Schweiß bedeckt, und verbreiten einen häßlichen Geruch. Vornehme Weiber tragen Pantoffeln, nur Königinnen und Prinzeſſinnen Schuhe. Die Weiber ſalben ſich oft, um eine feine, zarte und glänzend ſchwarze Haut zu haben, und ſchmücken ſich nach Stand und Vermögen mit Edelſteinen, Glasperlen, goldenen Arm- und Beinringen. Die Natur hat Nieder-Guinea mit Gewächſen und Früchten aller Art reich begabt, die den Einwohnern zur Nahrung dienen. Sie halten ſich aber vorzüglich an Piſangs, Bananas, Bataten, welche geröſtet werden, an Manjock, Buchweizen und Mais. Aus dem Mehle machen ſie einen ſauren Teig, den ſie in Kuchen formen und röſten. Gekochte Speiſen kommen täglich nur einmal auf den Tiſch, nicht aus Enthaltſamkeit, ſondern aus Faulheit, denn manche Familie kocht des Jahres kaum viermal. Um Feuer zu bekommen, reiben ſie zwei Hölzer an einander. Zu Fleiſchſpeiſen nimmt man auch

Ratten, Eidechſen, Schlangen, Würmer und Heuſchrecken. Überhaupt ſind ſie gefräßig, wenn viel da iſt, ſonſt auch mit wenigem zufrieden. Bei Wurzeln und Beeren können ſie eben ſo luſtig ſeyn, als bei dem leckerſten Mahle. Bei den Mahlzeiten ſitzt man in der Runde auf der Erde, und ſetzt das Eſſen in Schüſſeln in die Mitte, aus welchen jeder mit den Händen zulangt; nur die ſittlichern legen ihre Portion auf ein Blatt. Das Eſſen mag gut ſeyn oder nicht, man läßt nichts übrig, und die Hände wiſcht man ſich an den Leib oder an das Kleid ab. Ihr Appetit iſt immer gut, welches man beſonders bei einem Schmauſe ſehen kann, der den ganzen Tag dauert, und nur zuweilen, um die Verdauung zu befördern, durch Tanz und Brandtweintrinken unterbrochen wird. Will jemand ein Feſt geben, ſo darf er nie für Gäſte ſorgen, denn keiner im Dorfe wartet die Einladung ab, und ſind die Gäſte recht ſatt und betrunken, ſo erndtet der Wirth große Lobſprüche ein, der aber bei ſolchen Gelegenheiten ſo viel verſchwenden kann, als zur halbjährigen Ernährung ſeiner Familie hingereicht hätte. Die Vornehmen und die Portugieſen, welche ſelten mehr als Suppe mit Fleiſch haben, pfeffern die Speiſen ſtark. Das Waſſer der abgekochten Kräuter Miſſanda und Brodi, wird bei Viſiten, wie bei uns Thee und Kaffee, gegeben. Das Trinkwaſſer iſt oft ſehr ſchlecht, wird aber einigermaßen durch ſaftreiche Früchte erſetzt. Von den unreifen Früchten der Congopalme zieht man durch Einſchnitte einen milchweißen, auf einen Tag ſüßen Saft für die Vornehmen, deren Trinkflaſchen der Gemeine ausleckt. — Von anhaltender Arbeit hält der Neger nicht viel. Er baut nicht mehr Land an als nöthig iſt, und vernachläſſigen die Weiber den Feldbau, den ſie beſorgen, ſo erfolgt Hungersnoth. Wenn nicht die Kriege ſo viel Menſchen wegrafften, die wilden Thiere

ſo manchen verzehrten, und jährlich eine ſo beträchtliche Anzahl als Sclaven fortgebracht würden; ſo würden vieſe verhungern müſſen, weil die Länder ſo elend angebaut werden, und die Ehen kinderreich ſind. Sie bedienen ſich ſtatt des Pflugs des Spatens und eines ſpitzen Hakens. Mühlen kennen ſie nicht. Das Getreide wird bloß in ausgehöhlten Stämmen zerſtoßen und zwiſchen Steinen zerrieben. Was ſie verfertigen iſt unvollkommen, aber ſie beſitzen auch nicht die gehörigen Werkzeuge, und brauchen daher zu ihren Arbeiten mehr Zeit als die Europäer; nur die Nothwendigkeit hat ihnen einige Geſchicklichkeiten gelehrt. Ein Schmiedt iſt hier ein geehrter Mann, und in Congo ſchmieden die vornehmſten Perſonen. Ein Stück Eiſen vertritt den Hammer, und ein Stein oder hartes Holz den Amboß. Der Blaſebalg beſteht aus zwei Hölzern, die durchbohrt, mit einer Haut überzogen und mit einem Stiele verſehen ſind. Bei ſolchen Werkzeugen und bei ihrer Trägheit, ſind Arbeiten und Ausdauer gleich bewundernswürdig. Die Zimmerleute, die zugleich Tiſchler ſind, arbeiten bloß mit einem Meißel, der an einer Seite 2 Zoll breit iſt, an der andern eine lange Spitze, und in der Mitte eine Handhabe hat. Die Weber ſchlagen zwei Pfähle in die Erde und verbinden ſie durch eine Latte; dazwiſchen ſpannen ſie ſenkrechte Fäden, und ziehen die waagerechten mit den Fingern durch. Man nimmt verſchiedene Pflanzen-Materien zum Weben, und benennet die Zeuge nach ihrer Beſchaffenheit verſchiedentlich, aber faſt alle taugen nicht viel, wenigſtens bedürfen die baumwollenen Zeuge einer großen Verbeſſerung. Sie weben auch nur Pagnes, oder aus mehrern 5 bis 6 Zoll breiten, und 2 bis 4 Ellen langen Streifen zuſammengeſetzte Zeuge, die man zu Unterkleider, Gürtel, Mäntel, Decken, Matten und Segel gebraucht, mit

entweder weiß läßt, oder blau und ſchwarz färbt, außer in Benine, wo man ihnen auch noch andere Farben zu geben verſteht, und in einigen Ländern vertreten ſie die Stelle des Geldes. Die Töpfer formen den Thon in Kalebaſſen, trocknen die Gefäße und brennen ſie mit Stroh aus. Hamacks, Netze, Stricke, Körbe macht ſich jeder ſelbſt. Wo Europäiſcher Umgang ſtatt findet, nähern ſich die Negerarbeiten den Europäiſchen. Sie gebrauchen verſchiedene Waffen, an den Küſten Flinten und Bogen, im Innern mehr Haßagaien, lange Meſſer, Beile, und große mit Fellen überzogene Schilde, die einen Säbelhieb abhalten. Jeder Krieger bewaffnet und ſchmückt ſich nach Willkühr; einige gehen nackend und bemalt, andere in Fellen. In Congo werden die Truppen oft gemuſtert. Die Kriege ſind häufig und entſtehen aus unerheblichen Veranlaſſungen, oft nur um Gefangene zu machen, die ſie zu Sclaven brauchen, oder gegen Flinten, Pulver, Blei, Brandtwein und andere Europäiſche Waaren vertauſchen. Mit Lebensmitteln beſchwert ſich die Armee nicht, denn ſie plündert wohin ſie kommt, gleichviel ob Freund oder Feind. Fehlt auf dem Rückwege der Proviant, ſo werden die Gefangenen geſchlachtet. Treffen fallen nicht oft vor, man weicht dem Feinde aus, um die verlaſſenen Dörfer zu plündern, niederzubrennen und Gefangene zu machen, und ſo werden die Länder verheert. Wird man aber den Feind gewahr, ſo ſtellt ſich das Heer in Ordnung, die Infanterie marſchirt einen Mann hoch, und hinter ihr kleine Haufen, den Rückzug zu decken und gänzliche Zerſtreuung zu verhüten. Die Kavallerie formirt, wo dergleichen iſt, in kleine Haufen vertheilt die zweite Linie, prellt zuweilen gegen den Feind an, und geſchlagen ſetzt ſie ſich bald wieder, um den Angriff zu erneuern. Die Infanterie rückt ſo nahe als möglich; ein Gelärm von Trommeln und Hörnern, und ein

fürchterliches Geschrei giebt das Zeichen zum Angriffe, der mit einem Regen von vergifteten Pfeilen beginnt; dann gehen beide Theile ohne Ordnung auf einander los und streiten Mann gegen Mann, meist mit dem Schwerdte und Beile, und oft ist die Schlacht in einer Stunde geendigt. Ergreift nur ein Corps die Flucht, so folgt das ganze Heer, jeder läuft, wohin es ihm gutdünkt. Der Sieger verfolgt und haut nieder was er erreichen kann, denn im Treffen wird kein Pardon gegeben; was er auf dem Schlachtfelde findet und nicht schnell genug entfliehen kann, fällt in Sclaverei, und wird ohne Ansehn der Person verkauft, sogar die Könige, wenn sie kein großes Lösegeld geben. Lange Zeit stehen die Heere nicht im Felde, denn die Plünderungen müssen endlich aufhören, und dann läuft jeder seiner Heimath zu, ohne auf ein Commando zu hören. Die Könige stehen mit ihren Generalen an der Spitze der Armeen, und ertheilen den Anführern die Befehle, ohne deren Erlaubniß sie sich nicht vor das Publicum wagen, wenn sie geschlagen sind, weil man sie als feige betrachten und absetzen würde. Nicht überall werden die Kriege ununterbrochen und gleich heftig geführt, und macht ein Sieger zu große Eroberungen, so thun ihm die Nachbarn mit Gewalt Einhalt, wenn er ihre Friedensvermittelung nicht annehmen will.

Musik, Gesang und Tanz gehören zu ihren Lieblingsvergnügungen, aber alles roh und wild. Sie haben verschiedene Saiteninstrumente, zehn Arten von Trommeln, ohne welche kein Fest gegeben werden kann, Trompeten aus Elephantenzähnen, auch Europäische Pfeifen und Flöten aus Rohr. Die Hauptinstrumente aber sind im Süden das Manimba, und im Norden das Balafo. Jenes besteht aus 14 Kalebassen von verschiedener Größe, deren Öfnungen mit einer dünnen Rinde verschlossen sind, und zwischen zwey durchlöcherten Brettern so

stehen, daß die Hälse der Flaschen in die Löcher des untern, und die Bäuche derselben in die Ofnungen des obern Brettes passen. Indem man sie oben sanft mit einem Stöckchen berührt, wird eine Art von Glockenspiel hervorgebracht. Das Balafo hat 16 Leisten von hartem Holze, jede 1 Zoll breit, 4 Linien dick und 7 bis 18 Zoll lang, welche auf ein 1 Fuß hohes Gestell mit Riemen befestigt sind, unter sich aber große und kleine Kalebassen haben, und mit Stäbchen, deren Knöpfe mit Leder umwunden sind, berührt werden und gut klingen. Die Gesänge und Melodien sind kriegerisch, werden aus dem Stegereife gemacht, und sind entweder der Veranlassung angemessen, oder enthalten das Lob ihrer Herren. Die Tänze, welche mehrentheils mit Gesang und Brandtwein begleitet werden, oft einige Nächte hinter einander fortdauern, und Freude und Trauer ausdrücken, bestehen in einem beständigen Herumdrehen, und in mannigfaltigen Wendungen und Biegungen, wobei oft der Anstand verletzt wird. Bei Feierlichkeiten treten auch einige Tänzer in grotesken Figuren auf, mit hohen befiederten Binsenmützen, weiß angestrichenem Gesichte, mit einem großen Binsenrocke, und flachen Hölzern in den Händen, womit sie den Tact angeben. In Loango tanzt jedes Geschlecht allein, in Congo aber beide zusammen. In Senegambien ziehen Gueriots (Musikanten, Bänkelsänger, Comödianten und Dichter) umher, lassen sich öffentlich sehen und hören, und haben durch Weben und Gürtlerarbeiten Nebenverdienste, werden aber im höchsten Grade verachtet. — Die Neger glauben einen guten und bösen Gott, von denen sie das Gute und Böse in der Welt herleiten, ihre Religion ist aber der Fetischdienst, oder die grobe Verehrung körperlicher Gegenstände, z. B. der Bäume, Pflanzen, Leoparden und anderer Thiere. Einige Völker glauben, daß die Fetische als Diener

der Gottheit die Luft bewohnen und deren Befehle vollziehen. Die Longoer ſetzen Mokiſſos, geſchnitzte Götter beiderlei Geſchlechts, die wie Menſchen, wilde Thiere und Ungeheuer ausſehen, und von denen man glaubt, daß ſie dem Rathfragenden Antworten ertheilen, in Tempel und Wohnhäuſer, andere ſtellen ſie unter Bäume und bedecken ſie mit einem Blätterdache. Viele tragen Fiſchzähne, Federn, Gräten, Affenköpfe, Kieſel, Dattelkörner, Hörner ꝛc. als Amulette bei ſich, und je reicher jemand iſt, deſto mehr hängt er an, und ſelbſt da, wo das Chriſtenthum gepredigt iſt, herrſcht immer noch Götzendienſt, Aberglaube und Zauberei, theils allein, theils mit chriſtlichen Ceremonien vermiſcht. Für Sieg, geglückten Raub und Geneſung bringt man dem Fetiſch (Götzen), aber nur am Neumonde, ein Opfer, das die Gangas oder Prieſter in Empfang nehmen. Nach vorläufigen auf den Altar gelegten Geſchenken fängt ein dreytägiges Schwelgen mit Muſik an. Am vierten Tage ſchlachtet der Prieſter die zum Opfer beſtimmten Menſchen und Thiere; das Volk trinkt das warme Blut, und beſchmiert mit dem Überbleibſel den Fetiſch, worauf die Opfer zerlegt und verzehrt werden. Die an Bäume gehängte Fetiſche erhalten auch ihr Opfer in Speiſen und Getränken, welche den Reiſenden willkommen ſind. Nie geht der Neger einem Fetiſch vorbei, und ſollte es auch nur eine Stange oder ein Stein ſeyn, ohne zu opfern, wenn auch nur eine Kleinigkeit, etwa ein Blatt, ein Strohhalm oder einen Stein. Zuweilen gießt man ihnen Getränke hin. Man glaubt, daß die Spenden wirkſam ſind, und hält es für ein Verbrechen ſie wegzunehmen. Jeder denkt ſich ſeine Fetiſche nach Gefallen aus, und die Prieſter ſind klug genug, als daß ſie nicht von der Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volkes Vortheile ziehen ſollten. Faſt jeder Prieſter dient einem beſondern Götzen, dem er durch

Prahlereien und angeblichen Zaubereien Verehrer zu verſchaffen ſucht. Der eine antwortet durch Winke in des Fetiſches Namen auf vorgelegte Fragen, ein anderer will Gewitter und Regen in ſeinen Händen haben, ein dritter verkauft Mittel eine gute Saat zu bekommen, ein vierter entzaubert, ein fünfter ſagt Tod oder Geneſung vorher; andere geben ſich mit Heilung der Krankheiten, mit Bannung der Thiere, und mit Auferweckung der Todten ab; alle aber machen dem Volke, das ſie verehrt, Blendwerke vor, ohne daß ihr Anſehn leidet, wenn auch ihre Kunſt zuweilen hinken ſollte. Man findet unter den Prieſtern auch eine Art von Orden, der ſich auf entlegenen Plätzen vermuthlich in keiner guten Abſicht verſammlet, und dem Uneingeweihten den Zutritt verſagt. Das Haupt der Prieſterſchaft, von dem der Neger ſehr hohe Begriffe hat, iſt der Chitombe, welcher die Erſtlinge aller Erndten, und gewiſſe Fiſche und kleine Thiere ausſchließlich bekömmt. In ſeiner Wohnung, der ſich niemand ohne erhebliche Urſache nähern darf, brennt Tag und Nacht ein heiliges Feuer, von dem ſich jeder etwas kaufen kann. Aber kein Negerpapſt ſtirbt natürlichen Todes, ſondern wird, wenn er hoffnungslos krank liegt, von ſeinem durch den Miniſter beſtimmten Nachfolger umgebracht, weil man ein großes Unglück beſorgt, wenn der Chitombe auch nur einen Augenblick fehlen ſollte. Außer den Opfern giebt es weiter keine Religionsfeſte und Ceremonien. Der Aberglaube aber zeigt ſich vielfältig. Bei entſtehendem Kriege wird der Fetiſch des Feindes in ſiedendes Waſſer gebannt, und die Prieſter ſagen den Ausgang deſſelben vorher, wonach ſich das ganze Heer richtet. Zuweilen nimmt man auf den Marſch einen Bock mit, deſſen langſamer Gang eine böſe, der raſche aber eine gute Vorbedeutung iſt; wird er erſchoſſen, ſo ergreift alles die Flucht. Das Bellen und Schreien mehrerer Thiere,

das Zuſammenfliegen der Raben, das Begegnen der Schlangen, Ratten und Hunde bedeuten nichts Gutes. Träume beobachtet und deutet man ſorgfältig; ein zerriſſenes Palmblatt oder eine vertrocknete Frucht bedeuten die Vernichtung eines Vertrags; das Schwärmen der Bienen aber zeigt die Ankunft eines Fremden an. Um ſich vor Unglücksfällen zu verwahren, behängt man ſich mit Amuletten, oder läßt auf dem Kopfe einen Zopf ſtehen, der gegen Gefahren am beſten ſichert, aber auch ein Gift verbirgt, wovon gelegentlich Gebrauch gemacht wird. Wollen ſie durch einen Fluß gehen, deſſen Fuhrten ihnen nicht bekannt ſind, ſo bitten ſie erſt den Fetiſch um Erlaubniß, trinken von dem Waſſer und bemalen ſich die Bruſt mit dem Schlamme. Von Erdbeben und Landplagen wollen ſie ſich durch Opfer befreien. Das Gewitter halten einige für einen Beſuch verſtorbener Könige und freuen ſich, andere aber für ein Geſpött, das böſe Geiſter mit ihnen treiben, und verkriechen ſich. Daß ſie von der Unſterblichkeit der Seele einige Begriffe haben, zeigen ihre Begräbnißceremonien. Man legt nehmlich den Leichnam, in Zeuge gewickelt, in eine Grube, und deckt ſie mit Lehm, den die Leidtragenden unter Geſängen feſttreten, damit der Geiſt in der Gruft bleibe. Die chriſtlichen Congoer beerdigen die Todten in Kirchen und auf Plätzen. Stirbt ein Fürſt, ſo werden einige ſeiner Officiere und Sclaven umgebracht, um ihm in jenem Leben zu dienen, und jeden Monat ſteckt man Lebensmittel ins Grab. Einige ſeiner geliebteſten Weiber werden lebendig mitbegraben, und dieſe ſtürzen ſich unaufgefordert in die Gruft, denn die Ehre, die geliebteſten zu ſeyn, geht ihnen über alles. Die Gräber ſind oft an 100 Fuß tief. Bisweilen legt man den Leichnam bloß auf die Erde und ſchüttet täglich Erde darüber, bis ein Hügel entſteht; an andern Orten umgiebt man die Gräber pyra-

midenförmig mit Steinen und Brettern, oder ſteckt Palliſaden umher, durch welche die Leichen ſichtbar ſind; alle aber werden mit den Sachen verſehen, deren ſich die Verſtorbenen im Leben am meiſten bedienten. Sehr gern mögen die Neger in ihrem Geburtsorte begraben werden; ſterben ſie aber in einer zu großen Entfernung, ſo haut man ein Stück von der Leiche ab, kocht es, ſchabt das Fleiſch ab, und ſchickt die Knochen nach dem Geburtsorte. Die Trauer der Verwandten, Freunde und Sclaven beſteht in Abſcheerung der Haare, in Einreibung mit Öl, und in Beſtreuung des Körpers mit vielfarbigem Sande, Federn und gepulverten Blättern. Die Congoer faſten und ſchweigen überdies drey Tage. Um nicht von der Seele des verſtorbenen Mannes gequält zu werden, laſſen ſich die Weiber von einem Prieſter, vermittelſt eines Stricks, einigemal ins Waſſer werfen, worauf ſie wieder heirathen können. Um ſie von ihren Leiden zu befreien, und deſto ſchneller in jene beſſere Welt zu befördern, die ſie ſo feſt glauben, daß ſich viele entleiben, um nur recht bald dahin zu kommen, bringen ſie Todtkranke durch gewaltſame Mittel dem Tode näher.

Nieder-Guinea liegt in der heißen ſüdlichen Zone, und hat alſo nur die trockene und naſſe Jahreszeiten; jene vom April bis Ende Octobers, dieſe in den übrigen Monaten, in welchen die Sonne im Scheitelpunct der Einwohner ſteht, daher ſie auch die heißeſte iſt. Aber unmöglich würden dieſe Länder bewohnbar ſeyn, wenn nicht die ſchreckliche Hitze durch die Gleichheit der Tage und Nächte, durch Thau, Regen und Wind gemildert würde. Durch die mit ſtarken Gewittern begleiteten Regen gewinnt die ganze Natur neues Leben und Kraft, und die Gewächſe ſchießen mit unglaublicher Schnelligkeit hervor, aber ſie laſſen auch Sümpfe zurück, deren Ausdünſtungen die Luft verderben,

und fallen sie zu stark, so werden die Saatfelder überschwemmt, welches eine Hungersnoth zur Folge hat. Sind die Tage in den trockenen Monaten heiter, so brennt die Sonne fürchterlich, und ist der Himmel überzogen, so ist die Luft feucht und so schwül, daß die geringste Bewegung den Schweiß heraustreibt. — An den Küsten kann der Boden wegen des Sandes und der Hitze nicht angebaut werden, aber wo diese Hindernisse fehlen, da bringt die Natur fast alles durch eigene Kraft hervor, und das Pflanzenreich ist im üppigsten Wuchse. Das Gras steht so hoch und dick, daß sich Schlangen und andere große Raubthiere darin verbergen. Um sie zu vertreiben und zu tödten, pflegt man die Wiesen in der trockenen Zeit anzuzünden. Schaarenweise läuft alsdann das Wild bunt durcheinander davon, und würgt und zerreißt Menschen und Vieh, ganze Heerden, alles, was ihm vorkömmt; der Wanderer muß sich schnell auf einen Baum retten. — Unbeschreiblich ist der Reichthum an den schönsten Blumen, womit die Natur ganze Felder schmückt; aber die Hitze unterdrückt bei Tage ihren Geruch. Außer den Europäischen hieher verpflanzten Gartenfrüchten, die trefflich gedeihen, baut man Massingo oder Negerkorn, der Hirse ähnlich, mit hohen starken Halmen, das gut schmeckt und riecht, aber schwer zu verdauen ist. Congo baut eine Hirsenart, die 2 bis 3 Pfund schwere Ähren trägt. Das Getreide Luno oder Luca ist wahrscheinlich der habeshinische Toff, hat kleine Körner, und giebt ein weißes, schmackhaftes, gesundes Brod. Mais wird sehr häufig gesäet, ob man ihn gleich für das schlechteste Getreide hält, aber man benutzt ihn zum Schweinefutter. Der Buchweizen wird mit Vortheil gebaut, aber Reis nicht geachtet, und Europäischer Weizen schießt zwar außerordentlich hoch, bekommt aber keine Körner. Alle Sämereien werden zweimal des Jahres

res in die Erde gebracht. Außer dem Getreide liefert Guinea Mangoe, Yams, Erdnüſſe, die gebraten oder zu einem Teige zerſtoßen werden; 6 Spannen hohe, mit Früchten beſchwerte Ananas, Battaten und andere genießbare Wurzelgewächſe, mehrere Küchenkräuter und Pflanzen, und darunter einige Bohnen- und Erbſenarten, und von letztern ſolche, die unter der Erde an Wurzeln ſitzen und gut ſchmecken; Baumwollenſtauden, Taback, der ohngeachtet des allgemeinen und häufigen Rauchens nachläſſig gepflanzt wird. Der Weinſtock kommt ſüdlich vom Fluſſe Zaire gut, nördlich gar nicht fort, aber man vernachläſſigt ihn; eben ſo wenig benutzt man das Zuckerrohr. Viele Pflanzen geben Arzeneien und Öle. Man preßt aus der Frucht der Ölpalme ein Öl, lockt aus der Spitze des Stamms durch Einſchnitte eine milchähnliche Flüſſigkeit, die in den erſten Tagen wie Wein ſchmeckt, nachher aber ſauert, und in beiden Fällen berauſcht, verſpeiſet das Mark des Baums roh oder geröſtet ſtatt Brod, bedient ſich der Blätter zu Bedachungen, und des weichen Mooſes, das um den Stamm wächſt, zu Kopfkiſſen vornehmer Perſonen. Die Matomepalme giebt auch einen Wein, und die langen Ribben der Blätter dienen zu Sparren, Leitern und Stangen. Der Nutzen der Cocospalme iſt bekannt. Die Tamarapalme trägt eine Art eßbarer Datteln; die Natobapalme aber reicht den Negern einen angenehmen ſäuerlichen Wein, und breite Blätter zu Dächern und Körben. Aus den Faſern der getrockneten und geklopften Blätter webt man Zeuge, und die Coccatapalme trägt eßbare, den Cocosnüſſen ähnliche Früchte. Aus der Congopalme fließt durch Einſchnitte ein berauſchender Saft; wird dieſer aber dem Baume nicht entzogen, ſo bringt er an der Wurzel der Blätter eine Frucht zum Vorſchein, die für einen ſtarken Mann ſchwer genug iſt, und deren Kör-

ner wie Kastanien schmecken, gekocht aber den Negern ein dickes Öl zu ihren Speisen geben. Die Fasern und Blätter werden zu Stricken, Matten und Körben verarbeitet. Die Früchte des ungemein großen und dicken Alicondo oder Affenbrodbaums, der aber leicht verfault, sind so groß und schwer, daß sie beim Abfallen einen Menschen erschlagen können. Aus der Rinde des Baumes macht man Stricke und Sackleinewand; Frucht und Blätter werden im Nothfall gegessen, die sehr harte Fruchtschale oder Kalebasse dient zu Gefäßen, und die Holzasche zur Seife. Oft enthält der hohle Baum viel Wasser, und man will gefunden haben, daß ein einziger Wasser genug hatte, um 3000 Mann 24 Stunden zu erfrischen. Der Baum hat gewiß der Kastanie auf dem Ätna nichts nachgegeben. Der große, immer grüne Insanda, dessen herabhängende Zweige neue Wurzeln schlagen, trägt keine Früchte, aber man benutzt seine Rinde zu Zeugen, die jedoch von der des Mulemba noch besser gemacht werden, dessen Harz auch ein guter Vogelleim ist. Noch andere Bäume liefern ebenfalls gutes Harz. Von dem Manglebaume sieht man ganze Wälder. Mit der Asche des Capano, dessen Frucht ölreich ist, waschen sich die Neger. Der Conde oder Grafenbaum trägt eine höckerige, übelgestaltete Frucht, die aber ein weißes Mehl enthält, das auf der Zunge zergeht, gut schmeckt, kühlt und den Magen stärkt. — Papajabäume, Tamarinden, Cassia, Cedern und andere zu Bau- und Nutzholz dienliche Bäume wachsen häufig. Orangenbäume haben die Portugiesen hergebracht. Pisangstauden, mehrere dieser Zone eigenthümliche Fruchtbäume, Gewürzbäume und Stauden sieht man in mehreren Strichen, unter andern den Dondo, der dem Zimte ähnlich ist; das Inguoffo, ein Rankengewächs, das Pfeffer trägt; Piment, welches die Neger gewöhnlich

brauchen ꝛc.; auch rothes und graues Sandelholz, und die Christpalme, oder der Wunderbaum, fehlen nicht. Letzterer hat einen hohlen 18 bis 20 Fuß hohen Stamm, der im dritten Jahr abstirbt, große weiche Blätter, die den Feigenblättern gleichen, und stachlichte Kapseln mit kleinen braun und gelb marmorirten Mandeln trägt. Zur Zeit der Reife zerplatzen die Kapseln und die Mandeln springen heraus. Aus den letztern preßt man ein Öl, welches gut riecht, von den Negern gebrannt, bei uns aber als ein Arzneimittel gebraucht wird. Man findet den Baum auch in Süd-Europa.

Ein so großes gewächsreiches, in vielen Gegenden stark bewaldetes und bergiges Land, muß vielen und verschiedenen Thieren Nahrung geben. Auch sieht man hier mancherlei Affen umherspringen, unter andern den Pongo, Schimpanse oder Waldmenschen, der unter allen Affen dem Menschen an Größe und Gestalt am nächsten kömmt. Er wird 5 Fuß hoch, hat einen musculösen mit dunkelgrauen Haaren besetzten Körper, die aber an der Brust, den Schenkeln, Knieen und am Bauche ins Fleischfarbne fallen und dünner stehen, und in dem menschenähnlichen Gesichte, an den Händen und Füßen ganz fehlen. Er ist so stark und kühn, daß er mit Menschen und Elephanten kämpfe, aber jung eingefangen sich zähmen und zu Hausarbeiten abrichten läßt, denn er ahmt den Menschen fast in allen Handlungen nach. Die übrigen wilden Thiere haben wir schon kennen lernen, und wissen auch, daß Europäisches zahmes Vieh in Afrika gehalten wird; aber der Neger bedient sich der Pferde und Maulesel weder zum Reiten noch zum Ziehen, weil er sie nicht zu zähmen und abzurichten versteht; daher findet man die meisten nur in den portugiesischen Ställen. Rindvieh halten nur die Vornehmen. Schaafe und Ziegen sind kleiner als die unsrigen,

und die Hunde bellen nicht, wenn sie allein sind; truppweise aber heulen sie fürchterlich. Sehr groß ist die Menge und Verschiedenheit der Vögel, wovon die mehresten ein prächtiges Gefieder haben. Hühnereier ißt der Neger nicht, auch bekümmert er sich wenig um die Fütterung des Hausgeflügels; die Haut der Pelikane braucht er zur Erwärmung des Magens, und die Flamingos zur Speise. Von Pfauen hat der König von Angola eine eigene Zucht. — Vor den großen und kleinen Schlangen mit und ohne Gift können sich die Einwohner nicht genug hüten. Alle Gewässer wimmeln von Krokodillen, deren größte Feinde die Boas sind. Die fliegenden Eidechsen verehren die Neger als Fetische, weil sie sich selten sehen lassen. Desto häufiger sind die giftigen Kamäleons. Fische sind zwar genug vorhanden, aber die wenigsten Neger verstehen den Fang. Besonders schmackhaft sind die guineischen Aale. Heuschrecken gehören zu den Leckerbissen eines Schwarzen, die Ameisen aber mit Recht zu den größten Plagen; denn sie fallen Menschen und Thiere an. Wenn der König von Angola einen Verbrecher schwer bestrafen will, so läßt er ihn gebunden auf einen Ameisenplatz hinwerfen, und in 24 Stunden ist er bis auf die Knochen verzehrt. Am gefährlichsten sind die Termiten; wohlthätiger die wilden Bienen, die Honig und Wachs im Überfluß geben. An Ungeziefer, auch an Muskiten, kann es nicht fehlen. — Ob Nieder-Guinea Gold habe, ist nicht gewiß, wohl aber Silber, Kupfer und Eisen. In Angola findet man Eisenerz in Flüssen, daher legen die Neger Strohbändel hinein, woran sich die Eisentheilchen setzen. In eben dem Reiche ist ein tiefes Thal, wo nach einigem graben Wasser zum Vorschein kommt, welches sich in Salz verwandelt, das in großen Stücken verkauft wird. Seesalz bekommt man leicht und in Menge. Die Küsten liefern Muscheln

zum Ersatze des fehlenden Kalksteins, und gute Thonerde; Granit, Porphyr, Jaspis, Marmor, Hyacinth und andere Erden und Steine findet man hier und dort. — Wir wollen nun die einzelnen Reiche durchgehen.

Benguela, zwischen dem Cap Negro und dem Flusse Coanza, ist an der Küste flach, im Innern bergig und rauh, hat mehr wilde als zahme Thiere, wird zwar durch mehrere Flüsse, unter andern durch den Lutina und Cuvo, aber im Ganzen nicht zureichend bewässert. Mit dem hiesigen Salze versehen die Portugiesen die ganze Küste. Die Berge sind bewohnt und sorgfältig angebaut. Der König, dessen Reich in mehreren Provinzen vertheilt ist, herrscht despotisch, und hat oft mit den östlichen Giagues zu kämpfen. Ist der Feind im Anzuge, so pflegen die Neger ihre Heerden ihm entgegen zu treiben, sich in der Nähe zu verbergen, und indem der Feind sich beim Auffangen des Viehes zerstreut, hervorzubrechen, wobei sie denn gewöhnlich Gefangene machen. Die Portugiesen besitzen in diesem Reiche einige Forts, vornehmlich San Felipe de Benguela, bei dem eine Stadt mit einem Hafen liegt. Die Besatzung ist zwar 2 bis 300 Mann stark, aber in kleinen ziemlich entfernten Posten vertheilt. Der Ort liegt ungesund, daher sich die Schiffe nicht lange hier verweilen, und die portugiesische Regierung schickt überhaupt nur Verbrecher hieher. Demohngeachtet ist die Kolonie wichtig, denn 16 Handelshäuser tauschen gegen Taback, Brandtwein, Zucker und grobe Zeuge die stärksten Sclaven für Brasilien ein, jährlich über 15000, außer denen, welche die Engländer und Holländer abholen.

Das Königreich Angola reicht von dem tiefen, reißenden und 40 Meilen aufwärts fahrbaren Coanza bis an den Dondafluß, der es von Congo trennt. Es ist sehr gebirgig und wenig angebaut; das

Hauptproduct ist Salz. Auch hier ist Wassermangel, und doch sammlet keiner das Wasser in Cisternen, die Klügsten fangen es in Trögen auf. Die Portugiesen haben die Oberherrschaft und heben aus den Einwohnern viele Soldaten zur Besetzung ihrer Festungen; um sie aber nicht zu feindseligen Gesinnungen zu reitzen, dringen sie ihnen nicht das Christenthum auf und lassen sie bei ihren Freiheiten, gestatten ihnen auch das Recht, sich die Statthalter beim portugiesischen Vicekönige auszusuchen. Dieser residirt in Loanda San Paolo, dem Hauptorte der Portugiesen in Westafrika. Er enthält 800 Weiße, worunter 26 Handelshäuser sind, und 3000 Schwarze, die bei jenen in Diensten stehen, und wenig, auch gar nichts zu unterhalten kosten, denn die meisten sind Handwerker. Der Hafen ist sehr gut und befestigt, und die Regierung hält diese Kolonie für so wichtig, daß sie alle Ausländer von der hiesigen Handlung ausschließt. In der Stadt, die ihr frisches Wasser mit der Fluth von der ihr gegenüber liegenden gut angebauten Insel bekommt, sind mehrere katholische Kirchen und Klöster, worunter die Kathedralkirche prächtig ist, eine Inquisition und andere Gerichtshöfe, so wie denn die innere Einrichtung ganz auf portugiesischen Fuß gemacht ist. Die Wohnungen der Weißen sind von Steinen und Kalk, die der Neger von Erde und Stroh. Aber Loanda ist ein ungesunder Ort, daher die Einwohner bis in eine Entfernung von 40 Meilen angenehme und mitunter reizende Landhäuser angelegt haben. Die Stadt steht in Handelsverbindungen mit Ostafrika, indem von hier aus queer durch Afrika bis in die Gegenden des Flusses Zambese und bis nach Mozambique Karavanen gehen, um gegen Europäische Artikel Elfenbein und Gold einzutauschen. An der Küste sammlet man die kleinen Schnecken, Zimbi oder Kauris genannt, die in Guinea und im innern Afrika als

Münze und Putz gebraucht werden. Sie sind von verschiedenen Farben, die hiesigen braun, fein und glänzend, und stehen im Werthe, daher ist das Sammlen derselben ein Regale des Königs von Portugal.

Das Königreich Matamba liegt östlich von Angola zwischen Benguela und Congo, wovon es die Flüsse Coango und Barbola trennen. Der Cumeni begrenzt es südlich, und hohe Berge und dicke Waldungen östlich. Der Boden wird durch Überschwemmungen fruchtbar, und doch liegen die mehrsten Ländereien unbenutzt. Die Berge enthalten Gold, Silber und Eisen, man sucht aber nur das letzte, vielleicht weil man aus Erfahrung seine größere Nützlichkeit vor jenen beiden kennt.

Das Königreich Congo, südlich von hohen Gebirgen, sandigen Wüsten und dem Dondafluß; nördlich vom Fluß Zaire, der aus mehrern Flüssen entsteht, viele angenehme Inseln bildet, mehrere und darunter einige ansehnliche Wasserfälle, und seinen fast vier Meilen breiten Ausfluß ins Ethiopische Meer hat; östlich von den großen Flüssen Coanza und Chilandec, und von den Reichen Matamba und Fungono begrenzt, hat 1685 Meilen im Umfange, wird von vielen Flüssen durchschnitten und ist eins der fruchtbarsten Länder, das Lebensmittel aller Art im Überflusse und sehr wohlfeil liefert. An den Küsten wird viel Salz verfertigt, und die Berge enthalten Kupfer- und Eisenminen. Das Reich ist von den Portugiesen abhängig, die den Provinzen und ihren Beherrschern Europäische Titel gegeben haben: so finden wir die Herzogthümer Bamba und Sundi, das Marquisat Pemba und die Grafschaft Sogno; in Afrika allerdings eine Seltenheit. Eben so haben die mehrsten Einwohner die christliche Religion angenommen, und zum bewundern ist es, daß sie dabei bleiben, da sie so wenige und

manche Provinzen gar keine Geiſtlichen haben, weshalb ſie weder die Kinder taufen, noch das Abendmahl genießen können. Aber ſie verſammlen ſich regelmäßig alle Sonntage, ſingen chriſtliche Lieder, und hören einem der Älteſten andächtig zu, der bisweilen eine Ermahnung an die Gemeinde hält. Die chriſtlichen Lehren pflanzen ſich vom Vater auf den Sohn fort, und die Regenten der Provinzen, die übrigens ihre Unterthanen nicht chriſtlich behandeln, machen ſich eine Ehre daraus, Chriſten zu heißen. Fällt es aber einem oder dem andern ein, zur alten Religion zurückzukehren: ſo iſt das Volk ebenfalls dazu bereit, daher ſuchen die Miſſionaire jene zu gewinnen, geben ſich aber oft vergebliche Mühe. In mehrern anſehnlichen Landſtrichen führen barbariſche Nationen in dicken Wäldern und unzugänglichen Gebirgen ein wildes Leben. — Die Reſidenz des Königs iſt entweder Pemba oder San Salvador, die mit einem Bezirke von 20 Meilen im Umkreiſe zu keiner Provinz gehört, ſondern allein vom Könige abhängt. Sie liegt 50 Meilen vom Meere, auf einem hohen, gut angebauten, mit Dörfern und einzelnen Häuſern beſetzten, und von 80 bis 100000 Menſchen bewohnten Berge, hat reine Luft, geſundes Waſſer, lange, breite Straßen, einige mit Palmen beſetzte Plätze, niedrige mit Kalk überzogene gefällige Häuſer, und einige Kirchen, wovon die eine die königlichen Gräber enthält. Auf der höchſten Bergſpitze liegt die Feſtung, die den königlichen Pallaſt und die Hofſtaats-Gebäude einſchließt. Die Zahl der Europäer, die alle nöthige Handwerke eingeführt haben, beträgt 40000. — Der König wird von den Großen des Reichs aus den Perſonen gewählt, die in männlicher und weiblicher Linie, ehelich oder unehelich von den verſtorbenen Regenten abſtammen; nur die Prinzeſſinnen ſind vom Throne ausgeſchloſſen. Congo iſt alſo eine Miſchung

von

von Erb- und Wahlreich, zu deſſen Krone mehrere Prätendenten Hofnung haben, woraus bei einer Thronerledigung mehrentheils bürgerliche Kriege entſtehn, beſonders wenn der Sohn des verſtorbenen Königs übergangen iſt. Nach geſchehener Wahl begeben ſich Prinzen, Statthalter und alle dazu Berechtigte nach der Reſidenz, den neuen Monarchen zu proclamiren, und ſeiner feierlichen Einſetzung von dem portugieſiſchen Prälaten in der Hauptkirche beizuwohnen. Der König iſt Herr aller liegenden Gründe ſeines Reichs, vergiebt die Lehne und Bedienungen nach Gefallen, die aber mehrentheils in den Familien vererbt werden, wenn nur die Lehnsträger ihre Belehnung bei jedem neuen Regenten nachſuchen; giebt wöchentlich zweymal Audienz, bei der bloß die Großen des Reichs ſprechen dürfen, hält einen vom portugieſiſchen Hofe copirten Hofſtaat, ſpeiſet immer allein, indem die Großen mit bedeckten Köpfen um ihn ſtehen, und bei Feierlichkeiten ſpeiſet er unter einem 3 Fuß hohen mit indiſchen Teppichen belegten Throne, von goldnem und ſilbernen Service, und läßt ſich dabei von mehrern Bedienten aufwarten. Sein Pallaſt, den er ſelten verläßt, iſt mit Wachen beſetzt. Will er ſich im Freien umſehen, ſo wird ſein Entſchluß dem Volke durch Paucken verkündigt, die man weit hören kann, und er erſcheint immer im Gefolge von Bedienten und Portugieſen. Ganz beſonders zeigt er ſich an den Tagen in ſeiner Größe, an welchen er den öffentlichen Seegen austheilt. Dies iſt eine Art von feierlichem Gerichtstage. Mit der Krone auf dem Haupte, prächtig gekleidet, von Gold und Edelſteinen ſtrahlend, umgeben von den Großen des Reichs, läßt er ſich auf den Thron nieder. Soll bei der Gelegenheit jemand geſtraft werden, ſo befiehlt der Monarch, den Verwegenen, der ſich erkühnt hat ihm unter die Augen zu treten, wegzujagen. Im Nu wird der

Straffällige ergriffen, und kann sich glücklich schätzen wenn er unzerstückelt davon kömmt. Sind auf diese Art die Schuldigen entfernt, so ermahnt der König das Volk zur Treue und zum Gehorsam, und versichert es seiner Huld und Gnade. Alle seine Bedienten, selbst die höchsten nicht ausgenommen, sind im Grunde Sclaven, die nur aus Furcht vor der Strafe gehorchen, und doch hat er oft Ursache gegen sie mißtrauisch zu seyn. Streitigkeiten und Vergehen werden kurz und ohne Schreiberei abgemacht, aber selten erfolgt ein Todesurtheil. Wird es gesprochen, so schlägt man dem Verurtheilten ins Genicke zu Boden. Der Vornehmste nach dem Könige verrichtet das Scharfrichteramt, ohne dadurch von seiner Ehre zu verlieren, denn die Majestät selbst züchtigt mit Stampenschlägen, und ist ihre Hand ermüdet, so setzt der Minister die Züchtigung fort, und weder der Verbrecher noch die Zuchtmeister finden sich dadurch entehrt. Prozesse zwischen Eingebornen und Portugiesen werden nach den Gesetzen der letztern entschieden, und Strafbare auf eine wüste Insel 10 bis 12 Jahre verbannt. Die Statthalter sind zu Rebellionen sehr geneigt. Die von Sundi führen oft mit ihrem Herzoge Krieg, woraus nicht weniger Unordnungen entstehen, als aus den Einfällen der benachbarten Giagues, mit denen die sonst sanften und gutmüthigen Einwohner der Provinz Batta, die 70 bis 80000 Mann ins Feld stellen können, ebenfalls fast unaufhörliche Fehden haben. Oft kommt es zwischen den Statthaltern und den Unterthanen zu Thätlichkeiten, weil die Abgaben mit gewaffneter Hand eingefordert werden müssen. Diejenigen Gouverneure, welche allein vom Könige abhängen, haben verschiedene ihnen ergebene Herren unter sich, welche Marquis, Grafen und Barons genennt werden, für diese Titel aber bezahlen müssen, wofür sie sich an dem Volke schadlos halten. Gehen

sie aber in ihren Erpressungen zu weit, so werden sie bisweilen mit Verbannung oder dem Tode bestraft.

Das Reich Angoy nördlich von Zaire am Meere, ist sehr waldig, und an den mit hohem Grase bedeckten Küsten ungesund. Auf eine außerordentliche Tageshitze folgt eine kühle, feuchte Nacht, wodurch viele Krankheiten entstehen müssen, wovon Europäer, die lange hier bleiben, gefährlich angegriffen werden, wogegen sich aber die Eingebornen durch Mäßigkeit (wenn sie nehmlich auf eigne Kosten zehren), durch häufige und starke Bewegungen, und durch das Einreiben mit Öl zu sichern suchen, wiewohl diese Mittel nicht immer helfen; denn die Ruhr ist in Angoy fast durchaus tödtlich, die Blattern greifen schrecklich um sich, und Fieberkranke sieht man allenthalben. Ein Wunder, daß in einem Lande, wo unwissende, betrügerische Charlatans, die oft ganz verkehrte oder abergläubische Mittel anwenden, die Ärzte sind, nicht noch mehr Menschen sterben. — Vier Meilen nördlich vom Fluß Zaire kommen wir zu dem Seehafen Cabinde, der so bequem ist, daß die Schiffe dicht vor den Häusern ankern, und 150 Schritte vom Ufer handeln können. Der Sclaven wegen, welche man für die schwärzesten und stärksten in Afrika hält, und Kriegsgefangene der Einwohner von Angoy, Cacongo und Loango sind, oder, wie wir gleich hören werden, auch auf andere Weise ihre Freiheit verlieren, besuchen die Britten, Franzosen und Holländer diesen Ort fleißig. Wer Feinde gefangen hat, verkauft sie an Kaufleute im Lande, oder an die vom Commerzminister des Reichs bestellte Mäckler an der Küste, welche sie den Europäern verhandeln. Diese Mäckler, durch deren Hände der Handel gehen muß, sollen dafür sorgen, daß nur fremde Neger, von den Einwohnern der genannten Reiche aber nur solche verkauft werden,

die ihren Herren ungetreu gewesen sind. Daher ist ihnen auch der nächtliche Verkauf der Sclaven eben so untersagt, als die Überlassung derselben an die Europäischen Comtoire. Bei diesem Handel rechnet man in Angoy und Cacongo nach Waaren, worunter ein Stück Kattun von 10 bis 14 Ellen verstanden wird. Wer also einen Neger für 15 Waaren verkauft, bekommt 150 Ellen selbst ausgesuchten Kattun mit einer Zugabe von einigen Flinten, Säbeln, 15 Krügen Brandtwein, 15 Pfund grobes Pulver, und einigen Dutzend Messern, und überdies muß der Schiffscapitain, der den Handel geschlossen hat, den Mäcklern und dem Commerzminister ein Geschenk an Korallen, Silbergeräthen, Tapeten ꝛc. machen. In Loango rechnet man nach Stücken und versteht darunter verschiedene Waaren, von denen jede in einer bestimmten Menge auf ein Stück gerechnet wird, so daß alle Stücke den verlangten Werth eines Sclaven gleich kommen. Wird z. B. ein Neger zu 30 Stück angesetzt, so giebt der Käufer gefärbten Kattun zu 2½ Stück, 9 Ellen Schnupftücher zu 1½ Stück, ¾ Ellen grobes Wollenzeug zu 1 Stück, 2 Flinten und 2 Säbel, die 2½ Stück, 5 Fayence-Töpfe, die ½ Stück ausmachen, und so noch andere Artikel in festgesetzter Anzahl, bis 30 Stück voll werden. Auf der Goldküste muß der Kaufmann noch eine gewisse Quantität Gold zu den Waaren hinzufügen. Das Schicksal der Sclaven in Amerika haben wir schon kennen lernen; hier haben wir Gelegenheit zu erfahren, wie sie in Nieder- und Ober-Guinea und in Senegambien in Europäische Hände gerathen. Die Europäer bekommen sie theils unmittelbar, theils mittelbar durch die Mäckler. Im ersten Falle schicken die großen vor Anker liegenden Schiffe, Boote in die an der Küste und an Flüssen befindlichen Negerdörfer, oder sie wenden sich an die Factoreien, welche die Sclaven so

lange aufheben, bis nach ihnen gefragt wird. Man ladet auch die Neger auf die Schiffe freundschaftlich ein; folgen sie im Vertrauen auf gute Bewirthung und auf Europäische Ehrlichkeit dem Rufe, so sind sie verlohren, denn man läßt sie nicht wieder fort; oder man schlägt ihnen eine Zusammenkunft an der Küste vor, macht sie berauscht, und schleppt sie in diesem Zustande auf die Schiffe. Indeß bekommt man auf diese Art nicht viel, weil die Neger mißtrauisch geworden sind. Die größte Anzahl wird also durch die Eingebornen selbst herbeigeschafft. Diese stehen mit Sclavenhändlern im innern Afrika in Verbindung, welche die Neger auf bestimmte Marktplätze bringen, wo sie weiter verkauft werden, so daß diese arme Menschen aus einer Hand in die andere, und endlich in die der obengenannten Mäckler wandern, welche sie wohl 60 Meilen weit von der Küste aufsuchen, und wie das Vieh nach den Schiffen hintreiben. Der erste Preis, um den ein Mensch verkauft wird, ist äußerst gering, aber er steigt durch den weiten, oft 200 Meilen langen und längern Transport, und durch die Abgaben, die von ihnen an die Herren entrichtet werden müssen, durch deren Gebiet der Zug geht. Andere schwarze Menschenhändler befahren mit großen bewaffneten Kanoes die Flüsse tief ins Land hinein, und noch andere halten sich blos an den Küsten auf, ohne zu reisen, und liefern ihre erhaltene Waare sogleich an die Schiffe oder Factoreien ab. Die meisten dieser Kaufleute handeln auf eigene Rechnung und sind Eigenthümer der Europäischen Waaren, für welche sie Menschen kaufen; andere aber erhalten sie von den Schiffen auf Credit, wofür sie ihre Verwandte so lange als Geißeln stellen müssen, bis sie mit einem Transporte zurückkommen, und damit diese eingehandelten Schwarzen nicht entwischen können, befestigt man ihre rechte Hand an ein Holz, oder

verbindet Paar und Paar durch ein Holz auf den Rücken, oder legt ihnen ein Eisen um den Hals, das an einer Kette festsitzt, wodurch oft 50 Menschen zusammengekuppelt werden. Vielleicht ist die Hälfte von den Verkauften geraubt, denn die Begierde nach Europäischen Waaren, besonders nach Brandtwein, reizt den Afrikaner zum Menschenraub, weil er dem Europäer nichts Besseres geben kann, als Menschen. Nationen überfallen und bekriegen einander, blos um Sclaven zu erhalten, und die Europäer verkaufen beiden Partheien Munition und suchen Kriege zu erregen, die sofort angehen, sobald sich ein Europäisches Schiff sehen läßt. Bleiben diese aus, so leben auch die Völkerschaften in Ruhe und Zufriedenheit. Könige verkaufen ihre eigene Unterthanen, und sogar Eltern — doch selten — ihre Kinder. Überall, auf dem Felde, im Walde, im Gebüsch, am Flusse lauern Räuber auf, die ihre Beute schnell genug an die Factoreien oder auf die Schiffe verhandeln. Oft nehmen sie einen ganzen Transport weg, und so gerathen selbst die Herren desselben in Sclaverei. Viele Neger werden gewisser Verbrechen wegen verkauft, hauptsächlich wegen Ehebruch, Mord, Diebstahl und Zauberei, und oft muß die ganze Familie des Verbrechers das Loos mit ihm theilen. Ein solcher Verkauf geschieht immer auf Rechnung der Könige, daher sind sie so sparsam mit ihren Todesurtheilen, strafen aber, ohne den Lastern und Vergehungen zu steuern, ohne Beweise zu suchen oder anzuhören, auf bloßes Vorgeben, auf falsche Angaben mit Sclaverei. Mancher kommt durchs Spiel um seine Freiheit, die er nach dem Verluste seines ganzen Vermögens, seiner Weiber und Kinder, auf den letzten Wurf setzt, und Schuldner werden von ihren Gläubigern verkauft. Die Europäer kaufen Neger und Negerinnen, alt und jung, selbst mit der Mutter das ungeborne

Kind; aber sie untersuchen sorgfältig Alter und Gesundheit, denn durch fleißiges reinigen und salben mit Palmöl suchen die Kaufleute ihrer Waare einen glänzenden Anstrich zu geben. Haben diese Unglücklichen nur ein Gebrechen, so werden sie verworfen und nicht-selten von den Menschenhändlern getödtet. Man hat Beispiele, daß den als untauglich Zurückgegebenen und in ein Boot geladenen, die Köpfe abgehauen wurden. Einige Europäer bezeichnen die Eingehandelten mit einem glühenden Eisen. Auf den Schiffen, welche sie von ihrem Vaterlande entfernen, werden Männer, Weiber und Kinder von einander getrennt, und die ersten paarweise an Händen und Füßen zusammen gebunden. Jeden Morgen bringt man sie aufs Verdeck, um frische Luft zu schöpfen, doch unter der Veranstaltung, daß sie nicht über Bord springen können; bisweilen müssen sie darauf tanzen, um Bewegung zu haben, und werden dazu geprügelt, wenn sie Abneigung verrathen. Sie bekommen täglich ein auch zweymal zu essen, gewöhnlich einen Saubohnen-Brei, den sie verabscheuen, gekochten Reis und Yams, oder eine Suppe von Mehl, Wasser, Palmöl und Pfeffer, selten ein wenig Fleisch. Wollen sie lieber verhungern, als sich von den Ihrigen trennen lassen, so zwingt man sie mit glühenden Kohlen oder geschmolznem Blei, das man auf den nackten Körper tröpfelt, zum Genuß. Auf der ganzen Reise sind die armen Neger vielem Ungemache ausgesezt. Dicht an einander gepackt, so daß sie kaum zum liegen, geschweige denn zum aufrecht stehen Raum haben, vom Mangel an frischer Luft gequält, von der Seekrankheit überfallen, von den Ketten wund gerieben, sitzen sie traurig und niedergeschlagen beisammen, und zürnen mit dem Geschick, das sie auf ewig von allen denen entfernt, die ihnen in diesem Leben lieb und theuer gewesen sind, und in das Land jenseit des Mee-

deckten Platze einige Ellen hoch, und läßt eine Weile trommeln und blasen, erhebt sich und schießt einen Pfeil in die Luft. Fällt nun an dem Tage wirklich Regen, so ist alles voller Freude. Indeß trägt der Monarch die Herabzauberung des Regens auch oft einem Minister auf, der wohlweislich die Ceremonie nicht eher beginnt, bis er Regenwolken sieht. — Der Monarch hat wohl über 100 Frauen, die auf einem besondern Platze wohnen, dem sich bei Todesstrafe keine Mannsperson nähern darf. Seine Söhne gelangen nie zur Regierung, sondern er ernennt bei seinen Lebzeiten einen Minister, der nach seinem Tode das Reich bis zur Wahl eines neuen Regenten verwaltet. Können die Wahlherren, Minister und Prinzen nicht einig werden, so bleibt der Thron zuweilen lange unbesetzt. Die königliche Gewalt ist uneingeschränkt, wird aber von den Statthaltern oft geschmälert. Die Minister theilen sich in die Staatsgeschäfte; der eine besorgt die auswärtigen Angelegenheiten, der andere das Kriegswesen, und ist zugleich General en chef; der dritte hat das Policey- und Handelsfach, und der vierte ist Aufseher über Gewässer und Wälder. Aber diese Minister und Vollzieher der königlichen Urtheile haben keine Büreaux, können weder lesen noch schreiben, machen alle Geschäfte, wie sie vorkommen, auf der Stelle ab, und nehmen solche Sclaven in Dienst, deren Schlauheit ihnen bei ihrer Amtsführung unentbehrlich ist. Die Statthalter der Provinzen und Städte, und die Dorfschulzen treiben die Geschenke mit vieler Strenge ein, die jeder Unterthan nach seinem Vermögen dem Könige geben muß. Er, der Monarch, hält alle Tage einige Stunden Rathsversammlung, die ihm vorgetragenen Processe abzumachen. Hier werden die Urtheile nicht nach geschriebenen Gesetzen abgefaßt, denn diese sind in allen Negerländern unbekannt, sondern

nach dem Herkommen. Mörder und Giftmiſcher beſtraft man mit dem Tode, und ein Theil ihres Vermögens fällt an die Erben des Getödteten. Diebſtahl, Ehebruch und Beleidigung eines Prinzen oder Miniſters ſtraft man mit Sclaverei. Kann der Angeklagte nicht durch Zeugen und andere Beweiſe überführt werden, ſo muß er ein Waſſer trinken, worin man etwas von der Urintreibenden und betäubenden Wurzel Imbondo geſchabt hat, und ſpricht ihn frei, wenn er binnen einer kleinen Friſt uriniren kann; erklärt ihn aber für ſchuldig, wenn jene Folge ausbleibt und er vom Schwindel ergriffen zu Boden fällt. Dann ſtürzt alles über ihn her, und ſchlägt ihn todt. Man bedient ſich auch ſtatt der Waſſer- einer Feuerprobe. Der Beſchuldigte muß nehmlich einen glühenden eiſernen Ring aus einem Topfe greifen; beſchädigt er ſich nicht, ſo iſt ſeine Unſchuld erwieſen, im Gegentheil aber folgt Strafe; und ſo giebt es noch mehrere Unſchuldsproben, wobei aber eben ſo gut Betrügereien vorfallen, als bei den Deutſchen im Mittelalter.

In Loango ſollen auch ſchwarze Juden zerſtreut wohnen, die ein negerähnliches Äußere haben, vielleicht von den habeſhiniſchen Falaſhs oder von portugieſiſchen Juden abſtammen, Handel treiben, den Sabbath ſo ſtreng feiern, daß ſie nicht einmal den Mund zum ſprechen aufthun, von den Negern aber verachtet werden, und eigne Begräbnißplätze haben, auf welchen aufgemauerte mit Ebräiſchen Characteren bezeichnete Gräber zu ſehen ſind. Doch wird die Exiſtenz dieſer Juden von vielen bezweifelt.

Öſtlich von Nieder-Guinea wohnen verſchiedene Völkerſchaften, die, ſo wie ihre Länder, den Europäern wenig bekannt ſind. Vor allen merken wir uns die nordöſtlichen Anzichi, die ſich bis an die

deckten Platze einige Ellen hoch, und läßt eine Weile trommeln und blasen, erhebt sich und schießt einen Pfeil in die Luft. Fällt nun an dem Tage wirklich Regen, so ist alles voller Freude. Indeß trägt der Monarch die Herabzauberung des Regens auch oft einem Minister auf, der wohlweislich die Ceremonie nicht eher beginnt, bis er Regenwolken sieht. — Der Monarch hat wohl über 100 Frauen, die auf einem besondern Platze wohnen, dem sich bei Todesstrafe keine Mannsperson nähern darf. Seine Söhne gelangen nie zur Regierung, sondern er ernennt bei seinen Lebzeiten einen Minister, der nach seinem Tode das Reich bis zur Wahl eines neuen Regenten verwaltet. Können die Wahlherren, Minister und Prinzen nicht einig werden, so bleibt der Thron zuweilen lange unbesetzt. Die königliche Gewalt ist uneingeschränkt, wird aber von den Statthaltern oft geschmälert. Die Minister theilen sich in die Staatsgeschäfte; der eine besorgt die auswärtigen Angelegenheiten, der andere das Kriegswesen, und ist zugleich General en chef; der dritte hat das Policey- und Handelsfach, und der vierte ist Aufseher über Gewässer und Wälder. Aber diese Minister und Vollzieher der königlichen Urtheile haben keine Büreaux, können weder lesen noch schreiben, machen alle Geschäfte, wie sie vorkommen, auf der Stelle ab, und nehmen solche Sclaven in Dienst, deren Schlauheit ihnen bei ihrer Amtsführung unentbehrlich ist. Die Statthalter der Provinzen und Städte, und die Dorfschulzen treiben die Geschenke mit vieler Strenge ein, die jeder Unterthan nach seinem Vermögen dem Könige geben muß. Er, der Monarch, hält alle Tage einige Stunden Rathsversammlung, die ihm vorgetragenen Processe abzumachen. Hier werden die Urtheile nicht nach geschriebenen Gesetzen abgefaßt, denn diese sind in allen Negerländern unbekannt, sondern

nach dem Herkommen. Mörder und Giftmiſcher beſtraft man mit dem Tode, und ein Theil ihres Vermögens fällt an die Erben des Getödteten. Diebſtahl, Ehebruch und Beleidigung eines Prinzen oder Miniſters ſtraft man mit Sclaverei. Kann der Angeklagte nicht durch Zeugen und andere Beweiſe überführt werden, ſo muß er ein Waſſer trinken, worin man etwas von der Urintreibenden und betäubenden Wurzel Imbondo geſchabt hat, und ſpricht ihn frei, wenn er binnen einer kleinen Friſt uriniren kann; erklärt ihn aber für ſchuldig, wenn jene Folge ausbleibt und er vom Schwindel ergriffen zu Boden fällt. Dann ſtürzt alles über ihn her, und ſchlägt ihn todt. Man bedient ſich auch ſtatt der Waſſer- einer Feuerprobe. Der Beſchuldigte muß nehmlich einen glühenden eiſernen Ring aus einem Topfe greifen; beſchädigt er ſich nicht, ſo iſt ſeine Unſchuld erwieſen, im Gegentheil aber folgt Strafe; und ſo giebt es noch mehrere Unſchuldsproben, wobei aber eben ſo gut Betrügereien vorfallen, als bei den Deutſchen im Mittelalter.

In Loango ſollen auch ſchwarze Juden zerſtreut wohnen, die ein negerähnliches Äußere haben, vielleicht von den habeſhiniſchen Falaſhs oder von portugieſiſchen Juden abſtammen, Handel treiben, den Sabbath ſo ſtreng feiern, daß ſie nicht einmal den Mund zum ſprechen aufthun, von den Negern aber verachtet werden, und eigne Begräbnißplätze haben, auf welchen aufgemauerte mit Ebräiſchen Characteren bezeichnete Gräber zu ſehen ſind. Doch wird die Exiſtenz dieſer Juden von vielen bezweifelt.

Öſtlich von Nieder-Guinea wohnen verſchiedene Völkerſchaften, die, ſo wie ihre Länder, den Europäern wenig bekannt ſind. Vor allen merken wir uns die nordöſtlichen Anzichi, die ſich bis an die

Nubiſche Wüſte ausbreiten ſollen, kriegeriſch, barbariſch, und ſo gute Bogenſchützen ſind, daß ſie 28 Pfeile hinter einander abſchießen können, ehe der erſte auf die Erde fällt. Sie führen auch eine Streitaxt, womit ſie geſchickt die Pfeile auffangen und ihre Feinde bekämpfen. Behende und gewandt, klettern ſie mit den Gemſen um die Wette, ſind ohne Furcht, ehrlich, treu, verfertigen gute Pflanzenzeuge, beſchneiden ſich, kerben ſchon in der Kindheit das Geſicht ein, ſtehen unter einem Könige, der noch über andere Fürſten gebietet, bringen zuweilen Sclaven aus ihrem Lande und aus Nubien, auch Zeuge und Elfenbein nach Congo, und tauſchen dagegen Salz, Kauris und Europäiſche Waaren ein. Die Gemeinen tragen nur einen Gürtel und flechten das Haar; aber die Vornehmen kleiden ſich in Seide und Tuch und bedecken den Kopf, und die Weiber ſind vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckt. — Südlich von ihnen wohnen

Die Giagues, Gagas, Jaggas oder Schaggas, eine kriegeriſche, nomadiſche Nation, die ſich erſt mit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in Nieder-Guinea hat ſehen laſſen. Sie kennen kein Brod, haben auch kein anderes als erbeutetes Vieh. Ihre gewöhnlich mit mehreren tauſend Mann beſetzte Läger ſind mit Bäumen verſchanzte Kreiſe, die zwölf Ausgänge haben, wovon jeder unter einem beſondern Aufſeher ſteht, und ſind unter dazu beſtellten Officieren in 7 Quartiere getheilt, in den Vor- und Nachtrapp, in die beiden Flügel, in das Centrum, und in zwey Plätze für die Bagage und Lebensmittel. In der Mitte ſtehn die Wohnungen für den Oberanführer, deſſen Familie und Sclaven. Der nächſte nach ihm iſt der Golambolo (Gardecapitain), der ſich durch die größte Kühnheit und Grauſamkeit auszeichnen muß, und die Befehle zum Marſch, zum Auf- und Abſchlagen der Läger

ertheilt. Der Oberbefehlshaber, der zugleich Oberprieſter iſt, indem er den Götzen opfert und ſie um Rath frägt, muß der Tapferſte und ſtreng gegen ſeine Untergebene ſeyn, denn der Muthloſe oder Flüchtling wird geſchlachtet und geſpeiſet. Er ziert das geflochtene Haar und den Hals mit Muſchelketten, den Unterleib mit einem Gürtel von Straußeneiern, die Mitte des Leibes deckt ein feines Palmenzeug; queer über der Naſe und in den Ohren ſteckt ein Stück Kupfer, der Leib iſt figurenmäßig eingekerbt, wird täglich mit Menſchenfett eingerieben und roth und weiß angeſtrichen. Zwanzig bis dreyßig Weiber tragen ihm Bogen, Pfeile und Becher nach, und wenn er trinkt fallen ſie nieder und freuen ſich. Die Giagues ſind ſchwarz, groß und ſtark, haben ein wildes Anſehn, tragen Bogen, Äxte und lederne Schilde, fechten herzhaft und zu Fuß, locken den Feind in Hinterhalte, ſuchen zu den Vorpoſten immer die entſchloſſenſten und bravſten aus, theilen ihre Heere in mehrere Corps, und verwüſten alles wo ſie hinkommen. Sie ſind die abſcheulichſten Menſchenfreſſer; fehlt ihnen das Fleiſch der Feinde, ſo verzehren ſie geſtorbene oder erſchlagene Sclaven, und ſaufen das Blut. Weiberfleiſch aber wird nicht angerührt, denn die ſchönſten werden geopfert oder mit den verſtorbenen Männern begraben. Die Weiber putzen ſich ſehr, auch mit dem Ausziehen von vier Zähnen. Jedes neugeborne Kind wird lebendig begraben, denn die Nation ergänzt ſich aus erbeuteten Knaben und Mädchen, die man zu künftigen Kriegern erzieht. Der Jüngling wird dann erſt als Mann erkannt, wenn er den Kopf eines Kindes gebracht hat. Opfer und andere Ceremonien ſind immer der Anfang großer Unternehmungen, und es wird dem Fetiſch vor Sonnenaufgang dargebracht. Dann ſteht auf jeder Seite des ſitzenden Generals ein Zauberer, und umher wohl 50 Weiber

mit Zebraschwänzen, die sie singend bewegen, und hinter ihnen ertönt eine kriegerische Musik. In der Mitte befindet sich über einem großen Feuer ein irrdener Topf mit weißem Pulver, womit die Zauberer einige Theile ihres Leibes unter verschiedenen Ceremonien und Hersagung gewisser Formeln bestreichen. Das alles dauert bis Sonnenuntergang. Dann überreichen sie dem General eine Axt und fordern ihn zur Tapferkeit auf. In dem Augenblick haut er einen vorgeführten Knaben und vier Männer nieder, und befiehlt 10 Kühe und halb so viel Ziegen und Hunde zu schlachten, deren Blut ins Feuer gespritzt, das Fleisch aber verzehrt wird. Die Zauberer oder Priester, welche zugleich Ärzte und Gesetzverständige sind, verkaufen Recepte gegen alle nur mögliche Übel. Die Giagues sind zwar höflich und gut gegen einander, aber Kranke lassen sie hülflos. Der Verstorbene wird gewaschen, frisirt, gesalbt und angekleidet, in ein unterirrdisches Gewölbe auf einen Stuhl gesetzt, und zwey seiner Weiber mit zerquetschten Armen daneben. Wer sich aber ums Vaterland verdient gemacht hat, wird, wenn er stirbt, in einen hölzernen Sarg gelegt, den man mit Häuten, Tuch und auch wohl mit silbernen Leisten deckt. Diese Särge gehören zu ihren Fetischen.

Östlich von Loango sollen die Matimbas oder Bake-Bake wohnen, ein Zwergvolk, nicht größer als zwölfjährige Kinder, und dabei sehr dick. Sie leben von der Jagd, wozu beide Geschlechter Bogen und Pfeile haben, und sind einem Fürsten tributair, der 8 Tagereisen von Magumba wohnt und Manikesok heißt.

Nördlich von diesen innerafrikanischen Völkerschaften, nördlich vom Äquator zwischen Guinea, Sahara, Nubien, Habesh und Senegambien liegt

Sudan oder Nigritien,

ein weitläuftiger uns noch sehr unbekannter Theil von dem innern Afrika, der fast aus lauter Negerstaaten besteht, und von dem Steppenflusse Niger oder Joliba den Namen führt. Dieser sehr beträchtliche Fluß entspringt vermuthlich an der östlichen Grenze von Bambuc auf einem hohen Bergrücken, trägt nach einem kurzen Laufe schon große Fahrzeuge, verstärkt sich durch einige Flüsse, geht von Westen nach Osten, läßt einen Arm nach Tombuctu aus, geht selbst nach Houssa, und verliert sich vermuthlich in einen großen See südwestlich von Burnu. In der Regenzeit schwillt er an, erreicht im August die größte Höhe, und befruchtet durch Überschwemmungen die Felder. Noch weniger kennen wir den Sclavenfluß, südlich von Cashna, dessen Lauf nach Abend gerichtet ist. Bei dieser Stadt ist er so reißend, daß man ihn nicht befahren kann, und 25 Meilen weiter gen Süden hat er solche Breite, daß die auf der dortigen Insel wohnenden Überfahrer den Ruf vom Ufer nicht hören können. Er ist sehr fischreich und tritt in der Regenzeit ebenfalls aus.

Die Producte von Sudan sind die der heißen Zone. Die Waldungen dehnen sich weit und breit aus, und sind mit mancherlei wilden Thieren angefüllt. Die Viehzucht ist fast überall ansehnlich, nur Kameele fehlen vielen Gegenden. Die Gemeinen backen Brod und kochen Wein aus Dora (kleinem Mais). Die Städter bauen viel Gartengewächse, worunter die Zwiebeln, Gurken, Melonen eine außerordentliche Größe erreichen. Palmen, Baumwolle, Sennesblätter und Gold gehören zu den Hauptproducten; aber an Salz fehlt es so sehr, daß man im Innern ein Pfund mit einem halben Ducaten bezahlt, und es nicht auf den Tisch setzt, sondern zu dem Brodte leckt, indem man ein Stück

chen in die Hand nimmt. — Wir wollen die Reiche von Osten nach Westen bereisen.

Beghârmi liegt nach Habesh zu, hat schwarze Einwohner, aber keine Neger. Sie sind streitbare Muhamedaner, führen mit den benachbarten heidnischen Völkern Kriege, und verkaufen die Sclaven nach Burnu. — Das nahe Andam wird von Christen bewohnt, die man für gute Menschen hält; nicht so die Jemjem, welche Menschen fressen sollen. — Gaoga, welches an Nubien grenzt, hat barbarische, unwissende, nackende Einwohner, die sich aus Zweigen und Laubwerk Hütten aufschlagen, Viehzucht, und von der Hauptstadt aus Handel treiben, sich zur muhamedanischen Religion bekennen, und von einem Fürsten beherrscht werden. — Cucu ist ein bergigtes, unzugängliches, und von Christen bewohntes Land, die mit ihren Nachbarn keine Verbindungen unterhalten. — Westlich von Gaoga liegt Burnu, ein großes, zum Theil bergiges Reich, wo die Hitze in der Regenzeit unmäßig, von der Mitte des Octobers bis April aber die Luft milde und rein ist. Die zahmen Thiere sind beständig im Freien, und auf den nördlichen Gebirgen von Tibesti, vielleicht auch in andern Gegenden, ziehen die Hirten mit ihren Zelten umher. Kameele, Pferde, Esel und Maulthiere sind die gewöhnlichen Lastthiere. Die Wälder und Wüsten beherbergen die Afrikanischen wilden, reißenden und giftigen Thiere. Zu dem eßbaren Wilde aber zählt man Antilopen, Rephühner, Enten, und auf den Höfen hält man Perlhühner. Wachs findet man so häufig, daß es unter dem Werthe verkauft wird. Der Feldbau, dessen Gegenstände indianisches Korn, Mais, Reis, Saubohnen, weniger Weizen und Gerste sind, und der nebst der Viehzucht ziemlich weit gediehen ist, giebt Männern und Weibern Beschäftigung; jene furchen mit einer Hacke, diese

säen.

säen. An Baumwolle, Hanf, Indigo und edlen Früchten fehlt es nicht. Gold aber ist ein Hauptproduct, doch darf es nur mit bezahlter Erlaubniß des Königs gesucht werden. Dies geschieht in der nassen Jahreszeit. In der Provinz Dombu liefern einige von der Bilmawüste umgebene Seen ein gutes Salz. Die Einwohner verfertigen grobe hänfene Leinwand, Kattun und Musseline, welche mit Indigo gefärbt den ostindischen vorgezogen werden; Pferdedecken, wollene und härene Zelte für die Armee, und Goldschmiedearbeit. Sie bauen die Häuser im ganzen Lande nach einerlei Geschmack, nehmlich viereckig, so daß sie einen Hof einschließen. Neben dem Hause ist ein anderer ummauerter Hof für die Hausthiere. Die Mauern bestehen aus Steinen und Theer, oder aus Erde und Sand, die Dächer aus Palmzweigen und Erde, und das Ganze wird weiß übertüncht. In einer gemeinen Wohnung sieht man höchstens eine Schlafmatte, einen irdenen Topf, eine Pfanne, ein paar hölzerne Schüsseln und Schalen, einen Teppich, eine Lampe, selten einen kupfernen Kessel. Der Vornehme besitzt lederne mit Wolle gestopfte Kissen, metallene Geräthe, Leuchter zu Wachslichtern und schöne Teppiche. Nur der Arme geht nackt bis auf einen Gürtel; die mehresten tragen blaue baumwollene Hemden, rothe Mützen oder weiße Turbans; die Vornehmsten zeichnen sich durch goldne Nasenringe aus. Ihre Religion ist die muhamedanische und heidnische. Die Muhamedaner sind tolerant und die Heiden Fetischdiener. Die Sitten des Volks haben sich durch das Verkehr mit Nordafrika sehr gemildert, dem sie Gold, Salz, Zibeth, Straußfedern und Sclaven überlassen. Die Stelle des geprägten Geldes vertreten Goldstaub und Kauris. Man hört in Burnu über dreißig Sprachen, worunter aber die arabische die vornehmste ist, auch wird mit arabischen Buchstaben geschrieben. Der von

drey alten und klugen Männern aus den Söhnen des Verstorbenen gewählte Sultan bekommt nur zwey Drittel der Ländereien und des übrigen Vermögens seines Vaters, damit seine Geschwister mit dem letzten Drittel versorgt werden können. Unterdeß die drey Alten in einem bewachten Zimmer ungestört über den würdigsten Thronfolger berathschlagen, werden die Prinzen getrennt von einander eingeschlossen. Die Alten führen den Erwählten zur Leiche seines Vaters und ermahnen ihn den Tugenden desselben zu folgen, und seine Fehler zu vermeiden, worauf er unter Jubelgeschrei des Volkes nach dem Pallaste zurückgeführt wird. Seine Brüder sind die ersten, die ihm durch einen Fußfall und Handkuß huldigen. Wer aber unter ihnen der Untreue verdächtig ist, verliert auf immer seine Freiheit oder sein Leben, und doch gelingt es zuweilen einem oder dem andern, sich einen Anhang zu verschaffen, um einen bürgerlichen Krieg zu erregen. Die Ausgaben bestreitet der Sultan von den Einkünften seiner Domainen und von den Abgaben des Volks. Sein Harem zählt oft 500 Weiber, außer vier gesetzmäßigen Frauen, und sein Marstall eben so viel Pferde. Er setzt die Statthalter ein, fällt die Urtheile und läßt sie vom Kadi vollziehen. Die Armee, welche größtentheils aus Reiterei besteht, ist mit Säbeln, Lanzen, Bogen und Schilden bewaffnet. — Die Hauptstadt Burnu, die mit Fezzan handelt, liegt 50 Tagereisen von Murfuk südöstlich, und 25 vom Nil, auf einer Fläche am Antilopenfluß, ist nicht durchaus regelmäßig gebaut, hat fast 10000 Einwohner, mehrere Märkte, Moscheen und Schulen, worin der Koran gelehrt wird, ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben, und hat sieben Thore, die des Abends verschlossen werden. Der ummauerte, sehr große königliche Pallast liegt am Ende der Stadt. — Außerdem sind noch einige andere

Orte von Belang, als das südliche Karne, das südöstliche Mathan; und die nördlichen Städte Kanem und Dombu auf dem Wege nach Temissa.

Das Reich Cashna oder Afnu, westlich von Bornu und Zanfara, ist ebenfalls groß und kommt fast in allen Stücken mit Bornu überein, baut aber mehr Baumwolle und Reis, hat mehr Gold und weniger starken Regen. Ein eigenes Product ist Bischna, eine Art Mais. Die gemeinen Leute sind zwar nicht so gesittet, als die in Bornu, lassen aber Reisende in Frieden ziehen. Die mehresten sind arm, betragen sich niedrig, und wohnen in Hütten und Zelten. Die Hauptstadt Cashna, unter 16° 20′ nördlicher Breite, etwa 2 Monatsreisen von Mursuk, ist groß, so gebaut wie Bornu, und die Grenze des Weinbaus und der Kameelzucht, denn man findet beides nicht weiter gen Westen. Sie ist die Hauptniederlage des Handels zwischen Fezzan und den südlichern Negerländern, und die Residenz des Sultans, der auf ähnliche Art wie in Bornu gewählt wird, wenn nicht die ummauerte große Stadt Zanfara diesen Vorzug besitzt. Das gleichnamige Königreich, worin sie ligt, soll einen Überfluß an Lebensmitteln und Baumwolle, aber auch fast immerwährende innere Unruhen haben, die das Durchreisen sehr unsicher machen. — Man hält das große, ummauerte, ziemlich regelmäßig angelegte und mit zierlichen Häusern versehene Agades, nördlich von Cashna auf dem Wege nach Mursuk, für die größte Handelsstadt dieses Reichs. Die Kaufleute, welche sich theils zur Fortschaffung des Trinkwassers durch die Wüsten, theils zur Vertheidigung gegen Räuber viel Sclaven halten müssen, sind mehrentheils Ausländer. Die Einwohner sind unter allen Negern die arbeitsamsten, und gegen Fremde die freundschaftlichsten. Sie

drey alten und klugen Männern aus den Söhnen des Verstorbenen gewählte Sultan bekommt nur zwey Drittel der Ländereien und des übrigen Vermögens seines Vaters, damit seine Geschwister mit dem letzten Drittel versorgt werden können. Unterdeß die drey Alten in einem bewachten Zimmer ungestört über den würdigsten Thronfolger berathschlagen, werden die Prinzen getrennt von einander eingeschlossen. Die Alten führen den Erwählten zur Leiche seines Vaters und ermahnen ihn den Tugenden desselben zu folgen, und seine Fehler zu vermeiden, worauf er unter Jubelgeschrei des Volkes nach dem Pallaste zurückgeführt wird. Seine Brüder sind die ersten, die ihm durch einen Fußfall und Handkuß huldigen. Wer aber unter ihnen der Untreue verdächtig ist, verliert auf immer seine Freiheit oder sein Leben, und doch gelingt es zuweilen einem oder dem andern, sich einen Anhang zu verschaffen, um einen bürgerlichen Krieg zu erregen. Die Ausgaben bestreitet der Sultan von den Einkünften seiner Domainen und von den Abgaben des Volks. Sein Harem zählt oft 500 Weiber, außer vier gesetzmäßigen Frauen, und sein Marstall eben so viel Pferde. Er setzt die Statthalter ein, fällt die Urtheile und läßt sie vom Kadi vollziehen. Die Armee, welche größtentheils aus Reiterei besteht, ist mit Säbeln, Lanzen, Bogen und Schilden bewaffnet. — Die Hauptstadt Burnu, die mit Fezzan handelt, liegt 50 Tagereisen von Mursuk südöstlich, und 25 vom Nil, auf einer Fläche am Antilopenfluß, ist nicht durchaus regelmäßig gebaut, hat fast 10000 Einwohner, mehrere Märkte, Moscheen und Schulen, worin der Koran gelehrt wird, ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben, und hat sieben Thore, die des Abends verschlossen werden. Der ummauerte, sehr große königliche Pallast liegt am Ende der Stadt. — Außerdem sind noch einige andere

Orte von Belang, als das südliche Karne, das südöstliche Mathan; und die nördlichen Städte Kanem und Dombu auf dem Wege nach Temissa.

Das Reich Cashna oder Afnu, westlich von Bornu und Zanfara, ist ebenfalls groß und kommt fast in allen Stücken mit Bornu überein, baut aber mehr Baumwolle und Reis, hat mehr Gold und weniger starken Regen. Ein eigenes Product ist Bischna, eine Art Mais. Die gemeinen Leute sind zwar nicht so gesittet, als die in Bornu, lassen aber Reisende in Frieden ziehen. Die mehresten sind arm, betragen sich niedrig, und wohnen in Hütten und Zelten. Die Hauptstadt Cashna, unter 16° 20′ nördlicher Breite, etwa 2 Monatsreisen von Mursuk, ist groß, so gebaut wie Bornu, und die Grenze des Weinbaus und der Kameelzucht, denn man findet beides nicht weiter gen Westen. Sie ist die Hauptniederlage des Handels zwischen Fezzan und den südlichern Negerländern, und die Residenz des Sultans, der auf ähnliche Art wie in Bornu gewählt wird, wenn nicht die ummauerte große Stadt Zanfara diesen Vorzug besitzt. Das gleichnamige Königreich, worin sie ligt, soll einen Überfluß an Lebensmitteln und Baumwolle, aber auch fast immerwährende innere Unruhen haben, die das Durchreisen sehr unsicher machen. — Man hält das große, ummauerte, ziemlich regelmäßig angelegte und mit zierlichen Häusern versehene Agades, nördlich von Cashna auf dem Wege nach Mursuk, für die größte Handelsstadt dieses Reichs. Die Kaufleute, welche sich theils zur Fortschaffung des Trinkwassers durch die Wüsten, theils zur Vertheidigung gegen Räuber viel Sclaven halten müssen, sind mehrentheils Ausländer. Die Einwohner sind unter allen Negern die arbeitsamsten, und gegen Fremde die freundschaftlichsten. Sie

ſammlen auf den nahen Bergen viel Sennesblätter, welche die Fezzaner zur Ausfuhr nach Europa aufkaufen, und in den Wüſten Manna, woraus man einen wohlſchmeckenden Trank bereitet, der ſo manche Krankheit in dieſem ungeſunden Klima abhält. Jährlich holen Karavanen von 1000 Kameelen durch grauſende Wildniſſe aus Burnu Salz. Zwiſchen Zanfara und Fezzan liegt der reiche Handelsort Tuarik, deſſen Sclavenhändler mit Ägypten und Barkan in Verbindung ſtehen.

Cano, ein großes Reich am Niger, 96 Meilen weſtlich von Agades, iſt gewiſſermaßen dem Könige von Tombut zinsbar, und hat viel Wüſteneien und waldige Gebirge. Die Einwohner treiben Landbau und Viehzucht, und haben an den wildwachſenden Citronen und Limonien ein herrliches Labſal. Die Hauptſtadt Cano hat Mauern und Häuſer von Holz und Erde, und höfliche Einwohner, worunter ſich gute Handwerker und reiche Kaufleute befinden.

Guber iſt von hohen Bergen umgeben. Die Einwohner dieſes ebenfalls von Tombut abhängigen Landes nähren ſich von der Viehzucht, dem Landbau und Handwerken, und verhandeln ihre Waaren nach Tombut und Gago. Der bevölkertſte Ort hat 6000 Häuſer, und viele in- und ausländiſche Kaufleute. — 70 Meilen gen Weſten, und durch eine waſſerloſe 10 Meilen lange Wüſte davon getrennt, liegt

Das Reich Gago mit der gleichnamigen Stadt, welche offen und weitläuftig, aber ſchlecht gebaut iſt, die königlichen und die Häuſer der Vornehmen ausgenommen. Die Kaufleute bereichern ſich durch den Handel mit Negern, die von allen Seiten hieher kommen, um Europäiſche und Nordafrikaniſche Waaren zu kaufen. Brod, Reis und Fleiſch kann man im Überfluſſe haben, aber außer Melonen, Citronen und Kürbiſſe keine andern Früchte. Sclaven beiderlei Geſchlechts werden

öffentlich verkauft; aber nichts ist seltener und theurer als Salz. Der König hält ein großes Harem, das Verschnittene bewachen, eine Garde zu Pferde und zu Fuße, und viel Beamte, zieht auch ansehnliche Einkünfte, denn die Landleute, die im Winter in Pelzen, im Sommer fast unbedeckt gehen, müssen so viel Abgaben erlegen, daß sie kaum das Nöthige behalten. — Noch westlicher liegt

Das Reich Tombuctu oder Tombut, das an Lebensmitteln, Hausthieren und Gold einen Überfluß, an Salz aber Mangel hat, das eines Theils von dem nördlichen Tegazza geholt wird. Das Gold zieht alle Jahre Karavanen aus Ägypten, Fezzan, Fez, Marocco und andern Orten hieher, welche Salz, Taback, seidene, leinene und wollene Zeuge, und Europäische Waaren einführen, unter andern für 12000 Rthlr. Glaskorallen, und für 10000 Rthlr. Papier. Dagegen holen sie etwa 1000 Mark Gold, an 9000 Sclaven, für 15090 Rthlr. Sennesblätter, 3000 Centner Datteln, Elfenbein ic. Die Einfuhr schätzt man zu 62000 die Ausfuhr zu 1,790000 Rthlr. Die Hauptstadt Tombut, die vielleicht den emigrirten Karthagern, bei und nach der Zerstörung ihrer Stadt durch die Römer, ihre Entstehung zu verdanken hat, liegt 100 Meilen nordwestlich von Gago, 60 Tagereisen von Marocco, wahrscheinlich unter 19° 4′ nördlicher Breite und 17° der Länge, an einem Arm des Nigers, hat keine Mauern, 25000 Einwohner, und elende Häuser von Lehm und Stroh, außer den Tempeln und dem königlichen Pallast, die von Steinen aufgeführt sind. Es halten sich in derselben viel Künstler, Weber und Kaufleute auf. Ungeprägte Goldstücke und Kauris sind die Landesmünze. Der König ist ungemein reich, mächtig, hält einen prächtigen Hofstaat und ein starkes Heer, wobei 3000 Mann beritten sind. Die Pfeile werden vergiftet. Mit den

Nachbarn, so wie mit den Tribut verweigernden Unterthanen entstehen öfters Kriege, in welchen man Gefangene zu machen sucht, um sie als Sclaven verkaufen zu können. Die Juden stehen unter einem harten Drucke. Jeder verständige Mann wird übrigens geschätzt; Richter, Priester und Lehrer bekommen gutes Gehalt, und die aus der Berberei eingeführten Handschriften finden guten Absatz, denn man beschäftigt sich auch mit der Lectüre.

Östlich von Tombut liegt Houssa, eine ansehnliche, schon ziemlich cultivirte, eingeschränkte Monarchie, in der nach geschriebenen Gesetzen Prozesse entschieden werden, und das Eigenthum unter der Aufsicht erblicher Beamten steht, die gewissenhaft verfahren müssen. Die Ehrlichkeit der hiesigen Kaufleute wird sehr gelobt. Die Einwohner zeichnen sich durch viele Geschicklichkeiten vor andern Afrikanern aus, so z. B. ist die Schreibekunst etwas gewöhnliches, und Eisen verstehen sie mehr zu stählen als die Europäer, so daß ihre Feilen sogar vor den Englischen den Vorzug haben sollen. Auch die Frauenzimmer zeichnen sich durch eine Sitte aus, die zu den Afrikanischen Seltenheiten gehört: sie gehen in Gesellschaften. — Die Hauptstadt Houssa am Niger, soll zweymal so groß und noch einmal so volkreich seyn als London; sie müßte also beinahe 2 Millionen Menschen fassen. Zwischen Tombut und Houssa sind die Ufer des Nigers volkreicher, als die des Nils zwischen Cahira und Alexandrien.

Das Reich Bambarra ohnweit dem Ursprunge des Nigers hat gutmüthige, gastfreie Einwohner, die aber Sclaven des Königs und der Großen sind. Das Frauenzimmer zeichnet sich besonders durch Mildthätigkeit aus. Gold und Lebensmittel sind hier in Menge zu haben, daher sich ein Reisender mit seinem Pferde den ganzen Tag

mit 100 Kauris (kaum 4 Groschen) erhalten kann. Die Hauptstadt Jennie oder Sego liegt am Niger, ist groß und hat 30000 Einwohner. Nicht weit davon die Stadt Kabba in einer schönen Gegend, deren Einwohner aus den Nüssen des Sheabaumes eine Butter machen, die sich ungesalzen das ganze Jahr hält, und besser als Kuhbutter schmeckt, weshalb sie auch einen Hauptgegenstand der hiesigen Landwirthschaft und Handlung ausmacht. Dieser nicht sonderlich hohe Baum zeichnet sich durch seine gegitterte, schwammige Rinde, durch die Büschel langer, zungenförmiger Blätter, die an den Spitzen der Zweige sitzen, und durch seine Früchte aus, welches kleine Nüsse sind, deren getrocknete Kerne durch kochen jene Butter geben. Südlich herunter, hinter Senegambien und nach Ober-Guinea zu, wo hohe Berge, enge Thäler, weitläuftige Waldungen und Moräste mit einander abwechseln, befinden sich noch mehrere Reiche, theils Monarchien, theils Republiken, durch welche, wie man sagt, sicher zu reisen ist. Man bedient sich zum Fortkommen und Lasttragen der Maulthiere, Esel und kleiner Pferde. Unter diesen Reichen steht Gondscha, von Susoern bewohnt, durch die gleichnamige Hauptstadt in Verbindung mit andern Ländern Sudans, mit Fezzan, Tripolis und Ober-Guinea. — Das südöstliche

Degombah, Tjemba oder Kassenti, hat einen Überfluß an Gewächsen, Hausthieren und Gold. Die Einwohner, theils Muhamedaner, theils Heiden, leben verträglich neben einander; diese gehen bis auf einen Streifen um den Leib nackend, jene tragen einen Turban und ein baumwollenes Hemde, beide aber treiben Ackerbau und Viehzucht, weben baumwollene Zeuge, bereiten und färben Ziegenfelle gelb und roth, zähmen Elephanten, wohnen eines Theils in Zelten von Thierhäuten, andern Theils in Hütten von Baumzweigen, die Dörfer

und Städte bilden, worunter einige groß und ummauert sind. Aus Furcht von Menschenräubern, besonders von den Aminas überfallen zu werden, pflegen die mehresten Haus und Hof mit Mauern zu umgeben und die Thore verschlossen zu halten, denn das Land giebt große, starkgegliederte Sclaven. Mit dem Bombra führen die Einwohner oft Kriege. Jene verkaufen die gefangenen Degombaher an die Aminas, und diese an die Europäer auf der Goldküste. Ein solcher Sclaventransport bringt von Degombah an wohl ein halbes Jahr zu, ehe er die Küste erreicht; sonst aber reisen die Degombaher Kaufleute nach der Goldküste hin und zurück in 8 bis 9 Monaten. Kaufleute von Fezzan, Agades und Assiante handeln hieher. Letztere vereinigen sich in bewaffnete Karavanen zu 3 bis 4000 Mann, um vor Räubern desto sicherer zu seyn, und müssen auf ihrem Wege durch wasserarme Wüsten ziehen. Der Attábi oder König, dessen Macht nicht klein ist, denn er kann 100000 Mann aufbringen, residirt in der großen Stadt Gambaak.

Das Reich Melli grenzt östlich an Gago, und nördlich an Bambarena, hat ein so heißes Clima, daß fremde Kaufleute, die nicht daran gewöhnt sind, Krankheiten und wohl gar den Tod davontragen. Der Boden versorgt die Einwohner, welche Muhamedaner und unter allen Negern die höflichsten und gescheutesten sind, unter denen sich viel in- und ausländische Künstler und begünstigte Kaufleute befinden, mit Getreide, Vieh, Baumwolle und andere Nothwendigkeiten, um gut zu leben. Das Salz ist nur selten; man bekommt es durch Mauritsche Karavanen. Die Haupt- und Residenzstadt Melli von 6000 Häusern, bereichert das Land durch den Handel mit Tambut und Bambara. Mit einer andern Negernation treiben die Mellischen Kaufleute ein

ganz

ganz eigenes Verkehr. Den Überfluß an Salz bringen sie nehmlich zu einer bestimmten Zeit nach einem beiden Theilen wohl bekannten Orte, legen die Salzstücken in Reihen nieder, und kehren, nachdem jeder das seinige bezeichnet hat, eine halbe Tagereise zurück. Bald darauf kommen die Neger, die sich weder sehen noch sprechen lassen wollen, in Booten an, nehmen das Salz in Augenschein, legen zu jedem Haufen so viel Gold, als sie glauben daß er werth sey, und ziehen sich ebenfalls auf eine gewisse Weite zurück. Die Kaufleute erscheinen nun wieder, um zu sehen, ob ihnen die Menge des Goldes genüge. Ist das der Fall, so nehmen sie es und gehen mit Hinterlassung des Salzes nach Hause; haben aber die Neger zu wenig geboten, so lassen sie Gold und Salz liegen, und entfernen sich noch einmal, worauf die Neger entweder Gold zulegen, oder mit Wegnahme des zuerst Hingelegten den Handel abbrechen.

In der Nähe von Melli liegt das mit Städten, in welchen der Reisende gastfreie Aufnahme findet, nicht sparsam besetzte Reich Fula, dessen Länge von Osten nach Westen 70, und dessen Breite 40 Meilen beträgt. Die Stadt Laby, 40 Meilen von Cocundy, hat eine halbe Meile im Umfange, aber nur 5000 Einwohner. Die Haupt- und Residenzstadt Timbo, 14 Meilen östlicher, hat 7000 Einwohner und gut gebaute Häuser. Beide Städte arbeiten in Silber, Eisen, Holz und Leder, und weben schmale Zeuge. Fast kein Ort ist ohne Schulen; daher kann nicht allein beinahe jeder lesen, sondern die Vornehmen, deren Weiber oft einen silbernen Schmuck, 120 Rthlr. an Werth tragen, besitzen sogar theologische und juristische Bücher. Zum Vergnügen halten die Großen bisweilen Pferderennen. Die Einwohner sind Muhamedaner, aber nicht bigott, ob sie gleich alle religiöse Ceremonien beobachten und

täglich fünfmal beten. Der König regiert willkührlich, öffnet und sperrt die Handelswege und Märkte nach Gefallen, straft strenge, verkauft aber niemanden Schulden oder Verbrechen halber zum Sclaven, denn diese führen die Kriege herbei. Ohne Sclaven anbieten zu können, würden die Fulier keine Europäische Waaren erhalten. Macht man ihnen dieser Kriege und des Menschenhandels wegen Vorstellungen, so entschuldigen sie sich damit, daß sie nicht mit Leuten kriegten, die Gott dienen, und selbst der König gestand den Engländern, die ihn besuchten: er würde den Menschenhandel ganz aufheben, wenn er für Landesproducte, Flinten und Munition bekommen könnte, schenkte der Sierra Leona-Compagnie, welche die Aufhebung dieses Handels hauptsächlich beabsichtigt, seinen ganzen Beifall, und erbot sich, einem Europäer, der sich in seinem Lande anbauen wollte, mit allem Nothwendigen zu unterstützen. Der Gouverneur in Laby wollte seinen Sohn in England erziehen lassen, und der vornehmste dortige Priester bezeigte auch große Neigung mitzugehen. Ein Beweis mehr, daß die Neger im Innern sich von der Rohheit, wodurch andere sich auszeichnen, schon sehr entfernt haben, und daß sie fernere Ausbildung anzunehmen sehr geneigt sind. — Das Fulische Clima ist gut, aber nur der dritte Theil des Landes fruchtbar; das übrige ist steinig und trocken, oder Wieseland.

Westlich von Sudan bis an das Atlantische Meer, südlich von der Sahara, und nördlich von Ober-Guinea, an und zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, von denen es auch benannt worden ist, liegt in einer westlichen Ausdehnung von beinahe 300 Meilen in der nördlichen heißen Zone

das von mehrern Negernationen bewohnt wird, worunter die Mandingoer am Gambia, die Fulier am Senegal, die Jalofen zwiſchen beiden, die Flups ſüdlich vom Gambia, die Pappels, Serreren, Saracolets und Suſoer, die vornehmſten ſind, ſich in kleinere Völkerſchaften theilen, und mehr oder weniger mächtige Reiche errichtet haben.

Die Mandingoer, die im Reiche Galam beſonders zahlreich ſind, haben ſtarke Glieder, tiefliegende kleine Augen, ſpitzgefeilte Zähne, Bärte, eine nicht gar ſchwarze Farbe, und ſind im Ganzen häßlich. Sie machen ſich lothrechte Einſchnitte auf dem Geſichte. Faſt alle Neger haben als Nationalzeichen Einſchnitte in die Haut, beſonders die Vornehmen, die künſtlichere Figuren ſchneiden. Zuweilen unterſcheiden ſich auch die Familien der Neger durch beſondere Zeichen; indeß findet man ſie nicht bei allen Nationen. Am meiſten ſieht man ſie auf den Schläfen, an der Stirn oder auf den Backen, und die Schnitte ſind gerade, horizontal, rund, winklicht oder verſchieden gerichtet.

Die Mandingoer ſind liſtig, ſcharfſichtig, arbeitſam, ziemlich ehrlich und zuverläſſig, und zu Künſten und Wiſſenſchaften aufgelegt. Faſt jeder unter ihnen beſitzt gewiſſe Geſchicklichkeiten. Sie weben, färben, nähen, arbeiten in Leder und Eiſen; mehrere leſen, ſchreiben und rechnen ſehr gut, ſprechen ein verdorben Arabiſch, bedienen ſich der arabiſchen Buchſtaben, lehren auch dieſe Sprache in den Schulen, und bauen ihre Länder fleißig an. Sie bekennen ſich zur muhamedaniſchen Religion, und ihre Prieſter oder Marabuts, die als heilige Perſonen in großem Anſehen ſtehen und täglich Gottesdienſt halten, machen weite Reiſen ins innere Afrika, um Sclaven und Salz einzukaufen, welches ſie anderwärts wieder gegen Gold und Colanüſſe umtauſchen,

und ſuchen bei der Gelegenheit den Islam auszubreiten, indem ſie die Fetiſchdiener durch Nachgiebigkeit zu gewinnen ſuchen, und Schulen für Schreibe- und Leſeübungen errichten. In ihren Städten ſind öffentliche Moſcheen, von deren Thürmen das Volk zum Gebete berufen wird. Sie haſſen zwar die Chriſten, behandeln ſie aber doch gutmüthig genug, beſonders die Fremden. Allein der Muhamedanismus, welcher bis zum 12° ſüdlicher Breite Anhänger findet, iſt ſehr verſtümmelt, und man feiert kein anderes Feſt, als das Tabasque (Bairam), auf welchen eine Art Faſten, nach Neger-Sitte, folgt. Die mehrſten ſind auch nur dem Namen nach dieſer Religion zugethan, und haben keine Tempel. — Die Mandingoer haben einen ausgebreiteten Handel, durch welchen ſie aus dem innern Afrika Sclaven bekommen, von denen ſie viele den Europäern wieder ablaſſen. Ihre eigene, mehrentheils geborne Sclaven, welche die Zahl der Freien wenigſtens dreymal übertreffen, behandeln ſie ſo hart, daß öfters Empörungen erfolgen. Von ihrer Nation führen ſie keinen in die Sclaverei, außer Verbrecher; viele aber begeben ſich ihrer Freiheit von ſelbſt, um nicht zu verhungern.

Die Jalofen ſind die ſchwärzeſten unter allen Negern, ſchöner als die Mandingoer, und haben langes, wolliges Haar, eine länglichte, nicht platte Naſe, keine ungeſtaltete Lippen, und eine ſanfte, nicht durch Einſchnitte entſtellte Haut. Sie ſind groß und ſtark, von ſchlankem, proportionirten Wuchſe, beſonders die Weiber, die überdies ſehr gelehrig und witzig ſind, und daher im Handel theuer bezahlt werden. Sie bauen vornemlich Hirſe und Mais im Reiche Hoval. Einen Monat vor dem Regen düngen ſie die Felder mit der Aſche der verbrannten Stoppeln, ſetzen in die Zwiſchenräume der Maisfelder rothe Bitsboh-

nen, und erndten den Mais 60 bis 70 Tage nach der Aussaat. Die Bestellung der Felder fordert weniger Mühe als ihre Beschützung gegen Vögel und Wild; jene verscheucht man durch Geschrei, diese durch Feuer. Sie sind lebhaft und krjegerisch, lieben die Jagd und den Fischfang, halten auch viel Kameele, Rinder und Ziegen, weben baumwollene Zeuge und färben sie blau und gelb. Ihre Reiche sind gut eingerichtet, und ihre Könige souverain. Diesen stehen in Verwaltung der Justiz verschiedene Minister bei, von denen der große Jeraso (Sherif, Oberrichter) zuweilen herumreiset, Händel zu schlichten. Das thut auch der Schatzmeister, unter dem die Oberhäupter der Ortschaften stehen. Die Vice-Könige untersuchen das Betragen der Kadis. — In Senegambien ist die monarchische Regierungsform fast allgemein, und man gehorcht den Königen pünctlich. Die Unterthanen bringen ihnen täglich was sie brauchen. Ihre Einkünfte bestehen also in Geschenken, nach Maaßgabe des Vermögens des Gebers, des königlichen Beistandes, und der Wichtigkeit der Sache, wofür man giebt. Daher sind die Majestäten nicht viel reicher als ihre Untergebene; besitzen zwar mehr Hütten, wohnen aber nicht bequemer, haben außer den Stühlen nicht bessere Meubles, und bekleiden sich wie jene. Ein Fremder wird von dem Capitain der Wache durch viele besetzte Hütten bis zu der geführt, die an die königliche Wohnung stößt, wo ihn ein Minister empfängt und dem Könige vorstellt. Nach der Audienz werden die königlichen Weiber, worin großentheils der Glanz der hiesigen Majestät besteht, nebst den Großen des Reichs dem Fremden vorgeführt. Die Brüder, Neffen und Söhne des verstorbenen Königs von der ersten Sultanin und von den für Frauen erklärten Beischläferinnen, haben ein Recht auf die Thronfolge, und wer von diesen Prätendenten die mei-

sten Ansprüche hat, wird in einer Versammlung der Großen zum Könige ausgerufen. Hat aber der Monarch eine Prinzessin geheirathet, so haben ihre Söhne den Vorzug vor allen übrigen; wenn er sich nicht einen Thronfolger bestimmt, welcher Tomabingue (Generallieutenant) genannt wird. Die Prozesse, welche durch den Jerafo dem Könige vorgetragen werden, entscheidet er auch; was aber in der Residenz vorfällt, gehört unmittelbar vor seinen Richterstuhl. Jedes Dorf wird von einem vom Volke erwählten und vom Könige bestätigten Aufseher regiert.

Die Fulier theilen sich in unabhängige und abhängige. Die letztern sind weichlich, furchtsam, schwach, kupferfarbig und negerähnlich, und haben sich fast ganz von den Mauern unterjochen lassen. Die erstern unterscheiden sich in Bildung und Sitten von den übrigen Negern, denn sie sind schwarzbraun, haben ein länglicht mageres Gesicht, schöne große Augen, länglicht dünne etwas gebogene proportionirte Nase, schöne Zähne, langes nicht ganz welliges, auch nicht ganz krauses Haar, das sie in Zöpfen geflochten hängen lassen, und tragen gewöhnlich eine große Zeugmütze, die sich in eine Spitze endigt und auch die Backen deckt. Ihre Weiber sind fein, zart, wohlgestaltet und überhaupt schön, haben schmachtende Augen und eine weiche Stimme, tragen sich angenehm und leicht, kräuseln das Haar, lassen von der Mütze Glas, Ambra und Korallen herabhängen, die mit der schwarzen Frisur eine gute Wirkung thun, zieren Hals, Arme und Ohren mit goldenen Ringen und Ketten, singen mit Geschmack und Anmuth, und ihre musikalischen Instrumente sind künstlicher und nicht so lärmend als die an der Küste. Sie sind überhaupt nicht roh, sondern scheinen zur Freude und zum Vergnügen geschaffen zu seyn. Die Fulier sind Muhamedaner,

und ohngeachtet ihres schwächlichen Ansehens arbeitsam, bauen große und kleine Hirse, Baumwolle, Taback, Reis, Erbsen und andere Küchengewächse, und ziehen viel Vieh. Die französische Compagnie am Senegal zieht viel Lebensmittel von ihnen. Sowohl der König als auch die Großen gehen zuweilen auf die Elephantenjagd. Dazu werden ein paar hundert Mann mit Haßagaien, Beilen und Flinten aufgeboten. Man umzingelt das Gehölz und nähert sich dem Thiere im Kreise. Ist man demselben nahe genug gekommen, so wirft ein Jäger seinen Spieß kräftig auf ihn los, wodurch er ihn trotz der dicken Haut verwundet. Der Elephant geräth in Wuth; schnell ziehn sich die Fußjäger hinter die Reiter zurück, die im Kreise aufs neue auf ihn werfen, nach den Füßen und dem Rüssel schießen, und so das Thier fast jedesmal erlegen, das endlich mit den Beilen zerlegt wird. Die Zähne bekommt der Anführer, das Fleisch die Jäger. Sonst fängt man die Elephanten in Gruben. Die Fulier bauen Canoes, 4 Fuß lang, 12 Zoll breit aus Planken, welche sie mit Bast zusammenbinden und mit fetter Erde bedecken. In diesen gebrechlichen Fahrzeugen sitzen 8 Menschen, wovon einer beständig das Wasser ausschöpfen muß, unterdeß die andern rudern. Verschiedene Fulier haben sich neben den Mandingos niedergelassen, so daß man Städte von beiden abwechselnd findet. Werden sie aber übel behandelt, so ziehen sie mit ihrem Viehe (denn man kann diese als die Hirten unter den Mandingos ansehen) in ein anderes Land. Auch sind sie nicht Unterthanen des Herrn, in dessen Gebiet sie sich aufhalten, sondern haben Regenten aus ihrer Mitte, die sehr gelinde herrschen. Die Fulier sprechen außer der Nationalsprache auch die in Schulen gelehrte arabische, verhandeln den Überfluß an Producten, und sind gastfrei, mitleidig, selten zornig, aber auch melancholisch, listig und treulos, und die unabhängigen gute Soldaten.

Die Flüps sind ausnehmend wild, grausam, haben keinen Umgang mit Fremden, keinen König, sondern gehorchen den Mächtigsten unter ihnen, sind Fetischdiener, wohnen in Dörfern, treiben Landbau und Viehzucht. Die südlich vom Flusse Domingo wohnen sind verträglicher, zwar rachsüchtig bei Beleidigungen, aber für geleistete Dienste auch dankbar. — Eben so wild sind die Serreren, welche noch sehr einfach leben, nackt gehen, äußerst rachsüchtig aber auch gutmüthig, dienstfertig und freigebig sind, besonders gegen Weiße, und kleine Republiken bilden. Die Pappels, welche durch den Fluß Domingo von den Flüps getrennt werden, bringen, wenn ein Großer unter ihnen stirbt, ihren Fetischen Thieropfer, stehen unter mehreren Königen, erdrosseln, wenn einer von jenen stirbt, alle die, welche dem Verstorbenen besonders treu gewesen sind, und begraben alle seine Schätze mit ihm. Bei der Wahl eines neuen Königs stellen sich die Großen um den Sarg des Verstorbenen, lassen den Sarg mit der Leiche in die Höhe werfen und ernennen den zu seinem Nachfolger, auf den der Leichnam fällt. — Fast unter allen Negern, besonders aber in Senegambien und an den Küsten, herrscht die Sitte, daß, wenn jemand stirbt, die Weiber im Hause und im ganzen Dorfe schreien, und sich Gesicht und Brust zerkratzen. Das Heulen in dem Trauerhause dauert so lange bis der Todte beerdigt ist, welches nach 24 Stunden geschieht. Fremde tragen ihn fort, denn die Hausgenossen schlachten Vieh und schaffen Brandtwein zum Todtenmahle herbei. Den Leichenzug eröfnen Musikanten und bewaffnete Männer; dann folgt die von zwey Menschen getragene und von Marabuts umgebene Leiche, zuletzt gehn die Weiber, die im Schreien und Zerkratzen wetteifern. Der Leichnam wird in eine Grube gelegt, und mit Erde und Steinen bedeckt. Neben die Gruft hängt der Priester die

Waffen

Waffen des Verstorbenen, und setzt einige Töpfe mit Kuskus und Wasser dabei. Nun hat aber auch die Trauer ein Ende, und man fängt an zu schmausen und zu tanzen, und ist dabei so fröhlich als wäre nichts vorgefallen. An einigen Orten dauert die Trauer acht Tage, und ist ein Jüngling gestorben, so durchlaufen seine Cameraden mit blanken Säbeln das Dorf, als wenn sie ihn suchten, und schlagen sie an einander, wenn sie sich begegnen. In verschiedenen Reichen schiebt man das Begräbniß eines Königs ein Jahr auf, trocknet aber die Leiche über Kohlen, damit sie nicht verwese. Die Aminas, Moccos, Ibos und andere opfern dabei Menschen; wo aber Europäer wohnen, geschieht das nicht. Man frägt den Verstorbenen auch wohl hier und in Ober-Guinea nach der Ursache seines Todes: ob sie Zauberei oder Gift sey? und der Aberglaube, der immer zunimmt, jemehr man sich der Linie nähert, hält dafür, daß der Todte durch gewisse Zeichen jene Ursachen angeben könne. Der für schuldig erkannte Zauberer wird mit seiner Familie verkauft; der Giftmischer aber kann sich durch einen gewissen Trank reinigen. Auf Verbrechen folgen mehrentheils Geldbußen, Tod oder Sclaverei; diese vornehmlich auf Ehebruch, Diebstahl und vorsetzlichen Mord. Beschuldigte, besonders die der Zauberei verdächtig sind, werden auch an Bäume gebunden, und müssen an ein glühendes Eisen lecken; verbrennen sie sich, so ist ihre Schuld erwiesen, wo nicht, so sind sie frei. Alle Neger halten viel auf Polavers, öffentliche Zusammenkünfte und Unterredungen, wo alle Händel entschieden werden, und Advocaten sehr geschwätzig das Wort führen. Sind beide Partheien gleich stark, so gilt Billigkeit, sonst das Recht des Stärkern. Bezahlt der Schuldner nicht zu rechter Zeit, so erhält der Gläubiger vom Könige die Erlaubniß sich des Schuldners zu bemächtigen, und kann er diesen

nicht habhaft werden, ſo ſperrt er einen andern, der mit jenem an demſelben Orte wohnt, ſo lange ein, bis die Schuld getilgt iſt, wozu die übrigen Mitbürger ihn anhalten. — Die Neger tragen einen Gürtel, oder ein zwiſchen den Beinen durchgezogenes Stück Leinwand, deſſen Enden die Schenkel bedecken. Die Frauen tragen zwey Pagnen: den Gürtel, der bis aufs Knie reicht, und die andere zur Bedeckung der Schultern, oft auch des Kopfs. Die Weiber putzen ſich gern mit vielen Reihen Korallen, mit Ringen und goldenen Ketten. Der Kopf wird oben geſchoren, das übrige Haar aber in Locken gelegt, und oft umwickeln ſie den Kopf mit einem feinen Zeuge, ſo daß dieſer Putz einer Krone ähnlich ſieht. Der Boden giebt ihnen Nahrungsmittel in Menge, aber im Ganzen eſſen die Neger ſchlecht: Reis und Hirſe ſind die gewöhnlichſten Speiſen. Die letztere wird enthülſet, zerrieben, geſiebt und zu einem Teige geknetet, der in einem irdenen oder kupfernen Geſchirr unter beſtändigem Umrühren kocht, damit er zu einem Kloße oder Kuskus werde, der, mit Brühe erweicht, leicht und nahrhaft iſt. Die Hirſengrütze oder Sanglet wird eben ſo gegeſſen; auch kochen ſie aus Mais eine ſteife Grütze, bereiten verſchiedene Kräuter wie Kohl zu, und genießen Piſangs und andere Früchte geröſtet und friſch. Fehlt es ihnen an Hirſe, ſo nehmen ſie mit Yams, Bananas, Batatten und mit faulem Fleiſche vorlieb; Rind-, Schaaf- und Hühnerfleiſch ſpeiſen viele nur an Feſttagen. Aber nicht allein zahme, ſondern auch wilde Thiere dienen ihnen zur Nahrung, ſie verſchmähen ſelbſt nicht angegangenes Elephanten- und das nach Muskus ſtark riechende Krokodillenfleiſch. Affen, Hunde, Katzen und Ratten ſind allen Negern Leckerbiſſen. Fiſche, beſonders Heringe, werden als Zubrod gegeſſen, nachdem ſie in Palmöl gebraten, auch wohl mit einer Pfefferbrühe begoſſen worden ſind. Bis-

weilen läßt man die Fische vor der Zubereitung etwas anfaulen. Es ist fast nichts was der Neger nicht speisen sollte, Sallat ausgenommen, weil er nicht wie die Thiere Gras fressen mag. Sind sie bei Europäern eingeladen, so greifen sie immer nach dem besten, und essen sehr gierig. Die allermehresten haben weder Tische noch andere Werkzeuge als die Finger, womit sie die Bissen sehr geschickt in den aufgesperrten Mund zu werfen wissen; man wäscht sich aber vor und nach dem Essen die rechte Hand. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, sonst auch Palmwein, und in dessen Ermangelung Pitot, eine Art Bier, aus gekochtem und gegohrenem Mais gebraut, und mit einer hinzugesetzten Frucht versüßt. Zu hitzigen Getränken haben sie einen unbeschreiblichen Hang, daher ist auch ohne Brandtwein, er muß aber vom besten seyn, kein Handel mit ihnen möglich, und die um Sierra Leona wohnen, geben alles weg, um ihn nur zu erhalten, selbst der Herr seine Unterthanen. Zum Brandtweintrinken ist der Neger Tag und Nacht zu jeder Stunde bereit; daher darf der Europäer seinen schwarzen Bedienten die Kellerschlüssel nicht anvertrauen, denn sie gehen nicht eher von dem Fasse weg, als bis es leer ist. Bei jeder Berathschlagung, bei jeder religiösen und andern öffentlichen Handlung, wird so übermäßig getrunken, daß gemeinhin Lärm, Zank und Blutvergießen entsteht. Ächte Muhamedaner trinken nur Wasser und Zuckersaft, und beide Geschlechter speisen abgesondert. Alle Neger rauchen Taback, Mann, Weib und Kind, doch viele nur solchen, den die Europäer, die ihnen diese Sitte gelehrt haben, einführen. Er verdirbt ihnen die Zähne nicht, denn sie poliren sie sorgfältig. — Ihre Wohnungen sind unten rund und ruhen auf Pfählen, die durch Queerhölzer verbunden sind, woran die Sparren befestigt werden, die in eine Spitze zusammenlaufen. Das Dach ist von Schilf und dicht

genug Regen und Sonne abzuhalten, die Thüre niedrig und zugleich das Fenster, und der Fußboden festgestampft, auch wohl mit Kalk übergossen. Ein solches Haus, das mit einer Mauer oder mit Rohrpfählen umgeben ist, und worin beständig ein Feuer unterhalten wird, dessen Rauch sehr beschwerlich fällt, ist 10 bis 12 Fuß hoch, 15 Fuß im Durchmesser, und hat keine andere Geräthe als irrdene Töpfe, Kalebassen, Zober, und eine Kiste mit Grisgris. Die Städte und Dörfer haben entweder Ringmauern oder Einzäunungen von Pallisaden, aber keine regelmäßige Straßen. Ein freier Platz in den Dörfern, oder ein auf allen Seiten ofnes Gebäude, Bourric (Rathhaus), dient in den Städten zu den Polabers. Steht auf dem Markte ein großer Baum mit ausgebreiteten Ästen, so verkauft man nicht allein in seinem Schatten die Lebensmittel, sondern findet auch keine schönere Gelegenheit öffentliche Lustbarkeiten anzustellen, als eben hier. Die Wege von einem Ort zum andern sind so schlecht, als die Lage der Örter mit wenig Sorgfalt gewählt ist.

Die hiesigen Neger sind in manchen Gewerben erfahren. In Sierra Leona macht sich jede Familie ihre Zeuge selbst, in andern Ländern treiben wandernde Handwerker die Baumwollenzeugweberei. Viele verfertigen Leder, obgleich die Gerber kaum für ehrlich gehalten werden, färben es roth und gelb, und machen daraus Scheiden, Sattel, Taschen, Sandalen und Grigris. Die Schmiede arbeiten ohne Werkstätte vor ihren Häusern; mehrentheils sitzen drey Personen bei einer Arbeit: der eine bläst das Feuer an, die beiden andern hämmern, und ihre Arbeiten gerathen so ziemlich. Sie wandern umher und finden überall etwas zu thun. Fast jeder Neger kann sich die irrdenen Gefäße selbst machen, aber es giebt auch besondere Töpfer, die eben so arbeiten wie die in

Nieder-Guinea. Ihre Pfeifenköpfe gerathen noch am beſten. Die an der Küſte legen ſich ſtark auf Fiſcherei, und die am Senegal kennen ſogar die Planeten und die vornehmſten Sternbilder.

Die Luft in Senegambien iſt ſo heiß, daß man es von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags nicht aushalten kann, daß in Sand gelegte Eier nach 3 Stunden zum Eſſen gar ſind, daß Schuhe hornhart werden, berſten und in Staub zerfallen. Dieſe Hitze wird durch den Oſtwind erregt, der an 1000 Meilen fortwehend an Wärme immer zunimmt, ſtehende Gewäſſer und alles was eintrocknen kann, vertrocknet, das Holz zuſammenſchrumpft, die Haut der Menſchen gleichſam verſengt, und die Atmoſphäre mit feinem Staube anfüllt, ſo daß man, wie in einem dicken Nebel, kaum zwanzig Schritte vor ſich hinſehen kann; nur im December und Januar macht er die Luft des Morgens und Abends kühl. Die größte Hitze fällt in der Regenzeit vom Juni bis Ende Octobers. Eben ſo beſchwerlich ſind die Orkane oder Tornados aus Südoſt. Eine drückende Schwüle, ein finſterer Horizont, eine gänzliche Windſtille und entfernte Gewitter, ſind die Vorboten dieſer Stürme. Der Himmel ſchwärzt ſich immer mehr, und alles was Leben hat verbirgt ſich. Plötzlich erhebt ſich ein kalter Sturm, der die Hütten umwirft und die Schiffe von den Ankern reißt. Läßt er nach, ſo erfolgen ſtarke Gewitterregen; iſt er trocken, ſo ſind ſeine Heftigkeit und Dauer deſto größer. Eben ſo unangenehm ſind die häufigen Windſtillen, weil alsdann Muskiten und andere Inſecten ungeſtört ihr Weſen treiben. In der Regenzeit, in welcher die Flüſſe über alle Vorſtellung anſchwellen, iſt die Luft ungeſund und ſo feucht, daß alle Salze ſchmelzen und das Fleiſch in kurzem verdirbt. Vom Februar bis Juni weht der erfriſchende Seewind, und überhaupt iſt das Clima die größte Zeit

genug Regen und Sonne abzuhalten, die Thüre niedrig und zugleich das Fenster, und der Fußboden festgestampft, auch wohl mit Kalk übergossen. Ein solches Haus, das mit einer Mauer oder mit Rohrpfählen umgeben ist, und worin beständig ein Feuer unterhalten wird, dessen Rauch sehr beschwerlich fällt, ist 10 bis 12 Fuß hoch, 15 Fuß im Durchmesser, und hat keine andere Geräthe als irrdene Töpfe, Kalebassen, Zober, und eine Kiste mit Grisgris. Die Städte und Dörfer haben entweder Ringmauern oder Einzäunungen von Pallisaden, aber keine regelmäßige Straßen. Ein freier Platz in den Dörfern, oder ein auf allen Seiten ofnes Gebäude, Bourric (Rathhaus), dient in den Städten zu den Polabers. Steht auf dem Markte ein großer Baum mit ausgebreiteten Ästen, so verkauft man nicht allein in seinem Schatten die Lebensmittel, sondern findet auch keine schönere Gelegenheit öffentliche Lustbarkeiten anzustellen, als eben hier. Die Wege von einem Ort zum andern sind so schlecht, als die Lage der Örter mit wenig Sorgfalt gewählt ist.

Die hiesigen Neger sind in manchen Gewerben erfahren. In Sierra Leona macht sich jede Familie ihre Zeuge selbst, in andern Ländern treiben wandernde Handwerker die Baumwollenzeugweberei. Viele verfertigen Leder, obgleich die Gerber kaum für ehrlich gehalten werden, färben es roth und gelb, und machen daraus Scheiden, Sattel, Taschen, Sandalen und Grigris. Die Schmiede arbeiten ohne Werkstätte vor ihren Häusern; mehrentheils sitzen drey Personen bei einer Arbeit: der eine bläst das Feuer an, die beiden andern hämmern, und ihre Arbeiten gerathen so ziemlich. Sie wandern umher und finden überall etwas zu thun. Fast jeder Neger kann sich die irrdenen Gefäße selbst machen, aber es giebt auch besondere Töpfer, die eben so arbeiten wie die in

Nieder-Guinea. Ihre Pfeifenköpfe gerathen noch am beſten. Die an der Küſte legen ſich ſtark auf Fiſcherei, und die am Senegal kennen ſogar die Planeten und die vornehmſten Sternbilder.

Die Luft in Senegambien iſt ſo heiß, daß man es von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags nicht aushalten kann, daß in Sand gelegte Eier nach 3 Stunden zum Eſſen gar ſind, daß Schuhe hornhart werden, berſten und in Staub zerfallen. Dieſe Hitze wird durch den Oſtwind erregt, der an 1000 Meilen fortwehend an Wärme immer zunimmt, ſtehende Gewäſſer und alles was eintrocknen kann, vertrocknet, das Holz zuſammenſchrumpft, die Haut der Menſchen gleichſam verſengt, und die Atmoſphäre mit feinem Staube anfüllt, ſo daß man, wie in einem dicken Nebel, kaum zwanzig Schritte vor ſich hinſehen kann; nur im December und Januar macht er die Luft des Morgens und Abends kühl. Die größte Hitze fällt in der Regenzeit vom Juni bis Ende Octobers. Eben ſo beſchwerlich ſind die Orkane oder Tornados aus Südoſt. Eine drückende Schwüle, ein finſterer Horizont, eine gänzliche Windſtille und entfernte Gewitter, ſind die Vorboten dieſer Stürme. Der Himmel ſchwärzt ſich immer mehr, und alles was Leben hat verbirgt ſich. Plötzlich erhebt ſich ein kalter Sturm, der die Hütten umwirft und die Schiffe von den Ankern reißt. Läßt er nach, ſo erfolgen ſtarke Gewitterregen; iſt er trocken, ſo ſind ſeine Heftigkeit und Dauer deſto größer. Eben ſo unangenehm ſind die häufigen Windſtillen, weil alsdann Muskiten und andere Inſecten ungeſtört ihr Weſen treiben. In der Regenzeit, in welcher die Flüſſe über alle Vorſtellung anſchwellen, iſt die Luft ungeſund und ſo feucht, daß alle Salze ſchmelzen und das Fleiſch in kurzem verdirbt. Vom Februar bis Juni weht der erfriſchende Seewind, und überhaupt iſt das Clima die größte Zeit

des Jahrs hindurch in den meiſten, beſonders in den von der Küſte entfernten Gegenden, der Geſundheit nicht nachtheilig.

Die Küſten ſind bis auf 12 oder 15 Meilen landeinwärts, wo die Hügel und Berge anfangen, eben, niedrig und fruchtbar, und ſelbſt die brennenden Sandfelder ſind mit Gebüſchen, Waldungen und hohem Graſe bedeckt. Die Gegenden zwiſchen dem Gambia und Nunez können nicht fruchtbarer ſeyn, und das Grün verliert ſich nie ganz. Der ſchnelle Wachsthum, die Mannigfaltigkeit und Größe der Pflanzen ſind gleich bewundernswürdig. Abgebranntes Gras ſchießt in einer Nacht ſo hoch, daß Gazellen es abweiden können, und wenn man die vielen Heerden fruchtfreſſender Thiere bedenkt, die im Lande umherziehen, ſo muß man über die Menge Vegetabilien erſtaunen, die ſo viele, ſo verſchiedene, und mitunter ſo große Thiere ſättigen. Die Lüfte ſind mit Vögeln, die Gewäſſer mit Fiſchen angefüllt, und wäre Senegambien durchaus auf Europäiſche Art angebaut, es würde im Reichthum ſeines Gleichen ſuchen. Daher leiden die Einwohner keine Noth. Sie haben indianiſche große und kleine Hirſe, Reis, Mais, Batatten, Ignamen, Ananas, Erbſen, Bohnen, Kürbiſſe, Melonen, Gurken, Manjoc, trefflichen Taback, Orſeille, Ingwer, Pfeffer, Aloe, Piſang, Baumwolle, Henna, Zuckerrohr (welches wild wächſt), Caſſia, Indigo, Dattel- und Pflaumpalmen, von denen der Palmſect bereitet wird, Cocos- und Fächerpalmen, Tamarinden, Mangle-, Kolanuß-, Akajou- und Kalabaſſenbäume, Butter-, Gummi-, Seifen-, Acacien-, Maſtix-, Heuſchrecken-, Feigen-, Granaten-, Pomeranzen- und Citronenbäume, und noch mehrere eßbare und wilde Pflanzen, Frucht- und Waldbäume, deren Früchte, Blätter, Holz oder Harz genutzt werden können, auch Farbehölzer. Der Maſtixbaum iſt an 50 Fuß hoch und immer grün, blüht gelb und trägt

eine gelbe, pflaumenähnliche eßbare Frucht, die süß schmeckt. Aus der Rinde schwitzt ein weißgelbes, aus kleinen trocknen Körnern bestehendes Harz, das man sowohl in der Medizin, als zum Räuchern und zu Lackfirnissen gebraucht. — Der Heuschreckenbaum ist eine Akazie, 30 bis 40 Fuß hoch, hat über 6 Zoll lange starke Stacheln, womit sogar der Stamm besetzt ist, und trägt braune fast 1 Fuß lange Schoten. Er wächst schnell, und liefert ein Gummi und zähes Nutzholz. Unter der zahllosen Menge von Thieren bemerkt man Affen von der größten Verschiedenheit, besonders grüne; Löwen, Panther, Hyänen, Tiegerkatzen, Luchse, Elephanten, Giraffen, wilde Schweine, Flußpferde, Stinkthiere, Zibethkatzen, Gazellen, Antelopen, Hirsche, Hasen, Büffel, Wiesel, Kaninchen, Eichhörnchen, Jerboas, Igel, und Fledermäuse von Taubengröße. Unter dem zahmen Viehe übertreffen die Pferde am Senegal an Schönheit und Feinheit alle andere Racen, so wie die Esel schöner sind als die Europäischen; Kameele, Schaafe, Ziegen und Schweine gehören hier ebenfalls zur Zucht. Man sieht Geier, Adler und andere Raubvögel, Papagaien, Strauße, Pfauen, Puten, mehrere zahme und wilde Hühnerarten, Enten, und überhaupt viel zahmes, aber weit mehr wildes Wald-, Strand- und Wassergeflügel, Schildkröten, Krokodille, sehr schöne Eidechsen, Salamander, große und kleine Schlangen, ein unübersehbares Heer von Insecten, Fischen, Schalthieren und Würmern, Unter den Schlangen giebt es auch gehörnte, die auf der Nasenspitze zwey $\frac{1}{2}$ Zoll lange Hörner haben, die sich rückwärts krümmen und etwas biegen lassen. Die Schlange ist 4 Fuß lang, mit starken Schuppen bedeckt, olivenbraun und gelb, schwarz und bräunlich punctirt und gestreift, und sehr giftig. — Nicht alle Landschaften sind reich an Gold, Kupfer, Eisen, Marmor und Salz. An der Küste findet man Ambra,

König von Galam war vor kurzem in Fort Louis am Senegal Bedienter gewesen, sprach französisch, und wohnte in einem Hause, das nach Europäischer Art gebaut, und mit Betten, Tischen und Stühlen versehen war. Das Land ist übrigens nicht so ganz gesund, denn der plötzliche Übergang von der Tageshitze zur Nachtkälte verursacht einen gefährlichen, oft tödtlichen Durchfall; zuweilen folgen Fieber, Raserei und Tod in 48 Stunden auf einander. In dem großen Dorfe Tafalisga soll die Moschee der in Mecca ähnlich seyn. Die 4000 Einwohner des Dorfes Dramanet sind meist Marabuts, die nach Tombut handeln, das von hier 370 Meilen nördlich liegen soll. Vor kurzem haben die Franzosen bei Dramanet noch das Fort S. Joseph (140 Meilen von Arguin) gehabt, aber die Schiffarth auf dem Senegal in diesen obern Gegenden aufgegeben. Die vornehmsten Mandingo-Kaufleute wohnen in der von Steinen erbauten Stadt Conjaur. — Südlich grenzt an Galam

Das Reich Bambur, zwischen dem Senegal und Faleme, von hohen, kahlen Bergen eingeschlossen, welche die Hitze zu einem fürchterlichen Grade vermehren, aber überaus fruchtbar, und reich an edlen und unedlen Metallen. Die Einwohner, Muhamedaner und Heiden, treiben Ackerbau und Viehzucht, schmelzen Eisen, verfertigen sich die zur Wirthschaft und zum Kriege nöthigen Werkzeuge selbst, bereiten Leder, und führen ihre baumwollene Zeuge häufig außer Landes. Von Honig bereiten sie Meth, hier ein festlicher Trank. Bambuc besteht aus drey Reichen, wovon jedes seinen König hat, dessen Macht sehr eingeschränkt ist, denn er muß alle Angelegenheiten in dem Rathe der alten und jungen Männer vortragen, welche nach Stimmenmehrheit beschliessen. Nur mit ihrer Bewilligung kann er Gesandten ins Ausland

ſchicken, und nur mit Einwilligung der Dorfbewohner ſetzt er ihnen Oberhäupter, Fariam oder Elemani (Herren). Gewöhnlich folgt der Sohn dem Vater auf den Thron, wenn er nicht für unfähig erklärt wird, und dieſe Erklärung hängt von den Fariams ab, welche aus den Prinzen einen zum Könige wählen. Unter den drey Reichen iſt Macan am beſten angebaut, wo auch in einem 300 Fuß hohen Berge bei Natacon ein reiches Goldbergwerk unterhalten wird. An vielen Stellen haben die Neger 25 Fuß tief gegraben; ſie machen die Stufen, auf denen ſie in die abſchüßigen Schachten herabſteigen ½ Fuß hoch, unterſtützen aber die Gruben nicht, weshalb ſie oft einſtürzen. Die ausgegrabene und in Körben heraufgetragene Erde wird von den Weibern gewaſchen, da ſie denn einen feinen Goldſtaub zurückläßt. Je tiefer man gräbt, deſto mehr häuft ſich das Gold. Außer dieſer ſind noch drey andere Minen im Gange. Der König des Reichs Thomane reſidirt in der Stadt Ferbanna. — Durch den Faleme wird

Bondu, ein republikaniſch-monarchiſcher Staat, von Bambuc getrennt. Die Einwohner weben viel baumwollene Zeuge, färben ſie ſchwarz und vertauſchen ſie nach Bambuc gegen Gold. — Eine Wildniß von zwey Tagereiſen trennt Bondu von Walli. — Weiter weſtlich iſt das Land der abhängigen Fulier, ſehr bevölkert, mit ſtarken Waldungen, worin viel Ebenholz gefunden wird. Der Seratic (König) iſt mächtig, er hält Kavallerie, und beſiehlt im Reiche Hoval. Im Jahre 1785 bemächtigte ſich der Marabut des verſtorbenen Königs der Regierung. Er führt den Titel Almanny, widerſetzte ſich den Mauriſchen Streifereien, ſchaffte die Sclaverei ab, verbot den Verkauf der Mannsperſonen und den Sclaventransport durch ſeine Staaten. Dadurch gerieth der Menſchenhandel am Senegal ins Stocken. Die Fran-

zosen machten ihm Gegenvorstellungen und Geschenke, aber er blieb standhaft bei seinem Entschlusse, und drohete, den Zudringlichkeiten der Weißen nöthigenfalls mit den Waffen zu begegnen. Durch menschenfreundliche Mittel bevölkerte er das Reich, unter andern durch Anlockung der Ausländer, die unter seinem Schutze Sicherheit fanden, und machte sich durch gute Einrichtungen seinen Nachbarn furchtbar. Seine Residenz heißt Goumel. Der westliche Grenzort des Reichs ist Podor, 45 Meilen vom Meere, wo die Franzosen eine Festung und Factorei haben, und wo das Land der unabhängigen Fulier anfängt, das in kleine Statthalterschaften getheilt ist, deren Gebieter eingeschränkte Gewalt haben. Fast jedes Dorf hat seinen Herrn. Das Land ist fruchtbar und gut angebaut. Der Taback wird hier vor seiner Reife abgeblattet, gestoßen, des Safts beraubt, getrocknet, und raucht sich, so zubereitet, angenehm. Die Ufer des Senegals sind hier besonders reizend. Große, volkreiche und ummauerte Dörfer stehen nahe an einander. Alles Mauerwerk ist von gebranntem Thon, mit Stroh bedeckt. Auf dem Flusse schwimmen viel Inseln dem Meere zu, welche aus in einander gefilzten Wurzeln und aus einem sehr leichten Holze bestehen, wovon die Neger Pfröpfe machen, und die bisweilen Thiere mit sich führen. Die Fulier zeigen eine große Begierde mit den Reisenden zu handeln, und bringen alles was sie besitzen, selbst Hunde und Katzen herbei, aber im Lande wollen sie durchaus keine Weißen behalten, weil sie befürchten, daß sich diese bald zu Herren ihres Landes aufwerfen würden. Die Mauren streifen, um Sclaven zu machen, öfters umher.

Das Reich Hoval, dessen Brac (König) seit 1785 den Mauren zinsbar ist, hat eine Länge von 30 Meilen, und ist nicht sonderlich fruchtbar.

An der Küste haben die Franzoſen auf der Inſel Senegal oder S. Louis, 2½ Meile von der Mündung des Fluſſes, ihr Hauptcomtoir, wo auch der Generaldirector der hieſigen franzöſiſchen Colonie wohnt, der über die Compagnie-Beamten und Landesfürſten viel Gewalt ausübt. Die Inſel iſt nebſt einigen andern mit einheimiſchen und Europäiſchen Gewächſen trefflich verſehen, hat viel Federvieh und ſtarke Fiſcherei, aber wenig friſches Waſſer. Die Weißen haben über 3000 Neger in Dienſten. Das Fort iſt klein, und mit 30 Kanonen beſetzt. Gewöhnlich unterhält die franzöſiſche Compagnie 200 Mann, die in den ſechs Niederlaſſungen an der Küſte und im Innern vertheilt ſind. Dieſe Beſitzungen liefern den Franzoſen jährlich ohngefähr 1200 Sclaven, 30000 Centner Gummi, 10 Millionen Liv. am Werthe, Elfenbein und Strausfedern. Aus Frankreich kommen alle Jahr etwa 100 Schiffe hieher, die für 18,256000 Liv. Europäiſche Waaren geladen haben, worunter Corallen, Glasperlen und andre Glas-, Bernſtein-, Kryſtall und Eiſenwaaren den größten Abſatz finden. Vom Fort Louis gehen mehrere Schiffe ſtromauf, den Handel im Innern zu treiben; indeß müſſen ſie dabei manche Plackereien erdulden. Jeder Fürſt, durch deſſen Gebiet ein Schiff ſeegelt, ſucht es ſo lange als möglich aufzuhalten, damit ſeine Unterthanen ihre überflüſſigen Lebensmittel loswerden, und fordert Abgaben, die er jährlich erhöhet, und im Weigerungsfalle mit der Sperrung der Fahrt oder gar mit Feindſeligkeiten drohet; auch müſſen ſich die Schiffe nach der Höhe des Waſſers richten, denn fängt der Fluß an zu fallen, ſo müſſen ſie ſchnell zurückfahren. Man erträgt aber das Alles, weil die Zubereitungen zur Reiſe große Koſten veranlaſſen. Die Bürger in der franzöſiſchen Colonie verlieren mehrentheils durch die Despotie des Gouverneurs, denn ihr Intereſſe bleibt

dem ſeinigen untergeordnet. Er handelt auch, und veranſtaltet es daher ſo, daß er die beſten Waaren zu wohlfeilern Preiſen einkaufen kann, und den meiſten Kaufleuten gar den Preis ſetzt, für welchen ſie den Gummi und andere Sachen einkaufen ſollen. Dadurch iſt der Senegalhandel ſehr gefallen. — Südlich vom Senegal an der Küſte iſt

Das Reich Cayor, deſſen König den Titel Damel führt. Es hat 27 Meilen von Norden nach Süden und 60 nach Oſten, und liefert der Franzöſiſchen Colonie mehr Lebensmittel, als Handelsartikel. Hier finden wir das mit immer grünen Bäumen beſetzte Cap Verd, die weſtlichſte Afrikaniſche Spitze, und 4½ Meile davon gen Süden die franzöſiſche mit Felſen umringte Inſel Goree, mit einer ſichern Bai, und dem Fort S. Michael auf einem ſteilen Berge. Sie iſt gut angebaut, hat ſchöne Häuſer und eine gemäßigte Luft, aber Waſſermangel. Die ganze vom Senegal bis Gambia 37 Meilen lange Küſte iſt im Beſitz der Franzoſen, die hin und wieder in den anſehnlichſten und zur Handlung am bequemſten gelegenen Dörfern Comtoire errichtet haben, die von Goree abhängen, und von den Fürſten, in deren Gebieten ſie liegen, geſchützt werden. Frankreich unterhält in denſelben Reſidenten, die den Handel durch Dolmetſcher beſorgen, und genießt das ausſchließende Recht, hieher zu handeln. — Wenn in den Reichen Cayor, Sin und Sallum kleine Hirſe geſäet wird, macht der Mann mit einem Spaten ein Loch, die Frau wirft den Samen hinein, und ein Kind ſcharrt es zu. Nach drey Wochen ſchafft man das Unkraut weg, und ſäet zwiſchen die kleine die große Hirſe. Der Mann ſchneidet im September oder October die reifen Ähren ab, und das Weib trägt ſie nach Hauſe. Die Einwohner eines Dorfs bringen die ganze Erndte an einen entfernten und unbewachten Platz, ohne daß etwas

gestohlen wird. Die Landarbeit wird fast ganz von freien Landeigenthümern verrichtet, denn in diesen Ländern kann man auf 1500 Freie nur 1 Sclaven rechnen. Im December erndtet man die Baumwolle und im Mai den Indigo. In der übrigen Jahreszeit werden Matten, Seife und die Boote für die Küstenfischer fast 30 Stunden von der See verfertigt, die man nachher übers Land an ihren Bestimmungsort hinzieht. Südlich von Cayor liegen die Reiche Qualof, Baol, Sin, das von Serairen bewohnt wird, deren König (Bur) in Joal wohnt. Der reichste und mächtigste Fürst unter allen aber, die an der Küste gebieten, ist der im Reiche Sallum.

Gehen wir den Gambia stromauf, so zählen wir in 132 Meilen acht Reiche nördlich, und in 124 Meilen neun Reiche südlich von dem Flusse. Die Engländer besitzen 8 Meilen von der Küste auf einer Insel des Flusses Fort James, wodurch sie andere Nationen vom Handel abhalten können. Es ist 70 Ruthen lang und fast 50 breit. Zwischen dem Fort und den Pallisaden, womit die überdies noch beschützte Insel umgeben ist, stehen Magazine, Wachthäuser und Wohnhütten. Es fehlt ihr aber an Holz und Wasser. Gegenüber besitzen die Franzosen im Reiche Barrah, das dem Könige von Barsali tributair ist, die Factorei Albreda, und nahe dabei ist die englische Factorei in der großen von Portugiesen, Mandingos und Mauren bewohnten Stadt Gillyfree. Sie liefert den Europäern Dollmetscher. Im Reiche Barsali, nördlich von Gambia, das von Jalofs bewohnt wird, ist der vornehmste Handelsplatz Cower, und in dem östlichern Jani, das aus Ober- und Unter-Jani besteht, liegt die englische Factorei Pisania. Das angrenzende Wuli, dessen Einwohner Muhamedaner sind und Bushrins heißen, hat solchen Überfluß an Nahrungsmitteln, daß Mann und

Frau jährlich mit 60 Rthlr. auskommen können. Die Haupt- und Residenzstadt ist Medina oder Cassana, 120 Meilen von der Küste. Unter den Reichen südlich von Gambia zeichnet sich besonders Fonia oder Foiniland aus, das von den rohen, doch arbeitsamen Felupen bewohnt und von zwey Königen beherrscht wird. Die Engländer haben zu Vintain und Geregia Factoreien, so wie zu Tancrowall im Reiche Caen, wo ein sehr lebhafter Handel getrieben wird. Das Reich Tomany übertrifft an Städtezahl alle seine Nachbarn. Das Land Cantore ist auch sehr volkreich. Hier verhindern Felsen die Fahrt auf dem Gambia, der vielleicht durch einen Arm mit dem Faleme, folglich mit dem Senegal verbunden ist.

Nach den Ländern am Gambia handeln Engländer, Franzosen, Dänen und Nordamerikaner. Die ersten brauchen dazu 2 bis 3 Schiffe, welche für 80000 Pfund Sterling an Flinten, Brandtwein, Bernsteinkorallen, Glasperlen und ostindischen Kauris geladen haben, und für weniger als 20000 Pfund an Gummi, Wachs, Elfenbein, Gold und Sclaven abholen. Die von allen vier genannten Nationen ausgeführten Sclaven sollen jährlich unter 1000 seyn. Ein gesunder Neger von 16 bis 25 Jahren kostet 18 bis 20 Pfund Sterling auf der Stelle.

Eins der blühendsten innern Reiche, südwestlich von Cantore ist Cabo, dessen Fürst 7000 Soldaten und so gute Ordnung hält, daß jeder sicher reisen und seine Geschäfte betreiben kann. Er speist von Silber, und steht mit den Portugiesen in Verbindung, die südlich vom Gambia an der Küste Niederlassungen haben, als Zinzinchor, Guinguin und Cachao am Flusse Domingo. Der letzte Ort ist mit Batterieen und Palliſaden versehen, und stark bewacht. Die Garnison, meist

ver-

verbannte Verbrecher, ist 30 bis 40 Mann stark. Die einstöckigen Häuser sind von Erde, mit Kalk überzogen, mit Blättern und Segeltuch bedeckt. Ein Capitain, der von dem Gouverneur der Capoverdischen Inseln abhängt, führt die Regierung. Geborne Portugiesen halten sich hier in geringer Anzahl auf, die mehresten Einwohner sind Mulatten. Höher hinauf an demselben Flusse liegt die portugiesische Colonie Farim, und in den Dörfern zwischen beiden Örtern sind portugiesische Spediteurs, welche allerlei Landesproducte zur Ausfuhr einsammlen.

An der Küste finden wir in einem tiefen Meerbusen die Bissago-Inseln, die von den rohen Bizagots, Papels und Biasaren bewohnt werden, die sich in Sitten und Sprachen unterscheiden, und einander beständig bekriegen. Von diesen Inseln sind Bissago und Bulam die vornehmsten. Auf jener, die an der Mündung des Riogrande liegt, 30 Meilen im Umfange hat, und sehr fruchtbar ist, haben die Portugiesen ein festes Fort mit Garnison. Die Colonie besteht meist aus Schwarzen und Mulatten, die, vor den Antules nicht sicher, sich jeden Abend ins Fort begeben. Die Eingebornen stehn unter einem Könige, der auch auf dem festen Lande gebietet. Bulam ist kleiner, hat gesunde, gemäßigte Luft, eine bequeme Lage zum Handel, einen geräumigen und sichern Hafen, etwa 2000 Morgen Landes zum Reisbau, 40000 Morgen Wieseland, und Überfluß an Producten. Die Insel ist durch eine englische Niederlassung merkwürdig, die eine Gesellschaft in London im Jahre 1792 gegründet hat. Sie kaufte von den Landesfürsten die Insel und das Gebiet Groß-Bulam auf dem festen Lande, in der Absicht, mitten unter den Negern eine auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründete Niederlassung und Handlung zu errichten, weder Menschen

Frau jährlich mit 60 Rthlr. auskommen können. Die Haupt- und Residenzstadt ist Medina oder Cassana, 120 Meilen von der Küste. Unter den Reichen südlich von Gambia zeichnet sich besonders Fonia oder Foiniland aus, das von den rohen, doch arbeitsamen Felupen bewohnt und von zwey Königen beherrscht wird. Die Engländer haben zu Vintain und Geregia Factoreien, so wie zu Tancrowall im Reiche Caen, wo ein sehr lebhafter Handel getrieben wird. Das Reich Tomany übertrifft an Städtezahl alle seine Nachbarn. Das Land Cantore ist auch sehr volkreich. Hier verhindern Felsen die Fahrt auf dem Gambia, der vielleicht durch einen Arm mit dem Faleme, folglich mit dem Senegal verbunden ist.

Nach den Ländern am Gambia handeln Engländer, Franzosen, Dänen und Nordamerikaner. Die ersten brauchen dazu 2 bis 3 Schiffe, welche für 80000 Pfund Sterling an Flinten, Brandtwein, Bernsteinkorallen, Glasperlen und ostindischen Kauris geladen haben, und für weniger als 20000 Pfund an Gummi, Wachs, Elfenbein, Gold und Sclaven abholen. Die von allen vier genannten Nationen ausgeführten Sclaven sollen jährlich unter 1000 seyn. Ein gesunder Neger von 16 bis 25 Jahren kostet 18 bis 20 Pfund Sterling auf der Stelle.

Eins der blühendsten innern Reiche, südwestlich von Cantore ist Cabo, dessen Fürst 7000 Soldaten und so gute Ordnung hält, daß jeder sicher reisen und seine Geschäfte betreiben kann. Er speist von Silber, und steht mit den Portugiesen in Verbindung, die südlich vom Gambia an der Küste Niederlassungen haben, als Zinzinchor, Guinguin und Cachao am Flusse Domingo. Der letzte Ort ist mit Batterieen und Pallisaden versehen, und stark bewacht. Die Garnison, meist

ver-

verbannte Verbrecher, ist 30 bis 40 Mann stark. Die einstöckigen Häuser sind von Erde, mit Kalk überzogen, mit Blättern und Segeltuch bedeckt. Ein Capitain, der von dem Gouverneur der Capoverdischen Inseln abhängt, führt die Regierung. Geborne Portugiesen halten sich hier in geringer Anzahl auf, die mehresten Einwohner sind Mulatten. Höher hinauf an demselben Flusse liegt die portugiesische Colonie Farim, und in den Dörfern zwischen beiden Örtern sind portugiesische Spediteurs, welche allerlei Landesproducte zur Ausfuhr einsammlen.

An der Küste finden wir in einem tiefen Meerbusen die Bissago-Inseln, die von den rohen Bizagots, Papels und Biafaren bewohnt werden, die sich in Sitten und Sprachen unterscheiden, und einander beständig bekriegen. Von diesen Inseln sind Bissago und Bulam die vornehmsten. Auf jener, die an der Mündung des Riogrande liegt, 30 Meilen im Umfange hat, und sehr fruchtbar ist, haben die Portugiesen ein festes Fort mit Garnison. Die Colonie besteht meist aus Schwarzen und Mulatten, die, vor den Antules nicht sicher, sich jeden Abend ins Fort begeben. Die Eingebornen stehn unter einem Könige, der auch auf dem festen Lande gebietet. Bulam ist kleiner, hat gesunde, gemäßigte Luft, eine bequeme Lage zum Handel, einen geräumigen und sichern Hafen, etwa 2000 Morgen Landes zum Reisbau, 40000 Morgen Wieseland, und Überfluß an Producten. Die Insel ist durch eine englische Niederlassung merkwürdig, die eine Gesellschaft in London im Jahre 1792 gegründet hat. Sie kaufte von den Landesfürsten die Insel und das Gebiet Groß-Bulam auf dem festen Lande, in der Absicht, mitten unter den Negern eine auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründete Niederlassung und Handlung zu errichten, weder Menschen

noch Land zu rauben, keinen Menſchenhandel zu treiben, vielmehr demſelben entgegen zu arbeiten, mit den Negern zu handeln, Entdeckungen im innern Afrika zu machen, ausländiſche Producte hieher zu verſetzen, und die Eingebornen auszubilden. Ihre edlen Bemühungen werden wahrſcheinlich gute Folgen haben; denn ſchon ſind mehrere Negerkönige willens, aus den Handelsartikeln die Sclaven auszuſtreichen und Europäiſche Cultur einzuführen. Gleiche Abſicht hat auch die Sierra Leona-Colonie, 1793 ebenfalls von einer brittiſchen Geſellſchaft geſtiftet. Sie befindet ſich auf dem feſten Lande an der Südſeite des Fluſſes Sierra Leona, nicht weit vom gleichnamigen Vorgebirge. Die neuen Pflanzer, großentheils freie Afrikaner, die für Lohn arbeiten, bauen Reis, Baumwolle und Zuckerrohr an. An der Südſeite des Fluſſes liegt die Coloniestadt Freetown (Freiſtadt), mit faſt 400 hölzernen und mehrentheils mit zwey Zimmern verſehenen Häuſern, und graden 80 Fuß breiten Straßen, außer einer, die noch einmal ſo breit iſt, worin die Kirche, das Haus und Wirthſchaftsgebäude des Statthalters, das Magazin und ein großes Hospital ſtehen. Man hat die Coloniſten zum regulairen Anbau durch Prämien ermuntert, und für die Kinder derſelben wird in der Stadt eine Schule unterhalten. Die ganze Küſte, von den Biſſago-Inſeln ſüdlich bis Guinea, welche der Sierra Leona-Diſtrict heißt, wird von vielen Flüſſen durchſchnitten, wovon einige mit Ortſchaften ſtark beſetzt ſind, und an welchen ein beträchtlicher Handel ſtatt findet. Am Pongosfluſſe, ſüdlich vom Cap Verga wohnen Suſoer, die ſich dem Namen nach zur katholiſchen Religion bekennen, und am Scarciefluſſe Bullamsneger, die auf den Ackerbau, Handel, und auf Verfertigung ſchöner Matten von buntem

Graſe viel Fleiß verwenden. Am Sierra Leonafluß, deſſen Mündung 1½ Meilen breit iſt, beſitzen die Engländer zwey Sclavenfactoreien. — Weit hinauf, bis an die Waſſerfälle ſchiffbar und mit Manglebäumen beſetzt iſt der Sherbro. Der ganze Sierra Leona-District iſt ſehr fruchtbar und reich an ſenegambiſchen Producten; doch iſt Reis die gewöhnliche Koſt. Man läßt ihn trocken einkochen, und gießt Palmöl und eine kräftige Brühe von gekochten Gartenkräutern, von Fleiſch, Fiſchen und Gewürzen darüber. Thieriſche Speiſen genießt man ſelten, deſto mehr Hirſe und Hülſenfrüchte; die Portugieſen aber Manjoc. Die Einwohner tattauiren ſich Rücken, Lenden, Bauch und Bruſt, aber nicht das Geſicht. Dieſe Operation wird ſchon an Kindern vorgenommen, wenn ſie einige Monate alt ſind, und iſt ſo ſchmerzhaft als gefährlich. Einige Völkerſchaften treiben die Haut dermaßen auf, daß ſie wie erhabene Arbeit ausſieht. Die Fürſten in Sierra Leona haben wenig Gewalt, und werden von den Oberhäuptern gewählt; der Fürſt ernennt aber einen Reichsverweſer, um nach ſeinem Tode bis zur neuen Wahl die Regierung zu führen. Iſt dieſer klug, ſo weiß er es ſo einzurichten, daß die Wahl entweder auf ihn fällt, oder gar nicht geſchieht, damit er in beiden Fällen den Scepter behält. Die Sierra Leona-Compagnie hat im Handel einige Verbeſſerungen gemacht; ſie ſchickt nehmlich beſſere Waaren nach Afrika, ſchenkt den Negern keine geiſtigen Getränke, und hat geprägte Münzen eingeführt. Je tiefer man ins Land hineinkömmt, deſto mehr nimmt die Zahl der Städte und die Volksmenge zu, die in der Cultur ſchon ziemliche Fortſchritte gemacht hat, wie wir das bei Fula und Melli gefunden haben.

Die Capoverdiſchen, oder die Inſeln des grünen Vorgebirges

liegen 70 Meilen vom grünen Vorgebirge weſtlich zwiſchen dem 40° 30′ und 70° 45′ nördlicher Breite, und dem 4—7° der Länge. Es ſind ihrer 10, und mit den kleinen 20, gehören den Portugieſen, welche ſie im Jahre 1449 entdeckten, haben ein ungeſundes heißes Clima, eine angenehme Abwechſelung von grünen Hügeln und Thälern, ſind aber größtentheils waſſerarm und unfruchtbar, liefern vorzüglich Zucker, Orſeille, Baumwolle, Salz, Federvieh und Eiſen, ziehen am meiſten Schaafe und Ziegen, und haben Schildkröten in ſolcher Menge, daß ſie jährlich von vielen fremden Schiffen weggefangen werden. Drey von den großen Inſeln ſind unbewohnt, Sal, S. Lucia und S. Vincent; die übrigen haben ihre Bevölkerung vom feſten Lande erhalten, aber durch Vermiſchung mit den Europäern iſt eine Menſchenrace entſtanden, die den häßlichſten Negern ähnelt, träge und unwiſſend iſt, und von der Regierung nicht zum Fleiße ermuntert wird. Die Zahl der Weißen iſt verhältnißmäßig geringe. Durch Mangel an Regen, der bisweilen 3 Jahre ausbleibt, und an gehörigen Vorkehrungen entſteht oft die drückendſte Hungersnoth und ein unbeſchreibliches Elend. Alle Einwohner machen nur 42000 Köpfe aus.

Die Inſel Brava hat drey gute Häfen, vortrefflichen Wein, Mais, Melonen, Batatten ꝛc. aber wenig über 500 Einwohner. Fuego, von 4000 Menſchen bewohnt, worunter etwa ein Zehntheil Weiße ſeyn mögen, liegt höher als die übrigen Inſeln, und hat auf dem Gipfel des Gebirges einen Vulkan, der zuweilen Felſenſtücke mit ſchrecklichem Gepraſſel und Lavaſtröme auswirft, und das Land mit Aſche bedeckt;

hat gar kein Quellwasser, bringt aber auch Mais, Melonen und Kürbis im Überflusse hervor, und in Gärten zieht man Orangenfrüchte. Die Ziegen, deren Felle auf königliche Rechnung verkauft werden, laufen wild im Gebirge umher.

S. Jago, die größte von allen diesen Inseln, hat 45 Meilen im Umfange und viel Producte, besonders Wein, den aber die Bewohner nicht keltern dürfen, ist in 11 Pfarreien getheilt, aber seit der Hungersnoth von 1775, durch welche sie 16000 Seelen verlor, menschenarm. Ribeira-Grande ist die Hauptstadt; S. Jago aber von wenig über sechs Familien bewohnt, doch mit einer Manufactur von buntem schmalen Kattun, der auch in andern Örtern der Insel gemacht, und auf das feste Land gegen Sclaven, Elfenbein und Gummi verhandelt wird; und Porto Praya, die Residenz des Gouverneurs, die 100 kleine Häuser, einen guten Hafen, und ein sehr unbedeutendes Fort hat. Die beiden besten Gebäude sind das Gefängniß, und ein der Lissaboner Handelsgesellschaft gehöriges Haus, die den ausschließenden Handel hieher treibt, und deswegen einen Agenten in der Stadt unterhält. — Bonavista, mit einem guten Hafen, hat bei ihrer niedrigen Lage einige Berge, bringt mehr Baumwolle hervor als alle übrigen Inseln, und doch webt keine weniger Zeuge als diese, weil die Einwohner sie nur dann sammlen, wenn sich Schiffe sehen lassen. Die Engländer laden hier mehrentheils Salz, das sie mit alten Kleidern und Schiffszwieback bezahlen. — Mayo hat 3 Meilen im Umfang, 7000 Einwohner, Wassermangel, geringe Fruchtbarkeit, aber das beste Rindvieh und viel Baumwolle, wovon die Hälfte umkommt. Sie erhebt sich allmählig zu einem vulkanischen Berge. — Dreymal größer ist die wegen Mangel an Regen

öde Insel Sal, deren Ufer die See überschwemmt und viel Salz zurückläßt. — Die größte nach S. Jago ist S. Nicolas, die sehr hoch liegt, fruchtbar und überhaupt die schönste in der ganzen Gruppe ist, 6000 Einwohner zählt, welche die besten baumwollenen Zeuge für Brasilien verfertigen, Strümpfe stricken, Kuh- und Ziegenhäute gerben, und gute Schuhe liefern. In der Stadt S. Nicolas, der volkreichsten aller dieser Inselstädte, hält sich der Bischof auf, und ihre Einwohner sind die einzigen, die zum Fisch- und Schildkrötenfange Boote bauen, viel Pferde, Schweine und Federvieh halten, am besten Portugiesisch sprechen, und eifrige Katholiken sind. — Bei S. Vincent, wo Holz, Wasser, wilde Ziegen und Salpeter zu haben sind, werden die mehresten Fische und Schildkröten gefangen. — S. Antonio hat sehr hohe Berge, von denen einer dem Pic auf Teneriffa wenig nachgeben soll; viel Flußwasser, das die Thäler befruchtet, und 4000 Einwohner, wovon $\frac{2}{3}$ Sclaven sind, die aber gleich den Freien ihre eigenen Häuser und Pflanzungen haben, in denen sie besonders Baumwolle und Indigo bauen. — S. John, hoch und felsig, kaum von 200 Menschen bewohnt, erzeugt den mehresten Salpeter. Der Gouverneur, ohne dessen Erlaubniß keine Ziege geschossen werden darf, stellt zuweilen eine solche Jagd an, um vornehmlich die Felle zu bekommen. Alle diese Inseln kosten der Regierung mehr als sie ihr einbringen. Der Menschenhandel in S. Jago ist ein Monopol der Krone. Der Generalgouverneur bekommt seine Haupteinnahme von dem an die Schiffe verhandelten Viehe; denn ihm gebührt die Hälfte des Verkaufpreises. Die Insulaner versorgen ankommende Schiffe mit dem Benöthigten, und erhalten dafür Korn, Kleider und etwas Geld. Der Verkehr mit dem festen Lande ist unbedeutend. — Wir wenden uns nunmehr nach

Ober = Guinea,

worunter man die Küſte verſteht, die ſich vom Löwengebirge (Sierra Leona), etwa vom 10° nördlicher Breite bis nach dem Cap Lopez Gonſalva an das Äthiopiſche Meer mondförmig herumkrümmt. Die Seefahrer rechnen aber die ganze Küſte zu Guinea, vom Cap Blanc bis Cap Negro, eine Strecke von mehr als 800 Meilen. Ober = Guinea wird in die Pfeffer =, Zahn =, Gold = und Sclavenküſte getheilt.

Die Pfeffer = oder Malagueten = Küſte

vom Cap Tagrin bis Cap Palmas, iſt mit der Zahn = Küſte niedrig, ohne Baien und Einläſſe, und zum landen ſchwierig, weil das Meer gegen die Ufer hohe Wellen ſchlägt; ſie iſt aber mit immer grünen Bäumen bedeckt, und bringt Baumwolle, Indigo, viel Wurzelgewächſe und trefflichen Reis in ſolchem Überfluſſe hervor, daß man mit ihm ganz Europa verſorgen könnte. Eine zum Amomen = Geſchlechte gehörige Pflanze, welche die ſogenannten, dem Pfeffer im Geſchmack und in der Wirkung ähnlichen, und in der Arznei gebräuchlichen Paradieskörner in einer feigenähnlichen Frucht trägt, die ein ſäuerliches Fleiſch hat, wächſt hier, wie im übrigen Guinea, ſehr häufig. Im Innern iſt das Land bergigt und waldigt. Die Berge endigen ſich in die Vorgebirge Apollonia, de Monte, Mefurado und Palmas. Beſonders angenehm und fruchtbar iſt die Gegend um Cap de Monte, wo Rinder, Ziegen, Schweine, Hirſche, Rehe und Gazellen bunt durcheinander graſen, und überall Dörfer geſehen werden, die Federvieh in unzähliger Menge halten, den Landbau fleißig betreiben, vortrefflichen Palmwein bereiten, aus dem Seewaſſer Salz ziehen, und ein angenehmes Clima haben. Eben ſo reizend und geſund ſind auch die Ge-

öde Insel Sal, deren Ufer die See überschwemmt und viel Salz zurückläßt. — Die größte nach S. Jago ist S. Nicolas, die sehr hoch liegt, fruchtbar und überhaupt die schönste in der ganzen Gruppe ist, 6000 Einwohner zählt, welche die besten baumwollenen Zeuge für Brasilien verfertigen, Strümpfe stricken, Kuh- und Ziegenhäute gerben, und gute Schuhe liefern. In der Stadt S. Nicolas, der volkreichsten aller dieser Inselstädte, hält sich der Bischof auf, und ihre Einwohner sind die einzigen, die zum Fisch- und Schildkrötenfange Boote bauen, viel Pferde, Schweine und Federvieh halten, am besten Portugiesisch sprechen, und eifrige Katholiken sind. — Bei S. Vincent, wo Holz, Wasser, wilde Ziegen und Salpeter zu haben sind, werden die mehresten Fische und Schildkröten gefangen. — S. Antonio hat sehr hohe Berge, von denen einer dem Pic auf Teneriffa wenig nachgeben soll; viel Flußwasser, das die Thäler befruchtet, und 4000 Einwohner, wovon $\frac{2}{3}$ Sclaven sind, die aber gleich den Freien ihre eigenen Häuser und Pflanzungen haben, in denen sie besonders Baumwolle und Indigo bauen. — S. John, hoch und felsig, kaum von 200 Menschen bewohnt, erzeugt den mehresten Salpeter. Der Gouverneur, ohne dessen Erlaubniß keine Ziege geschossen werden darf, stellt zuweilen eine solche Jagd an, um vornehmlich die Felle zu bekommen. Alle diese Inseln kosten der Regierung mehr als sie ihr einbringen. Der Menschenhandel in S. Jago ist ein Monopol der Krone. Der Generalgouverneur bekommt seine Haupteinnahme von dem an die Schiffe verhandelten Viehe; denn ihm gebührt die Hälfte des Verkaufpreises. Die Insulaner versorgen ankommende Schiffe mit dem Benöthigten, und erhalten dafür Korn, Kleider und etwas Geld. Der Verkehr mit dem festen Lande ist unbedeutend. — Wir wenden uns nunmehr nach

Ober-Guinea,

worunter man die Küſte verſteht, die ſich vom Löwengebirge (Sierra Leona), etwa vom 10° nördlicher Breite bis nach dem Cap Lopez Gonſalva an das Äthiopiſche Meer mondförmig herumkrümmt. Die Seefahrer rechnen aber die ganze Küſte zu Guinea, vom Cap Blanc bis Cap Negro, eine Strecke von mehr als 800 Meilen. Ober-Guinea wird in die Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sclavenküſte getheilt.

Die Pfeffer- oder Malagueten-Küſte

vom Cap Tagrin bis Cap Palmas, iſt mit der Zahn-Küſte niedrig, ohne Baien und Einläſſe, und zum landen ſchwierig, weil das Meer gegen die Ufer hohe Wellen ſchlägt; ſie iſt aber mit immer grünen Bäumen bedeckt, und bringt Baumwolle, Indigo, viel Wurzelgewächſe und trefflichen Reis in ſolchem Überfluſſe hervor, daß man mit ihm ganz Europa verſorgen könnte. Eine zum Amomen-Geſchlechte gehörige Pflanze, welche die ſogenannten, dem Pfeffer im Geſchmack und in der Wirkung ähnlichen, und in der Arznei gebräuchlichen Paradieskörner in einer feigenähnlichen Frucht trägt, die ein ſäuerliches Fleiſch hat, wächſt hier, wie im übrigen Guinea, ſehr häufig. Im Innern iſt das Land bergigt und waldigt. Die Berge endigen ſich in die Vorgebirge Apollonia, de Monte, Mefurado und Palmas. Beſonders angenehm und fruchtbar iſt die Gegend um Cap de Monte, wo Rinder, Ziegen, Schweine, Hirſche, Rehe und Gazellen bunt durcheinander graſen, und überall Dörfer geſehen werden, die Federvieh in unzähliger Menge halten, den Landbau fleißig betreiben, vortrefflichen Palmwein bereiten, aus dem Seewaſſer Salz ziehen, und ein angenehmes Clima haben. Eben ſo reizend und geſund ſind auch die Ge-

genden des Caps und Fluſſes Mefurado, wo die Engländer Waſſer, Reis und Holz zu laden pflegen. — Viele ſchöne Flüſſe, die eine weite Strecke ſtromauf befahren werden können, durchſtrömen die Länder, als der anſehnliche Madre Bomba, der reißende Mefurado oder Duro, der mit dem Gambia zuſammenhängen ſoll, und der Seſtre. — Die Einwohner, welche ſich leicht bekleiden, ſind von Natur gutmüthig, und gegen Fremde freundlich; aber die Europäiſchen Ungerechtigkeiten haben ſie mißtrauiſch und ſchüchtern gemacht, ſo daß ſie ſelten ein Europäiſches Schiff beſteigen; auch laſſen ſich nicht oft Weiße ſehen. Sie ſind herzhaft, ſtark, können meilenweit ſchwimmen, gut untertauchen, wagen ſich in ihren ſchmalen Kähnen, die nicht über 28 Pfund wiegen, und ſelten mehr als drey Menſchen tragen, weit auf das Meer; füllt der Sturm dieſe Schiffchen mit Waſſer, ſo ſpringen ſie heraus, faſſen es an beiden Enden, um das Waſſer auszuſchütten, und ſchwingen ſich behende und getroſten Muthes wieder hinein. — Ihre, zum Schutze gegen wilde Thiere und gegen die aufſteigenden böſen Dünſte, auf Pfählen gebaute Häuſer ſind reinlich, und ihre Speiſen gut zubereitet. Dieſe beſtehen mehrentheils in Palmöl, Reis, Fiſchen, Früchten und in Fleiſch, und ſtatt der Löffel gebrauchen ſie Muſchelſchalen. Sie führen ſelten Kriege, und können daher den Europäern auch nur Landesproducte, wenig Sclaven anbieten, weshalb dieſe eine Niederlaſſung nicht zweckmäßig gefunden haben. Kommt ein Handelsſchiff an, ſo brennt es eine Kanone ab, worauf die Neger, welche Sclaven zu verhandeln haben, ein Feuer anzünden. Dann ſchickt das Schiff in die Gegend, wo das Feuer geſehen worden, ſeine Boote, welche oft drey Wochen ausbleiben, und höchſtens mit einem Dutzend Sclaven zurückkommen.

kommen. Bisweilen bringen die Einwohner ihre Gefangenen selbst an Bord. Die ganze auf dieser Küste jährlich aufgekaufte Sclaven-Zahl beträgt ohngefähr 3000. Westlich vom Cap Apollonia schließt man Verträge und Handel dadurch, daß ein wenig Salzwasser ins Auge getröpfelt oder in den Mund genommen wird. — Unter den verschiedenen Reichen merken wir uns besonders Mitumbo, Boure, Maun und Sanguin. Im letztern liegt an der Küste die große Stadt Sestre, die in der Ferne wie ein Haufen Thurmspitzen aussieht. Dies rührt von dem Bau der Häuser her, die zwey Geschoß und doch nur 4 Fuß hoch sind. Das erste Stock ruht auf Pfeilern, und das zweite, welches zum Waarenlager dient, geht spitz zu. Der König pflegt sich bei den Polabers auch einzufinden, und mit seinen Unterthanen während der Verhandlungen vom Morgen bis zum Abend Taback zu rauchen.

Die Zahn- oder Elfenbein-Küste

liegt zwischen dem Cap Palmas und dem Cap de tres Puntas (der drey Spitzen), ist etwa 50 Meilen lang, von den Elephantenzähnen, die man hier reichlich findet, benannt, hat viel Thiere aller Art, überaus viel Zuckerrohr, starke Waldungen von Palmen, Pommeranzen, Citronen, Nuß- und andern Bäumen; Reis, Hirse, Mais, Batatten und andere Früchte und Lebensmittel im Überflusse. Westlich vom Cap la Hou sind die Einwohner gegen Fremde böse gesinnt, stehlen, essen Menschenfleisch, lassen keine Weißen ans Land, weshalb der Handel, der in Elephantenzähnen, die oft 200 Pfund schwer sind, in Pagnen, Häuten, in Baumwolle und Gold besteht, am Bord der Schiffe betrieben wird, fürchten sich aber so sehr vor Feuergewehr, daß sie sogleich

in ihre Canoes ſpringen und umkehren, wenn ſie nur eine Flinte gewahr werden. Man nennt ſie malos gentes (böſe Menſchen). Die Europäer, beſonders die Engländer, die hier manchen Menſchen geſtohlen haben, mögen an dieſer Feindſchaft wohl Schuld ſeyn. Ganz anders ſind die Quakas, öſtlich vom Cap la Hou, beſchaffen, deren Höflichkeit, Güte und Offenheit gerühmt werden. Wenn ſie ſchwören, tröpfeln ſie etwas Waſſer ins Auge, vermuthlich um anzuzeigen, daß ſie im Fall eines Meineides ihr Geſicht verlieren wollen, und nach geleiſtetem Eide kann man ſich auf ſie verlaſſen. Sie verarbeiten viel Baumwolle zu blau und weißgeſtreiften Pagnen. Viele unter ihnen ſind geſchickte Goldarbeiter, alle aber nach Europäiſchen Waaren ſo lüſtern, daß ſie ſogar den Weibern den Goldſchmuck abreißen, um jene einzutauſchen. Sie trauen ſich, aus Furcht vor Sclaverei, auch nicht Europäiſche Schiffe zu beſteigen. Ihr ſchlechtes Waſſer verbeſſern ſie mit Pito, und verkaufen den meiſten Palmwein an ihre Trunkliebende Nachbaren, ſo wie eine Menge Salz, das noch weiter ins innere Afrika geht. Ein gemeines Schloß und eine Uhr ſind in den Augen des Quaka bewundernswerthe Dinge, aber unbegreiflich iſt es ihm, wie man einander ſeine Gedanken auf Papier mittheilen könne. So weit ſind dieſe Neger noch zurück; vielleicht hätten ſie aber ſchon größere Fortſchritte in den Künſten gethan, wenn nicht hier, ſo wie in Oſtindien und auch unter andern Negervölkern die Sitte herrſchte, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters ergriffe, welches dem Fortgange der menſchlichen Ausbildung Schranken ſetzt. Die ganze Küſte liefert den Europäern jährlich kaum 1000 Sclaven.

Die Goldküste

erstreckt sich 47 Meilen vom Vorgebirge de tres puntas, oder vom Flusse Sucico (Sucre) bis zum Fluß Volta. Die Europäer haben sich auf derselben niedergelassen, weil sie sehr goldreich war; das hat aber auch Millionen Menschen das Leben, ganzen Nationen ihre Existenz gekostet, und die Akimer, die das Goldgraben am besten verstanden, sind seit 1747 ausgewandert, weshalb nicht mehr so viel Gold zu haben ist als ehedem. Sonst konnte man in Akra in einer Woche für mehr als 1000 Rthlr. bekommen, jetzt kaum 1 Unze, und das wenige, was aus dem Innern den Europäern zufließt, geht durch die Hände der Assianten, die es nur in kleinen Portionen versenden. Man wäscht etwas aus dem Küstensande, und gräbt es im Innern aus Bergen. Gewöhnlich enthält die Erde in einer Tiefe von 2 Fuß Goldtheile; ist sie aber 10 Ellen tief nicht reichhaltig, so gräbt man an einer andern Stelle. Bei einer solchen Mine werden insgemein 40 Arbeiter gebraucht. Bisweilen zeigen sich 1 bis 3 Unzen schwere Goldstücke, auch größere Klumpen. Der König von Assiante unterhält, sagt man, ein Bergwerk durch Sclaven, wovon ihm jeder alle Tage 2 Unzen Gold bringen muß. Auch verstehen die Neger die Kunst, Gold mit Silber, Kupfer und Messing zu versetzen. Außer diesem Metalle hat die Goldküste, so wie das übrige Guinea, gewiß noch manche schätzbare Mineralien, nur bemühen sich die Einwohner nicht, darnach zu forschen. An der Küste wird aus Seewasser ein feines, weißes Salz gekocht, das in den innern Ländern starken Absatz findet. In Absicht der übrigen Producte, sowohl Gewächse als Thiere, beziehe ich mich auf Nieder-Guinea, Nigritien und Senegambien, und bemerke nur, daß die Pal-

men den Einwohnern äußerſt nützlich ſind, indem ſie täglich ihren Saft trinken, das Öl zum Brennen, an Speiſen und als Arzenei, das Holz zur Feuerung, die Zweige zur Bedachung, und die Blätter zu Kleidungsſtücken und Stricken benutzen, und die Früchte genießen; daß ſie, den Durſt zu ſtillen, das Zuckerrohr blos ausſaugen, nicht kochen; daß das Guinea-Gras in 5 bis 6 Monaten an 13 Fuß hoch emporſchießt; daß die inländiſchen Pferde klein und häßlich ſind; daß ſich nur die Europäer Hühner, Puten und Tauben halten; daß ſich auch hier die Nachtigall nebſt andern Geſangvögeln hören läßt; daß man aus Seemuſcheln guten Kalk brennt, ſich vor Mückenſtichen nicht zu retten weiß, und von dem 1 bis 3 Ellen langen und 1 Strohhalm dicken Fadenwurm, der ſich zwiſchen den Muskeln des menſchlichen Körpers, gewöhnlich in den Beinen, Lenden und Ärmen einfindet, und heftige Schmerzen und Fieber verurſacht, viel zu leiden hat. Spürt der von dieſem Wurme Geplagte, daß er ſich durch die Haut durcharbeiten will, ſo befeſtigt man das Thier, ſobald man es erreichen kann, vermittelſt eines Fadens an einen Stift, damit er nicht wieder zurückgehen könne, und legt zur Beförderung des Ausganges deſſelben ein erweichendes Pflaſter auf die Öfnung, beſieht alle Morgen und Abend die Stelle genau, und wickelt immer etwas mehr von dem Wurme um den Stift, hört aber ſogleich damit auf, ſobald man Widerſtand bemerkt, damit er nicht abreiße, weil ſonſt der im Fleiſche zurückgebliebene Theil deſſelben den Brand nach ſich ziehen würde. Verfährt man behutſam, ſo wird der Wurm allmählig ganz herausgezogen, und dann iſt auch die Wunde geheilt. Die Beingeſchwüre, welche dieſer Wurm, deſſen Entſtehung noch nicht ins Klare iſt, verurſacht, findet man hier

häufig, auch den Aussatz und andere auch bei uns bekannte Krankheiten, die theils aus einer unordentlichen, ausschweifenden Lebensart, theils aus dem ungesunden, heißen Clima entstehen. Der Neger sey aber auch noch so krank, so bleibt er unempfindlich, ändert nichts in seiner Diät, und zeigt auch unter den heftigsten Leiden nicht den mindesten Schmerz. Die trockne und nasse Jahreszeiten fangen nicht immer zu einerlei Zeit an; die letzte, welche man in drey gleiche Perioden, in die des Nebels, Regens und Windes theilt, gewöhnlich mit dem April. Die Tornados wüthen zuweilen fürchterlich, halten aber glücklicherweise nicht über 4 Stunden an, und eben so der Harmatan im December und Januar, der von Osten kömmt, selten mit Gewittern, sondern immer mit einem trocknen, dicken Nebel verbunden ist, und nach 3 bis 4 Stunden mit Regen aufhört.

Auf der Goldküste sind sieben Königreiche und vier aristokratische Republiken. Das westlichste Reich ist Axim, 4 Meilen lang, hat fast immer Regen, volkreiche Dörfer, und eine republikanische Verfassung. Die Holländer besitzen auf einem Felsen am Meere das Fort S. Anton, an dessen Fuße der Hauptort des Landes Achombone sehr reizend liegt, und die von Brandenburgern angelegte Factorei Friedrichsburg seit 1750. — Das Reich Ante, das gesundeste auf der ganzen Küste, ist gebirgig, waldig, gut bewässert, hat schöne, reiche Thäler, und besonders am Flusse Boutri den trefflichsten Boden. Durch Kriege mit ihren Nachbarn sind die Einwohner so herunter gekommen, daß sie sich in den Schutz der Holländer begeben haben, welche hier die Forts Dorothea, Badenstein und Orange, die Engländer aber, deren Herrschaft die Neger nicht anerkennen wollen, die Forts

men den Einwohnern äußerst nützlich sind, indem sie täglich ihren Saft trinken, das Öl zum Brennen, an Speisen und als Arzenei, das Holz zur Feuerung, die Zweige zur Bedachung, und die Blätter zu Kleidungsstücken und Stricken benutzen, und die Früchte genießen; daß sie, den Durst zu stillen, das Zuckerrohr blos aussaugen, nicht kochen; daß das Guinea-Gras in 5 bis 6 Monaten an 13 Fuß hoch emporschießt; daß die inländischen Pferde klein und häßlich sind; daß sich nur die Europäer Hühner, Puten und Tauben halten; daß sich auch hier die Nachtigall nebst andern Gesangvögeln hören läßt; daß man aus Seemuscheln guten Kalk brennt, sich vor Mückenstichen nicht zu retten weiß, und von dem 1 bis 3 Ellen langen und 1 Strohhalm dicken Fadenwurm, der sich zwischen den Muskeln des menschlichen Körpers, gewöhnlich in den Beinen, Lenden und Ärmen einfindet, und heftige Schmerzen und Fieber verursacht, viel zu leiden hat. Spürt der von diesem Wurme Geplagte, daß er sich durch die Haut durcharbeiten will, so befestigt man das Thier, sobald man es erreichen kann, vermittelst eines Fadens an einen Stift, damit er nicht wieder zurückgehen könne, und legt zur Beförderung des Ausganges desselben ein erweichendes Pflaster auf die Öfnung, besieht alle Morgen und Abend die Stelle genau, und wickelt immer etwas mehr von dem Wurme um den Stift, hört aber sogleich damit auf, sobald man Widerstand bemerkt, damit er nicht abreiße, weil sonst der im Fleische zurückgebliebene Theil desselben den Brand nach sich ziehen würde. Verfährt man behutsam, so wird der Wurm allmählig ganz herausgezogen, und dann ist auch die Wunde geheilt. Die Beingeschwüre, welche dieser Wurm, dessen Entstehung noch nicht ins Klare ist, verursacht, findet man hier

häufig, auch den Aussatz und andere auch bei uns bekannte Krankheiten, die theils aus einer unordentlichen, ausschweifenden Lebensart, theils aus dem ungesunden, heißen Clima entstehen. Der Neger sey aber auch noch so krank, so bleibt er unempfindlich, ändert nichts in seiner Diät, und zeigt auch unter den heftigsten Leiden nicht den mindesten Schmerz. Die trockne und nasse Jahreszeiten fangen nicht immer zu einerlei Zeit an; die letzte, welche man in drey gleiche Perioden, in die des Nebels, Regens und Windes theilt, gewöhnlich mit dem April. Die Tornados wüthen zuweilen fürchterlich, halten aber glücklicherweise nicht über 4 Stunden an, und eben so der Harmatan im December und Januar, der von Osten kömmt, selten mit Gewittern, sondern immer mit einem trocknen, dicken Nebel verbunden ist, und nach 3 bis 4 Stunden mit Regen aufhört.

Auf der Goldküste sind sieben Königreiche und vier aristokratische Republiken. Das westlichste Reich ist Axim, 4 Meilen lang, hat fast immer Regen, volkreiche Dörfer, und eine republikanische Verfassung. Die Holländer besitzen auf einem Felsen am Meere das Fort S. Anton, an dessen Fuße der Hauptort des Landes Achombone sehr reizend liegt, und die von Brandenburgern angelegte Factorei Friedrichsburg seit 1750. — Das Reich Ante, das gesundeste auf der ganzen Küste, ist gebirgig, waldig, gut bewässert, hat schöne, reiche Thäler, und besonders am Flusse Boutri den trefflichsten Boden. Durch Kriege mit ihren Nachbarn sind die Einwohner so herunter gekommen, daß sie sich in den Schutz der Holländer begeben haben, welche hier die Forts Dorothea, Badenstein und Orange, die Engländer aber, deren Herrschaft die Neger nicht anerkennen wollen, die Forts

men den Einwohnern äußerſt nützlich ſind, indem ſie täglich ihren Saft trinken, das Öl zum Brennen, an Speiſen und als Arzenei, das Holz zur Feuerung, die Zweige zur Bedachung, und die Blätter zu Kleidungsſtücken und Stricken benutzen, und die Früchte genießen; daß ſie, den Durſt zu ſtillen, das Zuckerrohr blos ausſaugen, nicht kochen; daß das Guinea-Gras in 5 bis 6 Monaten an 13 Fuß hoch emporſchießt; daß die inländiſchen Pferde klein und häßlich ſind; daß ſich nur die Europäer Hühner, Puten und Tauben halten; daß ſich auch hier die Nachtigall nebſt andern Geſangvögeln hören läßt; daß man aus Seemuſcheln guten Kalk brennt, ſich vor Mückenſtichen nicht zu retten weiß, und von dem 1 bis 3 Ellen langen und 1 Strohhalm dicken Fadenwurm, der ſich zwiſchen den Muskeln des menſchlichen Körpers, gewöhnlich in den Beinen, Lenden und Ärmen einfindet, und heftige Schmerzen und Fieber verurſacht, viel zu leiden hat. Spürt der von dieſem Wurme Geplagte, daß er ſich durch die Haut durcharbeiten will, ſo befeſtigt man das Thier, ſobald man es erreichen kann, vermittelſt eines Fadens an einen Stift, damit er nicht wieder zurückgehen könne, und legt zur Beförderung des Ausganges deſſelben ein erweichendes Pflaſter auf die Öfnung, beſieht alle Morgen und Abend die Stelle genau, und wickelt immer etwas mehr von dem Wurme um den Stift, hört aber ſogleich damit auf, ſobald man Widerſtand bemerkt, damit er nicht abreiße, weil ſonſt der im Fleiſche zurückgebliebene Theil deſſelben den Brand nach ſich ziehen würde. Verfährt man behutſam, ſo wird der Wurm allmählig ganz herausgezogen, und dann iſt auch die Wunde geheilt. Die Beingeſchwüre, welche dieſer Wurm, deſſen Entſtehung noch nicht ins Klare iſt, verurſacht, findet man hier

häufig, auch den Aussatz und andere auch bei uns bekannte Krankheiten, die theils aus einer unordentlichen, ausschweifenden Lebensart, theils aus dem ungesunden, heißen Clima entstehen. Der Neger sey aber auch noch so krank, so bleibt er unempfindlich, ändert nichts in seiner Diät, und zeigt auch unter den heftigsten Leiden nicht den mindesten Schmerz. Die trockne und nasse Jahreszeiten fangen nicht immer zu einerlei Zeit an; die letzte, welche man in drey gleiche Perioden, in die des Nebels, Regens und Windes theilt, gewöhnlich mit dem April. Die Tornados wüthen zuweilen fürchterlich, halten aber glücklicherweise nicht über 4 Stunden an, und eben so der Harmatan im December und Januar, der von Osten kömmt, selten mit Gewittern, sondern immer mit einem trocknen, dicken Nebel verbunden ist, und nach 3 bis 4 Stunden mit Regen aufhört.

Auf der Goldküste sind sieben Königreiche und vier aristokratische Republiken. Das westlichste Reich ist Axim, 4 Meilen lang, hat fast immer Regen, volkreiche Dörfer, und eine republikanische Verfassung. Die Holländer besitzen auf einem Felsen am Meere das Fort S. Anton, an dessen Fuße der Hauptort des Landes Achombone sehr reizend liegt, und die von Brandenburgern angelegte Factorei Friedrichsburg seit 1750. — Das Reich Ante, das gesundeste auf der ganzen Küste, ist gebirgig, waldig, gut bewässert, hat schöne, reiche Thäler, und besonders am Flusse Boutri den trefflichsten Boden. Durch Kriege mit ihren Nachbarn sind die Einwohner so herunter gekommen, daß sie sich in den Schutz der Holländer begeben haben, welche hier die Forts Dorothea, Badenstein und Orange, die Engländer aber, deren Herrschaft die Neger nicht anerkennen wollen, die Forts

Dixcove und Suconda besitzen, wovon das letztere mit einigen Kanonen und 15 Mann besetzt, und besser befestigt ist als jenes. Der vornehmste Negerort ist Tocorary an der Küste, dessen Einwohner die besten Canoes in Guinea bauen. — Der König von Jabba ist in armseligen Umständen. Seine Nachbarn sind die kriegerischen Adoms. In dem 4 Meilen langen Reiche Commany liegen das englische Fort Commenda und das holländische Bredenburg. — Der König des sehr fruchtbaren Reiches Fetu residirt in der gleichnamigen großen und volkreichen Stadt. Es ist Sitte, daß der Bruder, oder ein anderer Seitenverwandter des verstorbenen Königs, noch bei dessen Lebzeiten von den Ständen gewählt wird. Gewöhnlich trifft die Wahl einen Greis, damit die Großen ihr Ansehen nicht verlieren. Die nächsten nach ihm sind der Kanzler, der Statthalter und Schatzmeister, unter dessen Schutze die Christen stehen, und der Feldherr, der im Namen des Königs das Heer anführt. Die Holländer haben in Fetu ihr Hauptfort und Comtoir, S. George della Mina, von dem die übrigen 13 Forts und Comtoire auf dieser Küste abhängen, und wo sich der Director und General aller dieser Plätze aufhält. Es liegt auf einem hohen Felsen am Meere, wird von der Conradsburg gedeckt, hat feste Mauern von Quadersteinen, muß aber das Regenwasser in Cisternen sammlen, das vor dem Genusse abgekocht wird, um nicht Fadenwürmer zu erzeugen. Die Gegend umher ist weder fruchtbar noch angebaut. Die Stadt della Mina hat 200 in drey Districte getheilte Wohnungen, und starke, wohlgebildete, muthige Einwohner, die in Gold und Silber arbeiten, Glas und Krystall schleifen, und gute Fischer sind. Oft sieht man in der trocknen Jahreszeit an 100 Canoes auf

einmal in See ſtechen, und mit Fiſchen beſchwert des Abends nach Hauſe zurückkommen. Die Dorfneger machen verſchiedene Quartiere aus, und bilden ein Corps von 14 bis 15000 Mann. Aber der holländiſche Handel iſt gefallen, er beſchäftigt jetzt höchſtens 17 Fahrzeuge, welche noch nicht 300 Sclaven, aber viel Gold und Elfenbein abholen. Aus Braſilien kommen jährlich 10 Schiffe an, um für Gold und Taback, Menſchen zu erhandeln. — Auch die Engländer haben in Fetu ihr Hauptfort, Cabo Corſo oder Cape Coaſt, 3 Meilen von jenem angelegt. Es iſt in ziemlich gutem Stande, und hat eine Beſatzung von 12 weißen und 150 ſchwarzen Soldaten. Man bringt von hier alle Jahr faſt 8000 Sclaven nach Weſtindien. Längs der Küſte ſieht man beſtändig engliſche Schiffe, welche die erhandelten Waaren in das Magazin des Forts bringen, aus dem ſie weiter nach Weſtindien geſchafft werden. Der ganze Handel und die oberſte Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der einen Ober-Kaufmann und einen Ober-Buchhalter zur Seite hat. Die Engliſche Regierung unterhält dieſes und noch zwey andere naheliegende kleinere Forts jährlich mit 15000 Pf. Sterling; allein der Gouverneur ſchmälert gewöhnlich den Sold, wodurch er ſich, ſo wie durch den Handel mit Braſiliſchen Taback und andere Mittel, in 5 Jahren ein Vermögen von 4000 Pf. erwerben kann, obgleich ſein fixes Gehalt nur 800 Pf. beträgt. — Die Einwohner des zwar kleinen aber ſehr productreichen Staats Sabu ſind die fleißigſten an der ganzen Küſte. Das engliſche Fort Aveen Anne's Point iſt bei weiten nicht ſo wichtig, als das holländiſche auf einem Felſen gelegene, und auf drey Seiten von der Negerei Mawry eingeſchloſſene Fort Naſſau. — Die Einwohner der Republik Fantin,

welche 7 Meilen lang ist und 50 Meilen sich ins Land erstreckt, sind noch nicht überwunden worden, haben viel Nahrungsmittel und Gold, und treiben Landbau, Fischerei und Handel. Das englische, mit 20 Mann besetzte Fort Anamaboa ist nach Cabo Corso das vornehmste. Der Gouverneur desselben ist Vicepräsident des Rathes, dessen Mitglieder die Factoren der übrigen Forts sind. Unter den Kanonen des holländischen Forts Amsterdam liegt der große und volkreiche Ort Groß-Cormantin, dessen Einwohner mancherlei Gewerbe, besonders Fischfang und Handel treiben. — Beschützt von diesem Freistaate leben die Einwohner des Reichs Akron in Ruhe. Das Reich Agonna, ein sehr angenehmes und fruchtbares Land, hat das eigne, daß auch Weiber auf den Thron kommen können. In der Republik Akra, sonst ein mächtiges Reich, sind in der Nähe des englischen verfallenen Forts James ergiebige Salzgruben. In nicht bessern Umständen ist das holländische Fort Crevecoeur. Die Dänen haben hier in Christiansburg, einem festen aber nicht regelmäßig angelegten, mit 30 Weißen und 300 Neger besetzten Fort, ihren Hauptsitz. Überhaupt besitzen die Dänen in Ober-Guinea vier Forts und drey Logen, wovon sie jährlich 1400 Sclaven ausführen.

Östlich von Akra liegen die Landschaften Adampi und Rio Volta, deren Einwohner mehrere kleine Republiken bilden. Im Negerdorfe Labodei, $\frac{1}{4}$ Meilen vom dänischen Fort, ist ein berühmter Fetischtempel. — Weiter östlich haben die Engländer die befestigte Loge Prampram, und die Dänen zwey Forts, Friedensburg und Königstein.

Das innere Land ist weniger heiß als die Küste und gesunder, hat

hat frisches Wasser, und eine schöne Abwechselung von Bergen, Thälern und waldigten Gegenden. Da sind mehrere Staaten.

Aquapim, 30 Meilen lang und halb so breit, mit etwa 9000 Einwohnern und der Residenz Commany, 9 Meilen von Christiansburg. — Östlich davon ist Aquambo, das mit dem nördlichen Reiche Akim dem Könige von Assianto tributair ist, der ein Harem von 3000 Weibern haben soll. Sein Reich liegt ohngefähr 75 Meilen von der Küste, hat überaus viel Gold, so daß die Thüren der königlichen Häuser damit bedeckt sind, und auf den Märkten die gemeinsten Sachen für Gold verkauft werden. Ehedem handelten die Assianter mit den Europäern, aber durch Dazwischenkunft anderer Völker ist dieses Verkehr unterbrochen worden, denn diese gestatten keinem Fremden den Durchgang durch ihr Gebiet. — Unter den innern Nationen sind die Amina die mächtigsten. Sie haben sich bis zu 14 Tagereisen weit von der Küste ausgebreitet, bewohnen viele Dörfer, haben Gold in Menge, aber kein Eisen, handeln mit den Europäern, werden von einem Könige beherrscht, der die Provinzen durch Caboceros verwalten läßt, und rauben unter ihren Nachbarn Menschen, weshalb sie oft in Degombah einfallen. — Zwischen ihnen und den Uwang wohnen die Sokko, zu denen man von der Küste aus erst nach 6 bis 7 Wochen gelangt. Ihr Mansa (König) hat mehrere Fürsten unter sich. Sie rauben und werden beraubt, handeln mit den Weißen, besitzen Gold und Eisen, und wissen auch beide zu bearbeiten. Ein Theil von ihnen bekennt sich zur muhamedanischen, ein anderer zur christlichen Lehre, wenigstens den Gebräuchen nach, denn sie haben Beschneidung und Taufe.

Die Bewohner der Goldküste sind nicht so groß als die auf der Pfefferküste, aber proportionirt gewachsen. Der Bart ist nicht stark, aber kraus, und wird ausgerissen, oder mit dem Messer weggenommen, wie bei den übrigen Negern; aber manche Strandbewohner halten einen langen grauen Bart für eine ehrenvolle Zierde, und lassen ihn von den Weibern in Ordnung bringen. Solche Greise genießen große Ehre, so lange man aber jung ist, läßt man den Bart nicht wachsen. Wären die Negerländer nicht so sehr fruchtbar, so würden die Einwohner wegen ihrer Trägheit oft Hungersnoth leiden. So auch hier; selten säet man mehr als man auf ein Jahr gebraucht. Die Hirseerndte fällt zweymal, im August und December. Die Akraer bauen vornehmlich Mais; aber in allen Negerländern braucht man kein Vieh zum Ackerbau, sondern bloß die Hacke. Wo sich Europäische Kolonien befinden, wird Viehzucht getrieben, sonst wenig oder gar nicht. Auf Fischerei (und dies gilt auch von Senegambien) legt man sich stärker als auf die Jagd. Oft sind die Boote in zwey Stunden mit Fischen so angefüllt, daß sich 200 Menschen daran sättigen können. Man fängt sie mit Netzen und Angeln. Jene verfertigt man aus Baumbast und Blättern, welche zerklopft werden, damit man die Adern zu Zwirn flechten könne, den man auf einer Spille windet, und davon die Netze strickt; die Angeln sind Europäische Arbeit, oder bestehen in großen gekrümmten Nadeln. Große Fische wirft man mit Harpunen. Haben sie aber einige Tage gefischt, so denken sie oft Monate lang nicht wieder daran. Die Fahrzeuge oder Canoes sind ausgehöhlte Baumstämme, 10 bis 30 Fuß lang, (am Gambia wohl 40 bis 50 Fuß) 2 bis 6 Fuß breit und eben so tief. Nach ihrer Größe werden sie von 2 bis 25 Ruderern in Bewegung gesetzt.

von denen einer das Steuer führt. Die Ruder sehen wie Schaufeln aus. Entfernte Küsten befahren sie nicht, aber doch die hohe See zum fischen, und setzen kühn durch die hohen Wellen am Ufer, im Augenblicke, wenn sie brechen wollen. Eben so gut schwimmen sie auch, und bringen von den Europäischen Schiffen, die 1½ Meilen vom Ufer vor Anker gehen, anvertraute Packete glücklich durch die Brandungen ans Land. — Der Kunstfleiß der Neger ist im Ganzen noch sehr eingeschränkt. Auf der Goldküste werden wenige und schlechte Zeuge gemacht; dagegen ist ihre Seife gut, weshalb die Kleider nach der Wäsche sauber aussehen. Die Schmiede zeichnen sich besonders auf dieser Küste aus. Sie bedienen sich des Hammers, Amboßes, Blasebalges und eines durchlöcherten Eisens, das Gold hindurch zu ziehen, welches Metall sie besonders zu Ringen, Ketten und Hutschnüren verarbeiten. Sie flechten aus dem Drathe, der die Dicke eines Seidenfadens hat, mittelst einer Nadel dünne Stränge, und bilden aus denselben die Schnüre. Von Eisen machen sie alle Waffen, Hacken und andere Dinge, im Innern auch Flinten, aber weder Nägel noch Schlosserarbeit. Wie die Neger Töpfe zu mancherlei Gebrauch, irrdene Schüsseln, Schalen und Pfeifenköpfe verfertigen, ist oben da gewesen. Man macht auch hölzernes Geräth; aus einem Stücke Holz einen ganzen Stuhl, so wie aus Elfenbein Posaunen, Ringe und Kämme, und selbst Stroh und Baumbast sind Materialien zu Arbeiten. Die Häuser sind hier und auf der Sclavenküste wie in Senegambien; nur die Vornehmen haben Säle, mehrere Zimmer und kostbare Meublen, als silberne Becher, zinnerne Schüsseln und Schalen, kostbare Messer, Tische, Bänke ꝛc. Sogar das Hausgeräth der Gemeinen ist besser als am Senegal, man sieht dazu-

ter Spiegel, Flinten, Patrontaschen u. dergl. Die Betten bestehen in einem Flechtwerke auf Queerhölzern, die 1 Fuß über der Erde auf Gabeln ruhen. Darüber wird eine Strohmatte ausgebreitet, und in einem oder zwey solchen Betten liegt alles durch einander, Herrschaft, Kinder und Gesinde, ganz nackend. Außer dem Gürtel bedient man sich zur Kleidung noch einer Pagne, worin man sich des Morgens einhüllt, bei Tage aber herunterschlägt, an die linke Seite befestigt, und sich des Nachts damit deckt. Alle Neger scheeren den Kopf, die Alten ganz, die Jüngern größtentheils so, daß sie Figuren hineinbringen. Der Mannsputz ist verschieden; gebraucht man Ringe, so steckt man sie besonders auf die Daumen. Viele binden unter dem Knie eine Schnur Korallen und lassen die Baſtfäden in Büscheln herunter hängen. Die Negerweiber wenden fast aller Orten viel Zeit auf den Kopfputz, und scheeren das Haupthaar auch, wie der Geschmack es fordert, bis auf einen Schopf, der auf dem Scheitel stehen bleibt, worin Gold und Papagoifedern gesteckt werden. Sie waschen sich, reiben sich mit wohlriechendem Fett ein, und tragen dann eine Schminke auf, die gewöhnlich weiß ist und aus einem feinen Thone besteht; das Gesicht bekommt aber blau und grün. Sie gebrauchen dazu allerlei in Holz geschnittene Figuren, die in die Farben getunkt werden. Ihre Kleidung ist wie die männliche, nur vollständiger, aber beim Gehen wird fast immer das Knie entblößt. Zum Putz gehören Korallenschnüre wesentlich, und die Urtheile der Damen entscheiden hier, so gut wie in Europa, über Schmuck und Mode. Verheirathete hüllen den Oberleib in eine Pagne, die um die Achseln geschlagen wird, welche aber unverheirathete Frauenzimmer weglassen. Der Mann geht barhaupt und barfuß, nur zuweilen setzt der Neger

einen Hut oder eine dicht anliegende Mütze von inländischem Zeuge auf; die Oberhäupter aber suchen den Europäern, so viel es angeht, im Anzuge nachzuahmen. Die Bewohner der Küste scheinen die Einschnitte in die Haut ganz oder zum Theil abgeschafft zu haben; die im Innern haben sie noch. Die Anwohner des Caps Apollonia machen sich auf die Backen kleine, krumme, wie ein kleines Kreuz gestaltete Schnitte, und die Vornehmen über den ganzen Leib. Die Ardraer erhöhen das Fleisch nach den Ohren zu. — Was ich von den Speisen und Getränken der Neger in Senegambien gesagt habe, gilt auch von denen in Ober-Guinea. — Die Macht der Könige auf der Goldküste ist die eines Dorfschulzen. Ihr Ansehen beruht auf ihre Reichthümer, und sie zeichnen sich gewöhnlich durch nichts von ihren Unterthanen aus, weder durch Wache noch durch Bedienten; gehn sie im Dorfe herum, so trägt ein Knabe den Säbel, ein anderer den Stuhl; übrigens erweiset man ihnen auf der Straße keine Ehre, und ihre Kleider sind nichts weniger als prächtig. Sie zeigen sich aber in ihrer ganzen Größe, wenn sie ein anderes Dorf besuchen oder Fremden Audienz geben. Dann steht ein bewaffnetes Corps um sie her, Schilde und Parasols decken ihre Häupter, und ihre Weiber sind festlich geschmückt. Sie essen wie ihre Unterthanen, mit denen sie auch auf den Märkten Palmwein trinken, den sie im Rausche an den Bart herunterlaufen lassen; denn das ist vornehm. Bei solchem Gelage wird stark geplaudert, aber es kommen fast lauter Unanständigkeiten zum Vorschein, ohne sich durch weibliche Gegenwart stören zu lassen. Dieses vertrauten Umgangs ohngeachtet straft der König strenge die geringsten Vergehen mit Gelde, auch mit dem Tode, wovon nur die befreit sind, die bei ihm

oder beim Volke viel gelten. Solche Leute erregen öfters Unruhen, die der König nur durch ansehnliche Geschenke stillen kann. Man kann hier und in den meisten Negerländern die Einwohner in 5 Klassen theilen, in die Könige, Caboceros, (Häupter der Städte und Dörfer, Statthalter) in die, welche Reichthümer besitzen, in gemeine Leute und Sclaven. Die Republiken sind entweder Aristocratien, wo jeder Cabocera das meiste zu befehlen hat, oder Anarchien, wo jeder Neger unumschränkter Herr ist, wo kein Oberhaupt und keine Eintracht statt finden. Geschriebene Gesetze sind hier nicht. Kann der Schuldner nicht bezahlen, so verkauft der Gläubiger von dessen Familie so viele, als die Schuld beträgt, und wohnt er an einem andern Orte, so ergreift er Leute aus dem Wohnorte des Schuldners, sie mögen mit diesem verwandt und bekannt seyn oder nicht; und oft nimmt er mehr als die Forderung beträgt von einem dritten, um den Schuldner zur Bezahlung zu zwingen. Der Fremde, der bei dem Handel nicht interessirt ist, will sein geraubtes Gut wieder haben, wird aber an den Schuldner gewiesen, woraus öfters ernsthafte Auftritte entstehen. Ehebruch wird mit Sclaverei und sogar mit dem Tode bestraft, wenn der König dadurch beleidigt wird; denn die Männer sind so eifersüchtig, daß es in ihren Augen schon strafbar ist, mit einer fremden Frau auf einer Matte zu sitzen. Den Mädchen verstattet man mehr Freiheiten. Der Umgang mit Europäern hat bis dahin unbekannte Laster unter den Negern erzeugt, besonders den Trunk, Diebstahl und Mord. Ein Dieb und Mörder wird zum Tode verdammt; wo aber Europäer sind, verwandelt man diese Strafe in Geldbuße oder Sclaverei. Für den Mord eines Vornehmen wird mehr bezahlt als für den eines Gemeinen. Sehr oft

aber weiß der Neger nicht zu unterscheiden, ob die That mit oder ohne Vorsatz geschehen ist. Die Kinder beerben hier nicht ihren Vater, sondern die Erbschaft fällt an die Bruder- oder Schwesterkinder des Verstorbenen; eben so wenig bekommt der Theil, der den andern in der Ehe überlebt, denn die Verwandten des verstorbenen Theils greifen zu.

Zu den Lustbarkeiten gehören allegorisch-pantomimische Ballets, mit Geschmack ersonnen und ausgeführt, wodurch Land- und Seeschlachten, Erbauung eines Forts u. dergl. vorgestellt werden. Man gebraucht dabei Trommeln, 1½ Ellen lange Flöten, eiserne Triangel und andere Instrumente. Zum Zeitvertreibe dienen mancherlei Spiele. Sehr gewöhnlich ist das Boßspiel, wozu zwey Personen gehören, die abwechselnd drey Kauris in die Höhe werfen, und gewinnen, wenn die Schnecken mit der Öfnung nach unten zu fallen. Mancher verspielt sein ganzes Vermögen und endlich sich selbst. — Die Kriege hören in Guinea selten auf, und man bedient sich dabei ziemlich geschickt bis auf 300 Meilen landeinwärts der Flinten. Ein gerüsteter Neger trägt eine Flinte, vor dem Bauche eine Patrontasche mit Pulver, bleiernen Kugeln, gehacktem Eisen, oder glatten Steinen, und mit Bast zum Vorladen; am Gürtel stecken verschiedene Messer in Scheiden, über der Schulter hängt ein Tuch mit einem Topfe für Maismehl und einer Kalabasse zum Trinken, und außerdem führt er wohl noch ein Bastseil bei sich, die Gefangenen zu binden. Viele tragen auch noch Bogen und Pfeile. Die Säbel machen sie selbst, und sie sind sehr scharf. Der Griff ist von Holz, oben mit einem Knopfe, und die Scheide ist von Leder. Er hängt an der linken Seite. Auch bedient man sich großer und kleiner Spieße und der Schilde, die aus Zweigen besonderer Bäume gemacht

und etwas gekrümmt sind, in der Mitte an einer Handhabe mit dem linken Arme gehalten und regiert werden, und den ganzen Körper bedecken. Eine Mütze aus Thierfell, mit Opferblut bestrichen, deckt den Kopf. Andere ziehen die Haut eines Thierkopfes vor das Gesicht, so daß sie durch die Löcher sehen, wo die Augen des Thieres waren. Den Erschlagenen hackt man die Köpfe ab, und nimmt sie in Säcken zum spielen mit. Die Trommeln werden mit den Kinnladen behängt. Wer aber gefangen wird, ist zu ewiger Sclaverei verdammt, wenn er sich nicht lösen kann, und der gefangene Urheber eines Krieges wird nie ausgeliefert. Der Feldzug ist oft in einigen Tagen zu Ende, und selten bleiben 1000 Mann; denn so wie einer fällt, laufen die Umstehenden davon. Gewöhnlich sind die hiesigen Armeen kaum 4000 Mann stark; im Innern aber größer. An Schlachtordnung wird nicht gedacht. Jeder Anführer stellt sich in die Mitte seiner Leute; und der Angriff geschieht von den Haufen einzeln, ohne daß sie sich einander unterstützen. Damit die Kugeln sie nicht treffen, rücken sie gebückt vorwärts. Einige kriechen nach dem Feinde hin, feuern, und laufen dann zu ihrem Truppe zurück. Will eine Parthei Feuer geben, so fängt der General an zu schreien, Trommeln und Hörner schmettern durch einander, und die ganze Schaar läuft brüllend bis auf 50 Schritte auf den Feind los, dehnt sich schnell in eine Linie aus, fällt aufs Knie, thut einen Schuß, springt, um zu laden, einige Schritte zurück, und schießt von neuem. Einige Neger haben schon auf Europäische Art zu kriegen gelernt. In Absicht der Religion sind sie Fetischdiener. In und um Mesurado betet man auch die Sonne an und opfert ihr Wein, Früchte, Thiere. Oft werden die Fetische als ein erbliches Gut in Körben aufbewahrt, vor denen der

Neger

Neger sein Morgengebet verrichtet und für empfangene Wohlthaten danke. Sie verpflichten sich auch ihren Götzen zu Gelübden, z. B. zur Enthaltung von gewissen Speisen und Getränken. Da sie den Fetischen sehr verschiedene Macht zugestehen, so hüten sie sich den Besitzer eines mächtigern zu erzürnen, oder suchen ihm denselben abzukaufen. Ohne vorhergegangene Befragung eines Götzen durch den Priester, wird nichts wichtiges unternommen; der Fragende muß aber Brandtwein vollauf bringen, weil der Fetisch dieses Getränk am meisten liebt. Die Neger an der Goldküste begehen alle Jahr im August oder September ein achttägiges gottesdienstliches Fest mit Musik, Tanz und Schmausereien.

Die Sclavenküste

krümmt sich vom Flusse Volta bis zum Cap Lopez Gonsalva am Meere herum. Der Volta ist vielleicht 50 Meilen lang und bildet 1½ Meilen von seiner Mündung einen See mit mehr als 100 Inseln, wovon Ada, auf welcher sich eine dänische Loge befindet, eine der größten ist. Seine Ufer sind immer grün, aber die Flußpferde und Krokodille machen die Fahrt auf ihm gefährlich. Gold ist hier etwas seltenes, daher betrifft der Handel hauptsächlich Menschen und Elfenbein. — 12 Meilen weiter gen Osten sind die zwey dänischen Logen Quitta und Prinzenstein, und noch 14 Meilen weiter haben sie die letzte in der großen Negerei, Klein-Popo, wo der Handel ziemlich lebhaft ist. Das ganze Land von Volta bis Popo ist eben, sandig und trocken, trägt keine andern Bäume als Palmen, hat wenig Vieh aber viel Fische. Hohe Brandungen halten kleine Boote von der Küste ab, daher der Handel im Ganzen unbedeutend ist.

Dem Reiche Dahomei, das um das Jahr 1625 gestiftet worden ist, sind die ehemals großen Reiche, jetzt Provinzen, Widah und Ardrah unterwürfig.

Widah liegt zwischen dem Volta und Benin, 12 Meilen längs der Küste und 6 Meilen landeinwärts, ist sehr heiß, fruchtbar, stark bevölkert, immer grün, gut angebaut, und die Einwohner, die ihre Dörfer mit Erdwällen umgeben, zeichnen sich durch Industrie und Fleiß aus. Sie lassen keinen Platz unbenutzt, geizen mit der Zeit, so wie mit dem Raume, lassen dem Boden keine Ruhe, spinnen, weben, schmieden, arbeiten in Holz, verstehen noch andere Künste, und man sieht ihren Waaren die schlechten Werkzeuge nicht an, womit sie verfertigt sind. Ihre Grobschmiede machen Ackergeräthe, Zimmerwerkzeuge, Schwerdter und Spieße; die Silberschmiede aber Handgriffe und Schmuck. Sie schmelzen Kupfer und Silber in selbst gemachten Tiegeln, und verarbeiten Thon zu Kochtöpfen, Wasserkrügen und andern Geschirren. Sehr nachtheilig ist ihnen der trockene Harmattan, welcher die Erde ausdörrt und die Pflanzen verwelkt. Das Rindvieh ist ohngeachtet der schönen Weide klein, und die Pferde sind fast unbrauchbar, die Schweine dagegen fett und schmackhaft. Unter den zahmen Thieren bemerken wir auch die Juidaziege und den Zwergbock, die kleinsten Ziegenarten, die man kennt. Die Ziege ist weiß, der Bock aber braun und blaugrau gefleckt, und hat ganz kleine flach auf dem Kopfe liegende Hörner. In den Wäldern sieht man die Buschkatze, ein dem Südamerikanischen Aguti ähnliches Thier. Schildkröten von Centnerschwere sind sehr gemein. Eine kleine Beere, die allen Speisen eine Süßigkeit mittheilt, wird wie Zucker gebraucht. Man gewinnt jährlich drey Getreideerndten

von einem Felde; die königlichen Äcker werden aber durch Frohndienste zuerst bestellt. — Die Widahneger, welche sich die Stirn und Backen so schneiden, als hätten sie Pockennarben, haben einige Begriffe von der Einigkeit Gottes, den sie in dem Himmel wohnen, die Bösen bestrafen, die Guten belohnen, und den Donner erregen lassen. Ihre sichtbaren Götter aber sind gewisse Bäume, das Meer, ein von Thon gebildetes Ungeheuer, Agoye genannt, das der Oberpriester um Rath frägt, und vorzüglich eine Schlange von einer nicht giftigen Art, die in einem großen Gebäude unterhalten und von einem Orden Marabuts bedient wird, an deren Spitze der Oberpriester steht. Zu diesem Schlangenhause geschieht alle Jahr eine große Wallfahrt, wobei der König und seine Unterthanen Opfer bringen, welche die Priester in Empfang nehmen. Wer eine Schlange dieser Art tödtet, wird aufs äußerste gehaßt und verfolgt. Jährlich nimmt man gewaltsamerweise eine Anzahl junger Mädchen zu Priesterinnen und bezeichnet sie. Die Kranken nehmen zu den Bäumen ihre Zuflucht, und verhindert das stürmische Meer das Ein- und Ausladen der Waaren, so opfert der Priester ein Thier und läßt das Blut ins Meer laufen es zu besänftigen. Kein Whidaer wird leicht einen Tag ohne Opfer hingehen lassen, denn es sind der Fetische viel, und jeder muß doch etwas haben. Jede Familie formt sich aus schwarzer oder rother Erde 6 Zoll hohe ungestaltete Figuren, um sie bestrichen mit Palmöl, Blut, Eiern und Federn in die Zimmer, vor die Thüre, in die Ställe und auf die Felder zu setzen, und auf Amulette und Grisgris halten sie ebenfalls viel. Man läßt sich auch Fetische zur Rache machen, und wirft sie, nachdem der Priester seine Beschwörungsformel darüber ausgesprochen hat, auf den Weg, den die

Person, der Gegenstand der Rache, oft zu gehen pflegt, weil man den Tod desjenigen erwartet, der ein solches Ding berührt. Schließen sie einen Vertrag mit einem andern, so sagen sie: wir wollen Fetisch trinken, um den Bund oder Vertrag zu bestätigen, und beim Trunke rufen sie den Fetisch an, daß er sie tödten solle, wenn sie untreu wären. Zwischen ganzen Nationen finden dergleichen Eide mittelst Fetischessens und Trinkens statt. — Die Europäer kaufen jährlich etwa 5500 Sclaven für Taback und Kauris, (4000 Stück Kauris gelten hier 1 Pfund Sterl.) und die Engländer suchen ihrer so viel als möglich zu bekommen, weil die Widaher unter allen Negern die lenksamsten, gutmüthigsten, und die besten Ackerbauer sind. Jedes Handelsschiff bezahlt nach seiner Größe dem Könige einen Zoll, der auch in Grigue einige Kaufleute unterhält, welche die von seinen Nachbarn und Unterthanen geraubten, oder im Kriege gefangenen Menschen auf seine Rechnung verkaufen. Andere Menschenhändler führen den Handel als Commissionaire, oder auf eigene Rechnung. Die Hauptstadt Grigue oder Grimhee liegt ¼ Meilen von der See, hat 8000 Einwohner, welche gute Zeuge weben und Steine schleifen, die dem Lapislazuli ähneln, und hier und in Popo gegraben werden, hat bei der zerstreuten Lage der Häuser 1½ Meilen im Umfang, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien, deren Bewohner ein geselliges Leben führen, und einen ansehnlichen Marktplatz, der mit Buden für in- und ausländische Waaren besetzt ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz Ardrah trägt noch Spuren ihrer alten Größe. Nördlich liegt ein 5 Stunden langer dicker Wald, durch den nur ein schmaler und krummer Fußsteig nach der Stadt Colmina führt, die 15000 Einwohner zählt. Wer diesen Weg geführt

wird, läßt durch Feuer, schießen, blasen und schreien die wilden Thiere verjagen.

In dem eigentlichen Dahomey ist der große, mit einem tiefen Graben umgebene, und von 24000 Einwohnern bewohnte Ort Abomey die Hauptstadt. Sie liegt auf einer sandigen Ebene, und bekommt ihr Wasser aus einem über eine Viertelmeile entlegenen Bache; es wird zum Verkauf in irdenen Töpfen herumgetragen. Die Straßen sind unregelmäßig und die Häuser klein. Der König, welcher sich eigentlich in Colmina, und nur zuweilen in Abomey aufhält, wo das landesherrliche Begräbniß ist, hat ein Haus in und eins außer der Stadt, beide sind mit 20 Fuß hohen Lehmwänden umgeben. Man trift öfters in dieser Stadt Mallays aus dem nördlichen Afrika, welche wahrscheinlich Fezzaner sind, die bis Angola reisen, aus den benachbarten Ländern Sclaven, Elfenbein, baumwollene Zeuge und andere Waaren mitbringen, und vorzüglich Felle, Häute, Gold und andere Landesproducte abholen. — Der König ist der größte Despot, zwischen dem und den Sclaven kein Mittelding statt findet, der mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen, vom höchsten bis zum geringsten nach Willkühr schaltet. Die Eltern haben kein Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, denn sie gehören dem Könige, werden frühzeitig weggenommen und in entfernte Örter vertheilt, ohne vielleicht je ihre Angehörigen wieder zu sehen. Durch diese Trennungen und Aufhebung aller Verwandschaft und natürlichen Banden, erreicht die Regierung den Zweck, ihrer Despotie keine Schranken gesetzt zu sehen; selbst die Minister sind bei allen ihren Vorrechten Sclaven. Der Tamegah, der erste Minister und Regierungsgehülfe, ist der einzige Kopf, den die

Person, der Gegenstand der Rache, oft zu gehen pflegt, weil man den Tod desjenigen erwartet, der ein solches Ding berührt. Schließen sie einen Vertrag mit einem andern, so sagen sie: wir wollen Fetisch trinken, um den Bund oder Vertrag zu bestätigen, und beim Trunke rufen sie den Fetisch an, daß er sie tödten solle, wenn sie untreu wären. Zwischen ganzen Nationen finden dergleichen Eide mittelst Fetischessens und Trinkens statt. — Die Europäer kaufen jährlich etwa 5500 Sclaven für Taback und Kauris, (4000 Stück Kauris gelten hier 1 Pfund Sterl.) und die Engländer suchen ihrer so viel als möglich zu bekommen, weil die Widaher unter allen Negern die lenksamsten, gutmüthigsten, und die besten Ackerbauer sind. Jedes Handelsschiff bezahlt nach seiner Größe dem Könige einen Zoll, der auch in Grigue einige Kaufleute unterhält, welche die von seinen Nachbarn und Unterthanen geraubten, oder im Kriege gefangenen Menschen auf seine Rechnung verkaufen. Andere Menschenhändler führen den Handel als Commissionaire, oder auf eigene Rechnung. Die Hauptstadt Grigue oder Grimhee liegt ½ Meilen von der See, hat 8000 Einwohner, welche gute Zeuge weben und Steine schleifen, die dem Lapislazuli ähneln, und hier und in Popo gegraben werden, hat bei der zerstreuten Lage der Häuser 1½ Meilen im Umfang, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien, deren Bewohner ein geselliges Leben führen, und einen ansehnlichen Marktplatz, der mit Buden für in- und ausländische Waaren besetzt ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz Ardrah trägt noch Spuren ihrer alten Größe. Nördlich liegt ein 5 Stunden langer dicker Wald, durch den nur ein schmaler und krummer Fußsteig nach der Stadt Colmina führt, die 15000 Einwohner zählt. Wer diesen Weg geführt

wird, läßt durch Feuer, schießen, blasen und schreien die wilden Thiere verjagen.

In dem eigentlichen Dahomey ist der große, mit einem tiefen Graben umgebene, und von 24000 Einwohnern bewohnte Ort Abomey die Hauptstadt. Sie liegt auf einer sandigen Ebene, und bekommt ihr Wasser aus einem über eine Viertelmeile entlegenen Bache; es wird zum Verkauf in irdenen Töpfen herumgetragen. Die Straßen sind unregelmäßig und die Häuser klein. Der König, welcher sich eigentlich in Colmina, und nur zuweilen in Abomey aufhält, wo das landesherrliche Begräbniß ist, hat ein Haus in und eins außer der Stadt, beide sind mit 20 Fuß hohen Lehmwänden umgeben. Man trift öfters in dieser Stadt Mallays aus dem nördlichen Afrika, welche wahrscheinlich Fezzaner sind, die bis Angola reisen, aus den benachbarten Ländern Sclaven, Elfenbein, baumwollene Zeuge und andere Waaren mitbringen, und vorzüglich Felle, Häute, Gold und andere Landesproducte abholen. — Der König ist der größte Despot, zwischen dem und den Sclaven kein Mittelding statt findet, der mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen, vom höchsten bis zum geringsten nach Willkühr schaltet. Die Eltern haben kein Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, denn sie gehören dem Könige, werden frühzeitig weggenommen und in entfernte Örter vertheilt, ohne vielleicht je ihre Angehörigen wieder zu sehen. Durch diese Trennungen und Aufhebung aller Verwandschaft und natürlichen Banden, erreicht die Regierung den Zweck, ihrer Despotie keine Schranken gesetzt zu sehen; selbst die Minister sind bei allen ihren Vorrechten Sclaven. Der Tamegah, der erste Minister und Regierungsgehülfe, ist der einzige Kopf, den die

Person, der Gegenstand der Rache, oft zu gehen pflegt, weil man den Tod desjenigen erwartet, der ein solches Ding berührt. Schließen sie einen Vertrag mit einem andern, so sagen sie: wir wollen Fetisch trinken, um den Bund oder Vertrag zu bestätigen, und beim Trunke rufen sie den Fetisch an, daß er sie tödten solle, wenn sie untreu wären. Zwischen ganzen Nationen finden dergleichen Eide mittelst Fetischessens und Trinkens statt. — Die Europäer kaufen jährlich etwa 5500 Sclaven für Taback und Kauris, (4000 Stück Kauris gelten hier 1 Pfund Sterl.) und die Engländer suchen ihrer so viel als möglich zu bekommen, weil die Widaher unter allen Negern die lenksamsten, gutmüthigsten, und die besten Ackerbauer sind. Jedes Handelsschiff bezahlt nach seiner Größe dem Könige einen Zoll, der auch in Grigue einige Kaufleute unterhält, welche die von seinen Nachbarn und Unterthanen geraubten, oder im Kriege gefangenen Menschen auf seine Rechnung verkaufen. Andere Menschenhändler führen den Handel als Commissionaire, oder auf eigene Rechnung. Die Hauptstadt Grigue oder Griwhee liegt ¼ Meilen von der See, hat 8000 Einwohner, welche gute Zeuge weben und Steine schleifen, die dem Lapislazuli ähneln, und hier und in Popo gegraben werden, hat bei der zerstreuten Lage der Häuser 1½ Meilen im Umfang, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien, deren Bewohner ein geselliges Leben führen, und einen ansehnlichen Marktplatz, der mit Buden für in- und ausländische Waaren besetzt ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz Ardrah trägt noch Spuren ihrer alten Größe. Nördlich liegt ein 5 Stunden langer dicker Wald, durch den nur ein schmaler und krummer Fußsteig nach der Stadt Colmina führt, die 15000 Einwohner zählt. Wer diesen Weg geführt

wird, läßt durch Feuer, schießen, blasen und schreien die wilden Thiere verjagen.

In dem eigentlichen Dahomey ist der große, mit einem tiefen Graben umgebene, und von 24000 Einwohnern bewohnte Ort Abomey die Hauptstadt. Sie liegt auf einer sandigen Ebene, und bekommt ihr Wasser aus einem über eine Viertelmeile entlegenen Bache; es wird zum Verkauf in irdenen Töpfen herumgetragen. Die Straßen sind unregelmäßig und die Häuser klein. Der König, welcher sich eigentlich in Colmina, und nur zuweilen in Abomey aufhält, wo das landesherrliche Begräbniß ist, hat ein Haus in und eins außer der Stadt, beide sind mit 20 Fuß hohen Lehmwänden umgeben. Man trift öfters in dieser Stadt Mallays aus dem nördlichen Africa, welche wahrscheinlich Fezzaner sind, die bis Angola reisen, aus den benachbarten Ländern Sclaven, Elfenbein, baumwollene Zeuge und andere Waaren mitbringen, und vorzüglich Felle, Häute, Gold und andere Landesproducte abholen. — Der König ist der größte Despot, zwischen dem und den Sclaven kein Mittelding statt findet, der mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen, vom höchsten bis zum geringsten nach Willkühr schaltet. Die Eltern haben kein Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, denn sie gehören dem Könige, werden frühzeitig weggenommen und in entfernte Örter vertheilt, ohne vielleicht je ihre Angehörigen wieder zu sehen. Durch diese Trennungen und Aufhebung aller Verwandschaft und natürlichen Banden, erreicht die Regierung den Zweck, ihrer Despotie keine Schranken gesetzt zu sehen; selbst die Minister sind bei allen ihren Vorrechten Sclaven. Der Tamegah, der erste Minister und Regierungsgehülfe, ist der einzige Kopf, den die

königliche Despotie nicht willkührlich abſchlagen kann. Er und der Mähuh, welcher Ceremonienmeiſter, Hofmarſchall, und mit jenem Criminalrichter iſt, auch für angekommene Fremde ſorgt, haben das Recht, nach dem Tode des Königs einen von ſeinen hinterlaſſenen Prinzen auf den Thron zu ſetzen. Der Agaow iſt der General der Armee. Zu dieſen Miniſtern kommen noch der Vicekönig von Widah, und der Oberſtallmeiſter, welcher zugleich Gefangenaufſeher iſt, und bei den Executionen zugegen ſeyn muß. Die Untergebenen müſſen die Miniſter mit gebogenen Knien und Händeklatſchen begrüßen; dieſe dürfen auf hohen Stühlen ſitzen, zu Pferde reiten, ſich in Hängebetten tragen laſſen, in Seide kleiden, Bedienten halten, ſich der Sonnenſchirme, Fahnen und muſikaliſcher Inſtrumente bedienen, aber weder Pantoffeln, noch andere königliche Zierathen tragen. Sie allein dürfen mit dem Könige ſprechen, kein anderer Unterthan; der König redet auch nie das Volk an, und duldet es nicht, daß er von ihm angeredet werde. Tritt aber ein Miniſter in den königlichen Pallaſt, ſo hören alle ſeine Vorzüge auf, und ſtatt des ſeidnen Kleides muß er ein kattunenes, einen Halsband von Korallen, ſilberne Armbänder und einen Säbel anlegen, und einen Stock von Elfenbein in die Hand nehmen. So wartet er an dem Thore des Pallaſtes, bis eine der königlichen Weiber ihn zum Eintritt einladet. Mit der tiefſten Ehrerbietung, mit Furcht und Zittern, kriecht er auf Händen und Füßen in den Audienzſaal, legt ſich auf den Bauch vor den Monarchen hin, reibt ſein Haupt in den Staub des Fußbodens, ſpricht ſo ſclaviſch als möglich, ſteht nur auf Befehl, ſich zu nähern, auf, und hält dann in gebeugter Stellung ſeinen Vortrag. So wie ſich das Betragen der Großen durch Sclaverei auszeichnet, ſo die

Regierung durch Grauſamkeit. Sie läßt die Menſchen nicht allein wegen geringer Verſehen, ſondern auch um die königliche Größe zu zeigen, hinrichten. Zu den äußerlichen Zeichen derſelben gehören hier aufgeſpießte Köpfe und aufgehängte Leichname vor den königlichen Zimmern, und Hirnſchädel am Eingange des Pallaſtes. Die Weiber des verſtorbenen Königs morden einander, bis der neue Regent dem Unweſen ſteuert, und überhaupt kann ohne Blutvergießen keine Feierlichkeit, kein Schauſpiel gegeben werden. Die Prinzen haben durchaus keinen Vorzug; ſie müſſen, wie das Volk, kniend die Miniſter begrüßen, welche ſie indeß bei der Hand faſſen und aufrichten. Dagegen ſticht die höfliche Aufnahme ſehr ab, mit welcher der König Fremde empfängt. Sie haben nicht nöthig, ſich nach der Hofetiquette zu richten, begrüßen den Monarchen nach ihrer Sitte, und ſetzen ſich, wenn es Europäiſche Gouverneure und Schiffscapitains ſind, mit bedecktem Haupte in ſeiner Gegenwart nieder, welches, außer den königlichen Weibern, keinem Dahomeier erlaubt iſt. Iſt er gnädig, ſo nimmt er den Fremden bei der Hand, und iſt es ein Weißer, ſo reicht er ihm ein Glas mit geiſtigem Getränke, das man, ohne zu beleidigen, nicht ausſchlagen darf. Wiederfährt einem Unterthan dieſe Ehre, wonach jeder geizt, ſo legt er ſich rücklings auf die Erde, der König ſetzt ihm die Flaſche an den Mund, und jener darf mit trinken nicht früher aufhören, bis dieſer abſetzt. Bei aller Despotie iſt die Ehrfurcht vor dem Monarchen ſo groß, daß man noch kein Beiſpiel von einer Entthronung aufzuweiſen hat, daß die härteſten Befehle ohne Murren, ohne die geringſte Spuren von Widerſetzlichkeit vollzogen werden. Allerdings trägt aber die Demuth der Miniſter viel dazu bei, die Begriffe von

Unterthänigkeit bei dem Volke festzuhalten. Der König trinkt, aber speist nicht in Gegenwart anderer. Fremde, besonders Europäer, läßt er gastfrei in seinem Beisein unter Sonnenschirmen bewirthen, wenn die Tafel auf dem Schloßplatze servirt wird. Man sieht darauf ein leinenes Gedeck, zinnerne oder irdene Teller, Messer, Gabel und Löffel. Die Gäste sitzen auf Stühlen, aber die Großen des Reichs und selbst der Thronfolger lassen sich auf die Erde nieder, und warten bis man ihnen etwas zureicht. Die königlichen Köche bereiten die Speisen ganz auf Europäische Art; aber auch die Dahomeyischen Gerichte sind nicht schlecht. Das vornehmste ist schwarze Suppe, die aus Fleisch oder Fischen und vielen schleimigen Vegetabilien besteht, welche man zusammen kocht, stark pfeffert und salzt, Palmöl und einen Baumsaamen hinzuthut, der wie Gurkenkörner aussieht, damit sie einen feinen, scharfen Geschmack erhalte. Man hat gekochtes und gebacknes, gesäuertes und ungesäuertes Mais- und Hirsebrod, auch leichtes, weißes Brod von Calavanses, die vorher enthülset werden, und macht von gegohrnem Mais eine Art Teig, etwa wie blanc mangé. Der Monarch hat an verschiedenen Orten Palläste, alle auf einerlei Art gebaut, eingerichtet und mit einer Lehmmauer umgeben. Jeder bildet ein Viereck von ¼ Meile, und in der Mitte jeder Seite befindet sich ein von bewaffneten Weibern und Verschnittenen besetztes Thor. Ein solches Schloß sieht wie ein landwirthschaftlicher Hof aus, mit langen Scheunen und Schoppen, denn außer den Wohnungen des Königs hat hier auch jedes seiner Weiber eine besondere Hütte, die Verschnittenen haben ihre Häuser, andere werden zu Magazinen gebraucht für den Mundvorrath des Schloßherrn und seiner zahlreichen Familie, für Eisen und

Europäische

Europäiſche Hausgeräthe, und noch andere ſind Kleiderkammern, Schatzkammern und Zeughäuſer. Mannsperſonen werden faſt nie ins Innere gelaſſen, und die Zimmer ſcharf bewacht. Die Strohdächer ſind mit Reihen von Menſchenſchädeln geziert. Die Zimmer ſind groß, viereckig, und mit einander verbunden. In der Mitte der königlichen Wohnung iſt ein Platz 12 bis 14 Fuß von der Wand durch 7 Fuß hohe Pfähle abgeſteckt. Den Zwiſchenraum deckt ein auf dieſen Pfählen ruhendes Strohdach, vermittelſt Bambusſparren. Der Fußboden iſt entweder die nackte Erde, oder ein erhöhter Eſtrich. Mitten im großen Viereck ſteht ein großes Prachtgebäude von 2 Stock, 40 Fuß hoch. Die Schlafkammer des Königs Ahadi, der vor 1772 regierte, war rund, etwa 18 Fuß im Durchmeſſer; das Dach kegelförmig und mit Schilf gedeckt, die Wände von Thon, und wie faſt alle im Schloſſe, weiß übertüncht. Die Bettſtelle und Madratzen waren Europäiſche Arbeit, und die Umhänge von Zitz. Ein kleiner Tiſch, einige Stühle und eine Kiſte machten die Meublen aus, und ein ſchöner Teppich deckte den Fußboden. Vor dem Zimmer war ein mit einer 3 Fuß hohen Mauer umgebener und mit Menſchenkinnbacken bepflanzter Platz, und der Weg zur Thüre des genannten Zimmers mit Menſchenſchädeln ausgelegt. Das Feſt der jährlichen Zollentrichtung, welches bald nach Weihnachten erfolgt, an dem die Gouverneure der Forts und Factoreien in Grigue, welche durch die königlichen außerordentlichen halb geſchornen und mit Schnuren von Menſchenzähnen umgürteten Boten, eingeladen werden, die Kaufleute und alle Familienhäupter dem Könige Geſchenke bringen und wieder beſchenkt werden, iſt nach Afrikaniſcher Art ſehr glänzend. Der Vicekönig von Widah ſorgt dafür, daß die Europäer

von einer hinlänglichen Anzahl Träger, aber ohne Bedeckung, abgeholt werden, denn die Wege sind sicher, und in den Städten, durch welche die Reise geht, Caravanseraien zu ihrer Aufnahme bestimmt, und die Caboseirs dieser Örter suchen allen ihren Bedürfnissen aufs beste abzuhelfen. Bei ihrer Ankunft in Abomey werden die Kanonen gelöset, und man logirt und bewirthet sie nebst ihren Leuten in der Wohnung des Ceremonienmeisters. Jeder Gouverneur überreicht dem Monarchen ein Geschenk an Europäischen Waaren, ohngefähr 300 Rthlr. an Werth, als einen Beweis der Freundschaft, welches dieser mit einer jungen Sclavin, unter dem Namen einer Wäscherin, und mit einem Stücke feinen Kattun erwiedert. Das Fest dauert einen ganzen Monat. Jeden vierten oder fünften Markttag wird ein öffentliches Schauspiel gegeben, das entweder in Gesang und Tanz vor dem Könige besteht, wobei die aus dem Stegreife gemachten Lieder ein Lob auf die königliche Thaten enthalten und auf der Stelle belohnt werden, oder verschiedene Personen, die Sänger der Nation, singen einige Tage hintereinander die Landesgeschichte ab, oder man schlägt auf dem Marktplatze ein großes Lager auf, wobei königliche, aufs beste gekleidete Weiber gut zubereitete Speisen, Früchte, Pitto, Arrack und andere Getränke in Procession herumtragen, und sowohl unter die Gäste vom Stande, als auch unter das Volk außer dem Lager vertheilen. Folgendes Schauspiel beschließt das ganze Fest. Dicht an den Pallast wird eine 100 Fuß lange und 40 Fuß breite Bühne auf Pfählen errichtet, und durch einen etwas abstehenden Zaun eingeschlossen. Der Boden und die Einfassungen werden mit Teppichen behangen, und mit Fahnen und Wimpeln besetzt. Auf der Bühne sieht man mehrere Reihen von

Kauris in Schnüren von 2000 Stück, Korallenschnüre, Europäische und inländische Zeuge, seidene Stoffe, Taback, Pfeifen, Liqueurs und mehr dergleichen. Zu einer bestimmten Stunde begiebt sich der König in Begleitung seiner Caboseers und Vasallen auf die Bühne, wo sich die Europäischen Gäste auch einfinden, und nun kann sich jeder Beamte ein Stück von dem hingelegten Zeuge aussuchen. Der erste Minister fängt damit an, und die übrigen folgen nach dem Range. Sodann wirft der König eine Kaurisschnur über den Zaun unter das dick versammelte Volk, worauf jeder auf der Bühne befindliche diesem Beispiele folgt, bis alles über den Zaun geworfen ist, einige Kaurisschnüre ausgenommen, die den Lieblingsbedienten, welche zwischen der Bühne und dem Zaune stehen dürfen, von ihren Herren überreicht werden. Der Pöbel ist ganz nackt, nur mit einem Beutel versehen, die erwischten Stücke hineinzustecken, und so viel Streitigkeiten und Balgereien diese fürstliche Lust auch immer erregt, so entstehen doch keine Unglücksfälle. Am Ende wird ein Mensch (zuweilen auch mehrere), nebst einigen Thieren von der Bühne geworfen und unten gemordet. Man behauptet, daß der König die Spitze seines kleinen Fingers in das Blut der Geopferten tauche und ablecke. Die Körper der getödteten Menschen werden, andere barbarische Ceremonien nicht zu gedenken, endlich um das königliche Begräbniß geworfen, ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt, und so wären sie Todtenopfer für die verstorbene königliche Familie.

In Dahomey trägt der Mann bunte oder weiße Unterkleider von inländischen Zeugen, und darüber ein viereckiges Tuch, dessen Größe die Stände unterscheidet. Das Tuch des Mittelstandes sieht wie eine Bettdecke aus; man schlägt es um die Hüften, befestigt 2 Zipfel an die

von einer hinlänglichen Anzahl Träger, aber ohne Bedeckung, abgeholt werden, denn die Wege sind sicher, und in den Städten, durch welche die Reise geht, Caravanseraien zu ihrer Aufnahme bestimmt, und die Cabosiers dieser Örter suchen allen ihren Bedürfnissen aufs beste abzuhelfen. Bei ihrer Ankunft in Abomey werden die Kanonen gelöset, und man logirt und bewirthet sie nebst ihren Leuten in der Wohnung des Ceremonienmeisters. Jeder Gouverneur überreicht dem Monarchen ein Geschenk an Europäischen Waaren, ohngefähr 300 Rthlr. an Werth, als einen Beweis der Freundschaft, welches dieser mit einer jungen Sclavin, unter dem Namen einer Wäscherin, und mit einem Stücke feinen Kattun erwiedert. Das Fest dauert einen ganzen Monat. Jeden vierten oder fünften Markttag wird ein öffentliches Schauspiel gegeben, das entweder in Gesang und Tanz vor dem Könige besteht, wobei die aus dem Stegreife gemachten Lieder ein Lob auf die königliche Thaten enthalten und auf der Stelle belohnt werden, oder verschiedene Personen, die Sänger der Nation, singen einige Tage hintereinander die Landesgeschichte ab, oder man schlägt auf dem Marktplatze ein großes Lager auf, wobei königliche, aufs beste gekleidete Weiber gut zubereitete Speisen, Früchte, Pitto, Arrack und andere Getränke in Procession herumtragen, und sowohl unter die Gäste vom Stande, als auch unter das Volk außer dem Lager vertheilen. Folgendes Schauspiel beschließt das ganze Fest. Dicht an den Pallast wird eine 100 Fuß lange und 40 Fuß breite Bühne auf Pfählen errichtet, und durch einen etwas abstehenden Zaun eingeschlossen. Der Boden und die Einfassungen werden mit Teppichen behangen, und mit Fahnen und Wimpeln besetzt. Auf der Bühne sieht man mehrere Reihen von

Kauris in Schnüren von 2000 Stück, Korallenschnüre, Europäische und inländische Zeuge, seidene Stoffe, Taback, Pfeifen, Liqueurs und mehr dergleichen. Zu einer bestimmten Stunde begiebt sich der König in Begleitung seiner Caboseers und Vasallen auf die Bühne, wo sich die Europäischen Gäste auch einfinden, und nun kann sich jeder Beamte ein Stück von dem hingelegten Zeuge aussuchen. Der erste Minister fängt damit an, und die übrigen folgen nach dem Range. Sodann wirft der König eine Kaurisschnur über den Zaun unter das dick versammelte Volk, worauf jeder auf der Bühne befindliche diesem Beispiele folgt, bis alles über den Zaun geworfen ist, einige Kaurisschnüre ausgenommen, die den Lieblingsbedienten, welche zwischen der Bühne und dem Zaune stehen dürfen, von ihren Herren überreicht werden. Der Pöbel ist ganz nackt, nur mit einem Beutel versehen, die erwischten Stücke hineinzustecken, und so viel Streitigkeiten und Balgereien diese fürstliche Lust auch immer erregt, so entstehen doch keine Unglücksfälle. Am Ende wird ein Mensch (zuweilen auch mehrere), nebst einigen Thieren von der Bühne geworfen und unten gemordet. Man behauptet, daß der König die Spitze seines kleinen Fingers in das Blut der Geopferten tauche und ablecke. Die Körper der getödteten Menschen werden, andere barbarische Ceremonien nicht zu gedenken, endlich um das königliche Begräbniß geworfen, ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt, und so wären sie Todtenopfer für die verstorbene königliche Familie.

In Dahomey trägt der Mann bunte oder weiße Unterkleider von inländischen Zeugen, und darüber ein viereckiges Tuch, dessen Größe die Stände unterscheidet. Das Tuch des Mittelstandes sieht wie eine Bettdecke aus; man schlägt es um die Hüften, befestigt 2 Zipfel an die

linke Seite, und läßt das übrige bis auf die Erde herabfallen. Ein Caboſier nimmt zur Bekleidung ein Stück Seide oder Sammt von 16 bis 18 Ellen. Die Hüthe ſind von Biberhaaren oder ſchlechtern Filz ſtandesmäßig gemacht. Oft tragen der König und ſeine Miniſter Treſſenhüthe mit Federn. Der obere Körper bleibt nebſt den Ärmen unbedeckt, außer auf Reiſen und bei Arbeiten legt man das große Tuch ab. Nur der König trägt Pantoffeln, jeder andere geht barfuß; in die Hand nimmt man entweder einen Stock oder ein Schwerdt, und der Miniſter einen elfenbeinernen Stab, wozu ein ganzer Elephantenzahn gehört, folglich koſtbar iſt. Die Weiber brauchen mehrere Zeuge und Tücher, theils um die Schenkel, theils den obern Theil des Leibes zu bedecken, und viel Ringe um die Finger, Glaskorallen und Kauris um Hals, Ärme und Beine zu ſchmücken. Die Ohrlöcher füllen ſie mit Corallen, polirten Auſterſchaalen, oder mit rothem Siegellacke aus. Junge Mädchen tragen bloß eine Corallen- oder Schneckenſchnur um die Schenkel. Senkrechte Einſchnitte zwiſchen den Augenbraunen ſind allgemein üblich, eben ſo wie der Tabacksbeutel mit Taback, Stein, Stahl, Zunder, und zwey in einem niedlichen, hölzernen Beſtecke liegende Pfeifen. Krieger ſchlagen ein von der Haut der Palmblätter gemachtes ſchmutzig gefärbtes Grastleid um die Schenkel, und tragen eine Büchſe von inländiſcher Fabrike, nebſt einem Pulverhorn von einer Kalabaſſe, mit allerhand grotesken Fetiſch-Figuren geziert, dergleichen ſich der Soldat auch auf den Körper mahlt. Außer den männlichen giebt es hier auch weibliche Krieger, denn der König hat wenigſtens 4000 Weiber, (die Vornehmen halten ſich 100 bis 400, und die Gemeinen 6 bis 20), wovon die mehrſten bewaffnet ſind, ein eignes

Corps Amazonen bilden, und von einem weiblichen Generale und andern Officieren eben so exercirt werden, als die männliche stehende Armee vom Agaow, und geben den Mannspersonen im geschickten Manövriren nichts nach. — Der Landesfetisch ist der Leoparde.

Die östlichen Nachbarn der Dahomeier sind die kühnen, starken und kriegerischen Egos oder Ayos, die sich bis nach Nubien zu ausgebreitet haben, und die man an den Einschnitten erkennt, die von den Augen bis zu den Ohren reichen. Sie verfertigen viel baumwollene Zeuge. Ihr König ist mächtig, kann 10000 Mann stellen, worunter eine starke Reiterei ist, wohnt an 150 Meilen landeinwärts, und bekommt vom Könige von Dahomei und von noch zehn andern Tribut. Wenn seine Gesandten den Tribut einzunehmen nach Dahomei kommen, verhindert man jede Unterredung der Europäer mit ihnen. — Westlich von Dahomei wohnen die Mahihs, welche einen mächtigen Bund von verschiedenen unabhängigen Staaten bilden. Sie bezeichnen eine Backe mit drey Queerschnitten oder mit einem Kreuzschnitt. — Östlich von Widah an der Küste liegt der von Widahnegern bewohnte große Sclavenmarkt Badagry, den besonders Franzosen und Portugiesen besuchen.

Das Reich Benin, am gleichnamigen Flusse, an dessen Armen mehrere unter besondern Königen stehende Völkerschaften wohnen, ist ein sehr fruchtbares Land, und das vorzüglichste Reich in Guinea, von welcher Seite man es auch betrachtet. Es dehnt sich an der Küste 37 Meilen, und im Innern vielleicht bis Habesh aus, und besteht aus vielen Provinzen, worunter Essaka, ein reizendes, gesegnetes Thal bildet, das an allen Arten von Gewächsen des heißen Erdstrichs, an Baum-

wolle, Taback, Mais, Ananas, Gewürzen, besonders an Pfeffer, an mancherlei Gummi und Honig ꝛc. einen großen Reichthum besitzt, und 6 bis 7 Monatreisen von der See entfernt ist. Ackerbau macht das Hauptgeschäft dieser Thalbewohner aus, aber Handwerker fehlen. Die Eingebornen von Benin sind größtentheils stark, dauerhaft, aufrichtig, arbeitsam, höflich, klüger und geschickter als andere Neger; nur die an der Bucht von Benin und weiter abwärts hält man für feige, melancholisch und zum Selbstmorde geneigt. Sie halten sich Hausthiere, bauen große Hirse und andere Feld- und Gartenfrüchte, die ihnen nebst Fleisch und Geflügel zur Speise dienen, verfertigen baumwollene Zeuge und färben sie blau, grün, schwarz, roth und gelb, größtentheils mit Farbehölzern, und bereiten vortreffliche Seife, aus Palmöl, Bananasblättern und Holzasche. Ihre Sclaven sind Ausländer, denn die Eingebornen dürfen als Freie nicht verkauft werden. Der König regiert unumschränkt und übt seine Gewalt durch drey Minister aus, denen die Unterkönige, Statthalter und andere Aufseher untergeordnet sind. Jeder Gouverneur muß ihm jährlich eine gewisse Anzahl Kauris entrichten, und diejenigen, die geringere Ehrenstellen bekleiden, geben den Tribut in Kleidern, Naturalien, und überhaupt in solchen Dingen, die zum Unterhalte des Hofes dienen. Europäer, deren Schiffe höchstens 20 Rthlr. jedesmal zu erlegen haben, werden sehr gelinde behandelt, dürfen aber nicht nach der Haupt- und Residenzstadt Benin kommen, welche auf einer Ebene liegt und 3 Meilen im Umfange hat. In ihren langen und breiten Straßen wird täglich zweymal Markt gehalten. Die Häuser sind von Thon, gut und geräumig, und die Dächer von Binsen, Stroh und Blättern erbaut. Der meiste Handel mit den

Weißen wird in Arebo, 45 Meilen ſtromauf getrieben. — Abhängig von Benin iſt das Reich Lagos. — Das Reich Awerri, 35 Meilen längs der Küſte bis an Cap Formoſa, iſt flach, niedrig, waldig, ungeſund und nicht ſonderlich fruchtbar. — Das Reich Calabari liegt in einer Länge von 26 Meilen vom Cap Formoſa bis an den Fluß Real, oder, wie andere wollen, bis an Cap Lopez Gonſalva. Dieſe Küſte iſt flach und niedrig. Die Europäiſchen Schiffe laufen gewöhnlich in den Real ein, der auch Neu-Calabar genannt wird, an deſſen Mündung die hohe Inſel Foco liegt, wo man ſich mit Holz, Waſſer und Früchten verſieht. Der Delemongo (König, großer Mann) wohnt an der Küſte in Neu-Calabar, einer Stadt von 300 Häuſern, und ſieht den Fehden ſeiner Statthalter ruhig zu, bis ſie es zu arg machen, da er ſich denn ins Mittel legt. Lebensmittel bekommen die Einwohner — denn das Land umher iſt trocken und öde — von den nördlichen Hakbou oder Ibo, die im innern Afrika ein weitläuftiges Land bewohnen. Weiter ſüdöſtlich liegt am gleichnamigen Fluſſe, faſt 3 Meilen von der See, der elend gebaute Ort Bonny, der kein anderes als ungeſundes, in ſtinkenden Pfützen aufbewahrtes Regenwaſſer hat, aber mit Neu-Calabar zu den größten Sclavenmärkten gehört. Sobald Europäiſche Schiffe ankommen, fahren die Kaufleute in großen Flotten die Flüſſe hinauf, und kommen in neun Tagen oft mit 2000 Sclaven zurück. Die Könige erhalten von den Kaufleuten einen Zoll, und damit keine Unterſchleife vorfallen, ſchicken ſie auf die Schiffe gewiſſe Perſonen, um ihn hier in Empfang zu nehmen. Der Handel nimmt aber nicht eher ſeinen Anfang, bis die Fürſten am Bord der Europäiſchen Schiffe geweſen ſind, wo man ſie mit Kanonen begrüßt und gut bewirthet. Im Jahre

1784 regierten in Bonny zwey Fürsten, die englische Namen angenommen hatten; der eine nennte sich Storfolk, der andere Peppel. Sie wohnen übrigens nicht besser als ihre Unterthanen, nur geräumiger, und haben um sich her Europäische zum Menschenhandel bestimmte Waarenmagazine. Die Neger, welche man hier verhandelt, sind zwar nicht so gut als die von andern Orten, allein weil der Handel regelmäßig getrieben wird und in kurzer Zeit eine Ladung gemacht werden kann: so werden diese Gegenden von den Europäern am häufigsten besucht. Man sagt, daß sie jährlich von der ganzen Sclavenküste 28000 Menschen wegführten, die Hälfte davon aus Bonny und Calabar. — Da, wo sich die Küste nach Süden krümmt, fängt das Land Ambozes an, das sehr hohe Berge hat, von den Calbingos bewohnt und von dem Flusse Camerones oder Jamour begrenzt wird, der es von dem Reiche Biafara trennt. Unter den dortigen Flüssen zeichnen sich zwey durch ihre Größe aus, der Gabon und Angra, die beide ins Meer fließen. Die anstoßenden Landschaften sind schwach bevölkert, und liefern den Britten, die fast allein unter den Europäern Neger von hier holen, elende Schwächlinge. Die Anwohner des Gabons haben sehr lange Unterkinnladen, gelbliche Augen, mehr rothe als schwarze Farbe, sind klein und durchaus behaart, kurz, sie sehen den Affen ähnlich.

Wir verlassen nunmehr das feste Land, und kommen in der Bucht von Guinea zu der spanischen Insel Fernando del Po, deren Umfang 9 Meilen beträgt und mit Felsen eingefaßt ist. Die Bewohner, ursprünglich Portugiesen und Mulatten, sind durch die Vermischung mit den Negern vom festen Lande allmählig Neger geworden. Sie bauen allerlei Lebensmittel im Überflusse, und versorgen damit vorbeifahrende Schiffe.

Die

Die Prinzen-Insel, eine portugiesische Besitzung, liegt 30 Meilen vom Lande, hat 15 Meilen im Umfange, und versieht die nach Amerika abgehenden Sclavenschiffe mit Erfrischungen; denn sie hat treffliches Wasser, Reis, Mais, Hirse, Manjoc, Südfrüchte, zahmes Vieh und viel Holz. Das Clima ist angenehm und gesund. In der Mitte der Insel liegt auf dem Gipfel eines Berges ein kleiner See, aus dem die Bäche derselben entspringen. Die Stadt hat 200 hölzerne, 2 Stock hohe Häuser, die enge Straßen bilden, zwey Kirchen und ein Kloster. Außer 50 Weißen, sind die übrigen Einwohner Mulatten und Sclaven. Der am Eingange durch eine Festung gedeckte Hafen ist sicher und bequem.

Die portugiesische Insel S. Thomas liegt unter dem Äquator, 26 Meilen vom Cap Lopez Gonsalva, hat 30 Meilen im Umkreise, unerträgliche Hitze, und viel Berge, in deren Thäler ein dicker, stinkender Nebel aufsteigt und Krankheiten verursacht. Auf den hohen Bergen in der Mitte der Insel entspringen verschiedene, auch einige ansehnliche Bäche, die Fische mit sich führen. So ungesund die Luft ist, so fruchtbar ist der Boden, der die Producte des festen Landes im Überflusse hervorbringt. Man macht jährlich 3 Millionen Pfund Zucker in 400 Mühlen. Die Zahl der Einwohner beträgt 15000, worunter 700 weiße- und Mulattenfamilien sind. Die Schwarzen, welche getauft sind, wöchentlich nur 2 bis 3 Tage arbeiten, großen Lohn bekommen, und ein freies Leben führen, erreichen gewöhnlich ein hohes Alter. Sie sowohl als die Mulatten bekommen Unterricht im Lesen und Schreiben, kleiden sich anständig und besuchen die Kirchen täglich. Geistliche-, Civil- und Militairstellen werden mit Mulatten besetzt,

die sich für Edelleute halten; aber auch schwarze, doch sehr unwissende Priester verwalten den Gottesdienst in mehrern Kirchen, und halten sich Frauen. Diese und andere Mißbräuche haben schon längst abgeschafft werden sollen; allein die dahin geschickten Reformatoren sind vergiftet worden. Dem Gouverneur, einem Mulatten, ist ein Rath von 12 Eingebornen an die Seite gesetzt. In der Mitte der Insel wohnen in Gebirgen Maron-Neger, die den Portugiesen nicht unterworfen sind. Der Hauptort S. Thome hat ½ Meile im Umfange, 500 hölzerne zweystöckige Häuser, 2 Klöster, 3 Kirchen, und wird von einem auf einer engen Erdzunge gelegenen Fort vertheidigt, das durch 100 brave Soldaten sich gegen jeden Feind halten würde. — 19 Meilen südwestlich liegt die kleinere spanische Insel

Annabon, deren felsige, in Nebel gehüllte und dadurch gefährliche Küste keinen Hafen hat, und aus Bergen und Thälern besteht. Die Ratten richten viel Zerstörungen an, und werden nicht von den Katzen, sondern von Amerikanischen Hunden angegriffen. Die Fruchtbarkeit der Insel ist so groß, daß die Lebensmittel fast umsonst gereicht werden. Am Ende der Rhede, wo die Schiffe, jedoch selten, zu ankern pflegen, stehen 100 leichte Häuser mit einer Kirche. — Von hier fahren wir ein paar hundert Meilen westlich vor der unbewohnten portugiesischen Insel S. Matthäus vorbei, südwestlich nach der Insel

Ascension oder Himmelfahrt, die auch den Portugiesen gehört, 6 Meilen im Umfange hat, dürr, und nur von wilden, magern Ziegen, unschmackhaften Vögeln und den feinsten Schildkröten bewohnt wird. Die Ostindienfahrer finden hier einen sichern Hafen, aber kein

frisches Wasser. Südöstlich, 300 Meilen von Afrika, und 450 von Amerika liegt die englische Insel

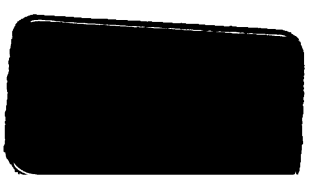
S. Helena, $2\frac{1}{2}$ Meile lang und $1\frac{1}{4}$ Meile breit. Sie besteht aus einem hohen mit 1 Fuß tiefer Erde bedeckten Felsen, an dessen Ostseite der Landungsplatz ist. Die Britten haben sie seit kurzen gut angebaut, so daß man Früchte, eßbare Wurzeln, Feld- und Gartengewächse, Milch, Butter, Käse, Schweine, Ziegen, Puten und ander Geflügel in Menge bekommen kann. Korn und Wein muß eingeführt werden, denn die Insulaner beschäftigen sich mehr mit der Viehzucht, als mit dem Feldbau; auch thun ihnen die Ratten viel Schaden. Die englische Ostindische Compagnie hat die Stadt Fort James, dicht an der Chapel Valley Bai, angelegt, und hält darin eine Garnison von einigen Compagnien; allein die Inselbewohner, etwa 24000 Köpfe, Weiße und Schwarze, worunter 200 Familien von brittischer Herkunft sind, kommen nur dann nach der Stadt, wenn sie in die Kirche gehn, oder mit den Ostindienfahrern handeln wollen. Alsdann dienen die Häuser der Stadt zu Schenk- und Wirthshäusern. Ein anderer Handel ist den Insulanern untersagt, sie dürfen sich auch nur Boote bauen. Vieh wird nur mit Erlaubniß des Gouverneurs geschlachtet, und nach Anweisung einer Magistratsperson unter die Familien vertheilt. Auswärtige Waaren bekommt man auf sechsmonatlichen Credit aus dem Magazine der Compagnie, welches persische, ostindische und chinesische Artickel enthält.

Übersicht

Wir übersehen nun kürzlich das Ganze von Afrika. Dieser Erdtheil, östlich vom arabischen Meerbusen und indischen Meere, südlich vom letztern, westlich vom äthiopischen und atlantischen, nördlich vom mittelländischen Meere umgeben, mit Asien in Nordosten durch die Landenge Suez zusammenhängend, bildet eine 530000 Quadratmeilen große Halbinsel, die sich, ohne die Inseln vom 1 bis 79° der Länge, vom 37° nördlicher bis 34° südlicher Breite erstreckt, und deren Inneres den Europäern hier wenig, dort gar nicht bekannt ist. In den neuern Zeiten bemühen sich vornehmlich die Engländer, von der Senegalküste aus, ins Innere vorzudringen. Afrika wird von mehrern Gebirgen durchschnitten: im Norden ist der Atlas, in der heißen Zone das Löwen-, Mond- und die Habeshinischen Gebirge, welche durch eine Bergkette nördlich am arabischen Meerbusen mit den gegenüberliegenden arabischen Bergen zusammenhängen; südlich das Lupata-Gebirge, von welchem sich in die Kaffern- und Hottentottenländer starke Zweige ausbreiten, und das vielleicht mit den Nieder-Guineischen Bergen verbunden ist. Diese Gebirge endigen sich in mehrern Vorgebirgen, unter welchen das Cap Serra die nördlichste, Cap Verd die westlichste, Cap de bonne Espérance die südlichste, und Cap Gardafui die östlichste Spitze Afrikas ausmachen, und geben mehrern Flüssen den Ursprung, von denen der Nil im Osten, der Senegal, Gambia und Zaire im Westen, der Zambese im Osten, der Bagrada im Norden, und der Niger im Innern die größten sind; indeß scheint Afrika im Verhältniß

zu den andern Erdtheilen am wenigsten bewässert zu seyn, auch die kleinste Anzahl von Landseen zu haben, unter denen der Dembea und Marawi die bedeutendsten sind. Vielleicht ist aber auch nirgends die Hitze größer als hier, denn es liegt in und nahe an der heißen Zone, und hat daher fast überall, die Sandwüsten abgerechnet, die bekannten tropischen Producte, verschiedene eigene Getreidearten, Südfrüchte, besonders Datteln und andere Palmen, Gummibäume, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Pfeffer, mehrere brauchbare Holzarten, Officinal-Kräuter ꝛc.; und an Thieren, außer den Hausthieren, wozu hier auch das Kameel gehört, solche wilde, welche eine kältere Luft nicht vertragen können, als Elephanten, Löwen, Panther, (keine Tiger, die sind in Asien), Leoparden, Giraffen, Zebras, Flußpferde, Rhinocerosse, Krokodille, Affen, und darunter den Pongo, Antelopen, Gazellen, Strauße, Papagaien, gehörnte und ungehörnte Schlangen, mit und ohne Gift, Termiten, und viele andere ganz eigne Gewächse und Thiere, die uns bei weiten noch nicht alle bekannt sind. Afrika besitzt viel Gold, wenig Silber, mehr Kupfer und Eisen, in einigen Gegenden viel, in andern wenig und gar kein Salz; und außerdem Salpeter, Salmiack, nützliche Stein- und Erdarten. Die Zahl der Einwohner ist unbekannt, man schätzt sie zwischen 100 und 150 Millionen, indeß sind manche Gegenden reicher als man glaubt. Zu den Ureinwohnern gehören die Neger, Kaffern, Hottentotten, Kopten und Kabylen oder Breber. Eingewandert und nun einheimisch sind die Araber und Mauren, aus denen auch die Habeshinier entstanden sind, die Türken, die Juden und Europäer. In der Cultur haben die Afrikanischen Nationen keine große Fortschritte gemacht, am wenigsten die Neger und Hottentotten. Er-

ziehung und Unterricht werden versäumt. In Afrika redet man vielerlei Sprachen, so viel als in Europa, Asien und Amerika zusammengenommen. Die mehrsten Neger und Hottentotten sind Fetischdiener; viele Neger, die Mauren, Türken und fast alle Breber, Muhamedaner; Habeshiner und Kopten aber Christen. Auf der Nordküste macht man seidene Zeuge, Leinwand, und Leder am meisten; durch ganz Afrika baumwollene Zeuge und Metallwaaren, die aber größtentheils unvollkommen sind, so wie im Ganzen fast alle Afrikanische Arbeiten. Allein die Einwohner verlangen und brauchen wenig Fabricate, weil der Reichthum ihrer Länder sie mit Nahrungsmitteln, ohne bedeutenden Ackerbau, mit Kleidungen und Geräthen versorgt. Ihre Wohnungen sind mehrentheils Hütten und Zelte, im Norden aber bessere Häuser, auf orientalische Art gebaut. Der Handel ist unbedeutender als der Asiatische und Amerikanische. Die Europäer betreiben den Seehandel allein, außer auf der Ostküste, die auch Araber und Indier besuchen. Nach Europa gehen vornehmlich Baumwolle, Gummi, Elfenbein, Gold, Sennesblätter, Salmiac, Kupfer, Getreide, und nach Amerika Sclaven. Die Hauptgegenstände des innern Handels, den Karavanen betreiben, sind Salz, Datteln, Goldstaub, Zeuge, Sclaven und Europäische Waaren. Die Nationen stehen nicht in solcher Verbindung als die Europäischen und bekriegen einander, besonders die Negervölker, mehrentheils um den Menschenhandel unterhalten zu können.



ziehung und Unterricht werden versäumt. In Afrika redet man vielerlei Sprachen, so viel als in Europa, Asien und Amerika zusammengenommen. Die mehrsten Neger und Hottentotten sind Fetischdiener; viele Neger, die Mauren, Türken und fast alle Breber, Muhamedaner; Habeshiner und Kopten aber Christen. Auf der Nordküste macht man seidene Zeuge, Leinwand, und Leder am meisten; durch ganz Afrika baumwollene Zeuge und Metallwaaren, die aber größtentheils unvollkommen sind, so wie im Ganzen fast alle Afrikanische Arbeiten. Allein die Einwohner verlangen und brauchen wenig Fabricate, weil der Reichthum ihrer Länder sie mit Nahrungsmitteln, ohne bedeutenden Ackerbau, mit Kleidungen und Geräthen versorgt. Ihre Wohnungen sind mehrentheils Hütten und Zelte, im Norden aber bessere Häuser, auf orientalische Art gebaut. Der Handel ist unbedeutender als der Asiatische und Amerikanische. Die Europäer betreiben den Seehandel allein, außer auf der Ostküste, die auch Araber und Indier besuchen. Nach Europa gehen vornehmlich Baumwolle, Gummi, Elfenbein, Gold, Sennesblätter, Salmiac, Kupfer, Getreide, und nach Amerika Sclaven. Die Hauptgegenstände des innern Handels, den Karavanen betreiben, sind Salz, Datteln, Goldstaub, Zeuge, Sclaven und Europäische Waaren. Die Nationen stehen nicht in solcher Verbindung als die Europäischen und bekriegen einander, besonders die Negervölker, mehrentheils um den Menschenhandel unterhalten zu können.